BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thieme, Karl Traugott,

Aufmunterungen zum vernünftigen Denken und Handeln Ein Buch für bildungsbeflissene Jünglinge

Leipzig 1801

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.420
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11109282-5

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Philos. 420

6

Phil. #420

Aufmunterungen

zum

vernünftigen Denken und Handeln.

Ein Buch

für bildungsbeflissene Jünglinge

von

M. K. T. Thieme,

Verfasser des Sächsischen Kinderfreundes.

Neue Ausgabe.

Leipzig, 1801.

bey Siegfr. Lebr. Crusius.

Vorrede.

Daß die sittliche Bildung junger Menschen nicht mit einem systematischen Vortrage angefangen werden muß, darüber sind wol alle Kenner der menschlichen Natur einverstanden. Ehe eine Sittenlehre Statt finden kann, muß man sich bemühen, das sittliche Gefühl zu erwecken und die thätige Urtheilskraft durch berichtigte Ansichten sittlicher Gegenstände zu leiten. Ersteres kann bei Kindern sehr bequem durch erzählte That

sachen — Letzteres bei dem reifern Alter durch mitgetheilte Betrachtungen geschehen. In dieser Absicht sind auch gegenwärtige Betrachtungen aufgesetzt, die ich darum Aufmunterungen nenne, weil dadurch das junge Gemüth zum eignen Denken über sittliche Gegenstände und zum eigenen Fleiße in der sittlichen Bildung aufgemuntert werden soll. Gegen die Brauchbarkeit derselben zu dem angegebenen Zwecke wird man vielleicht einwenden, daß dergleichen trockene Betrachtungen für Jünglinge von herrschender Sinnlichkeit wenig Interesse haben. Ich gebe das zu, doch mit dem Vorbehalte, daß im Charakter des Jünglings die Sinnlichkeit nicht durchaus als herrschend vorausgesetzt werden darf. Wenn durch die ganze Erziehung die Herrschaft der Sinnlichkeit gemäs-

sigt und das sittliche Interesse belebt worden ist; so kann man darauf rechnen, daß die Aufmerksamkeit der jungen Gemüther auch durch Betrachtungen gereizt wird, besonders wenn diese nicht ganz im Tone einer einschläfernden Predigt abgefaßt sind. Wenigstens habe ich Grund zu glauben, daß die Betrachtungen, welche ich hier liefere, bei den jungen Menschen, welchen sie zuerst mitgetheilt worden sind, Eingang gefunden und guten Erfolg gehabt haben. Die nähere Veranlassung zur Abfassung und Mittheilung derselben war folgende.

Es ist bekannt, daß in den meisten öffentlichen Schulen die Lehrstunden sich mit einem Stoße Gebetsformeln anfangen, die von einem Schüler aus dem Gedächtnisse hergeschnurrt oder abgelesen werden. Ich

gebe mir nicht die vergebliche Mühe zu zeigen, wie zwecklos und schädlich diese Gewohnheit sey: denn, Leute, die von Menschenbildung gesunde Begriffe haben, sehen es selbst ein; und Andere, die jedes Unwesen des alten Herkommens gern in Schutz nehmen, sind taub gegen solche Vorstellungen. Ueberall, wo ich Lehrer erwachsener Jünglinge gewesen bin, habe ich diesen Mißbrauch abgeschafft. So oft öffentlich gebetet werden sollte, gab ich selbst die Worte dazu, wie ich sie den jedesmaligen Bedürfnissen der Jugend angemessen fand. Aber auch dieses durfte nicht Alltagsweise seyn; sondern ich fand es für die jungen Menschen nicht minder erbaulich, wenn ich ihnen die Betrachtung eines moralischen Gegenstandes mittheilte, dessen Wahl mehrentheils durch

Zeitereignisse oder durch besondere Vorfälle veranlaßt ward. In der Meinung, daß vielleicht auch andere Schullehrer oder bildungsbeflissene Jünglinge von diesen Betrachtungen Gebrauch machen können, habe ich diejenigen, die nicht besondere Beziehung auf Zeit und Ort haben, ausgehoben und übergebe sie hiermit dem Publikum, in der redlichen Absicht, dadurch zu Beförderung des richtigen Denkens und des sittlichen Lebens bey der jungen Welt, ein Hülfsmittel zu liefern. Obschon in dieser Sammlung einige Gegenstände zwei Mal vorkommen; so glaube ich dennoch den Vorwurf einer langweiligen Wiederholung nicht besorgen zu dürfen, indem jeder aufmerksame Leser bald finden wird, daß dieselben Gegenstände aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet

sind. Ob ich eine zweite Sammlung heraus geben soll; darüber wird mich das Publikum wol belehren.

Der Verfasser.

Inhalt.

1. Benutzung der Gegenwart.
2. Beschäftigung mit Kleinigkeiten.
3. Wahrer Werth der Güter.
4. Gesichtskreis des Menschen.
5. Der Tag zur Arbeit, die Nacht zur Ruhe.
6. Egoismus und Gemeinsinn.
7. Stöhrende Nahrungssorgen.
8. Die wohlthätige Arbeit.
9. Leichte Befriedigung der Naturbedürfnisse.
10. Verdienst und Lohn.
11. Meinungen der Leute und Gesetz.
12. Wahrer Lebensgenuß.
13. Folgen des Jugendlebens.
14. Wahrer Zweck des Jugendfleißes.
15. Selbstthätigkeit.
16. Rückblick auf die Jugendjahre.
17. Umgang mit Menschen.
18. Sorge für den Körper.

Inhalt.

19. Zweckmäßigkeit aller Handlungen.
20. Verdientes Brodt.
21. Sprachvermögen.
22. Bildung des Körpers.
23. Guter Wille.
24. Offenheit des Charakters.
25. Selbstschätzung.
26. Menschliche Anlagen und ihre Ausbildung.
27. Menschenkraft.
28. Sinne für das Schöne.
29. Mannigfaltigkeit und Einheit.
30. Die Natur, unsere Lehrerin.
31. Humanität und Brutalität.
32. Moralische Zweizüngler.
33. Kunstfleiß.
34. Verträglichkeit der Natur mit der Kultur.
35. Erkenntniß der Wahrheit.
36. Die Zeiten ändern sich.
37. Vielwisser und Helldenker.
38. Eigennützige Gerechtigkeitsliebe.
39. Wahre Studentenfreiheit.
40. Freie Thätigkeit unserer Gemüthskräfte.
41. Bekanntschaft mit sich selbst.
42. Hoheit der Vernunft.
43. Schwere Wahl eines Studienfachs.

Inhalt.

44. Falsche Bestimmungsgründe bei dieser Wahl.
45. Freundschaft.
46. Diener zweier Herren.
47. Allgemeine Menschenliebe.
48. Bestimmung seines eigenen Werthes.
49. Der allgemeine Wunsch sein Glück zu machen.
50. Wahre Religion.
51. Gesellige Ordnung.
52. Sorge für die Ruhe des Lebens.
53. Einzig sicheres Erhaltungsmittel derselben.
54. Friede und Einigkeit.
55. Nachgiebigkeit und Sanftmuth.
56. Friedfertige Standhaftigkeit.
57. Verstandesthätigkeit und Sinnenlust.
58. Unbekanntschaft der Menschen mit ihrer eigenen Natur.
59. Beherrschung der Welt durch Meinungen.
60. Meinungsfreiheit.
61. Die Kunst wohl zu thun.
62. Uneigennützige Dienstwilligkeit.
63. Maßstab für die Dienstpflicht.
64. Allgemeines Dienstvermögen.
65. Bücher- und Naturstudium.
66. Die wahre Weisheit.
67. Nachahmung der Natur.

Inhalt.

68. Menschennatur.
69. Der edle Mensch.
70. Streben nach Glückseligkeit.
71. Erfolg desselben.
72. Verhältniß desselben zur Bestimmung des Menschen.
73. Die Fertigkeit begangene Fehler zu leugnen.
74. Entschuldigung begangener Fehler.
75. Verbesserung begangener Fehler.
76. Der Frühlingsmorgen.
77. Tägliche Verbesserung unsers Zustandes.
78. Die gute Haushaltung.
79. Genuß und Thätigkeit.
80. Verhältniß des Einen zur Andern.
81. Leben nach Gewohnheiten.
82. Leben nach Beispielen.
83. Leben nach Vorschriften.
84. Mein natürlicher Wirkungskreis.
85. Pflicht, ihn zu erweitern.
86. Verhältniß der Tugend zum Glücke.
87. Erziehung.
88. Abhängigkeit des Menschen von den Gesetzen der Natur.
89. Unabhängigkeit von menschlicher Willkühr.
90. Streit der Leidenschaften.

Inhalt.

91. Das Schulgeschäft.
92. Quellen der Freude.
93. Mäßigung im Genusse der Freude.
94. Verhältniß desselben zur Pflicht.
95. Meine Pflichten.
96. Rechte meines Nebenmenschen.
97. Kleine Zwecke durch große Mittel.
98. Müssige Stunden.
99. Zweifache Bestimmung des Menschen.
100. Bildung zur Menschheit.
101. Mißliche Klugheitsregeln.
102. Der Mensch, eine Welt im Kleinen.
103. Vermögen.
104. Gelehrsamkeit.
105. Regierungsmittel.
106. Hindernisse der Sittlichkeit.
107. Sittliches Unvermögen.
108. Unverstand, Grund der Unsittlichkeit.
109. Sittliches Interesse.
110. Selbstständigkeit.
111. Moralische Fortschritte.
112. Ungewisse Gewißheit.
113. Allgemeine Menschenbestimmung.
114. Ungewißheit der gesellschaftlichen Bestimmung.
115. Vernünftiges Verhalten dabei.

Inhalt.

116. Selbstverachtung.
117. Streben nach Vollkommenheit.
118. Selbstgenügsamkeit.
119. Mißtrauen gegen sich selbst.
120. Wirds besser in der Welt?
121. Unbeantwortlichkeit dieser Frage.
122. Verbesserungseifer.
123. Das Interesse menschlicher Freundschaften.
124. Gesellschaftliche Brauchbarkeit.
125. Bildung dazu.
126. Gleichheit in Vertheilung der Güter.
127. Bescheidene Ansprüche.
128. Die Sucht groß zu thun.
129. Freiheit von Nahrungssorgen.
130. Der Lebenstag.
131. Menschensprache.
132. Menschengefühl.
133. Menschenverstand.
134. Menschenwürde.

Aufmunterungen.

I.

Das Bestreben die Gegenwart zu benutzen und den Pflichten des Tages genug zu thun ist ohne Zweifel viel weiser und nützlicher als der Hang die Vergangenheit zu bereuen oder für die Zukunft zu wünschen. Jetzt ist es Morgen. Wir haben geruht, fühlen uns gestärkt und Alles, was uns umgiebt, ruft uns nur zur Dankbarkeit gegen den weisen Urheber der natürlichen Ordnung und sodann zu einem thätigen Leben, das dieser Ordnung gemäß ist. Frey von vergeblichen Sorgen für ungewisse Möglichkeiten, von unbedeutenden und fruchtlosen Beschäftigungen für kindischen Zeitvertreib, von thörichter Verschwendung unserer beßten Kräfte mit zerstreuenden Nebendingen, von betäubender Furcht vor Mangel an den unentbehrlichen Bedürfnissen des Lebens, von unwürdiger Mühe um Befriedigung unsittlicher Leidenschaften; frey von dem allen, fragen wir:

Was fordert die gegenwärtige Stunde von uns? Dem wollen wir nach unserm ganzen Vermögen obliegen! Und, bleiben wir frei von jenen Hindernißen der vernünftigen Thätigkeit; so kann es nicht fehlen, daß wir zu jeder Stunde des Tages bereit sind sie pflichtmäßig zu verleben. Wir wollen uns hüten denen gleich zu werden, die nur immer ängstlich beflißen sind die Versäumniße der Vergangenheit nachzuholen und sich auf die Zukunft vorzubereiten. Das ist doch alles vergebliche Mühe! Das Vergangene kommt nicht wieder, und das Zukünftige ist ungewiß. Nur das Gegenwärtige ist wirklich unser: und die rechte Anwendung des heutigen Tages ist die einzig mögliche und wahre Vorbereitung auf den Morgenden. Es ist jetzt noch früh. Wir können heute noch viel Gutes vollbringen und dürfen Nichts davon bis morgen verschieben: denn, die Stunden des morgenden Tages haben auch schon ihre Bestimmung!

2.

Wenn wir das Thun und Wesen der Menschen ernsthaft betrachten; so sehen wir mit Erstaunen, wie sie sich immer und ewig mit Kleinigkeiten

beschäftigen; wie sie auch noch zu der Zeit gern spielen, da sie dem Alter nach nicht mehr Kinder sind; wie sie bey ihren wichtig genannten Handlungen ganz zu vergeßen scheinen, daß sie einen vernünftigen Zweck haben sollen. Einer bekümmert sich unter der Menge des Kennenswürdigen blos um das, was gut schmeckt: ein Anderer wendet seine Lebenszeit auf die Sorge für schimmernden Schmuck seines Körpers: ein Dritter brüstet und blähet sich, um für Etwas mehr gehalten zu werden, als er ist; und wie groß ist die Menge derer, welche eigentlich gar nicht wißen, was sie thun und wollen, welche ihre ganze Lebenszeit unter Sorgen der Nahrung und Zeitvertreib theilen; welche in diesem Monate das lernen, was sie im Kommenden wieder vergeßen und in der einen Hälfte ihrer Jahre das thun, was sie in der Andern bereuen müßen! — Ja, wenn wir auch die Besorgung der Angelegenheiten ansehen, auf denen das Wichtigste, was die lieben Menschen kennen, ihre Glückseligkeit, beruhen soll; wie flüchtig werden sie abgethan, um je eher je lieber wieder zu den Belustigungen der Sinne zu kommen. Ach, wenn die Regierung der Welt und die Ordnung der Natur von der Sorgfalt der Menschen abhienge; sie würde nicht

lange bestehen! Aber die mächtig waltende Gottheit unterläßt darum nicht, wohlthätig gegen Alle zu handeln, und den Unnützen so wohl als den Verdienten am Tage sich mit Freude sättigen und des Nachts ruhig schlafen zu lassen. — Wir, die wir Gelegenheit haben, Verstand und Sitten zu bilden und der Erkentniß der Wahrheit näher zu kommen, wir können uns, falls wir irren, nicht damit entschuldigen, daß wir gethan haben, was wir Andere thun sahen: denn, was half uns das Licht der gesunden Vernunft, wenn wir nicht heller sehen wollten, als die verblendete Menge? Nur dann werden wir uns beruhigen dürfen, wenn wir die Zeit unseres Lebens, auch den heutigen Tag, nicht blos zu vertreiben, sondern nützlich zu gebrauchen beflißen sind, wenn wir uns immer mit solchen Gegenständen beschäftigen, die der uns verliehenen Fähigkeiten, unserer großen Bestimmung und des Fleißes, den wir darauf wenden, würdig sind. — Dann wachsen wir an sittlicher Güte, die uns allein zu Menschen macht. Erkenn' es redlich, mein Gemüthe. Nimm deinen Werth in Acht!

3.

Es ist sehr gewöhnlich unter den Menschen, daß sie das Gute, dessen sie täglich genießen, seltener erkennen und weniger schätzen, als das Ausserordentliche: so wie wir etwa unsern Alltagskleidern einen geringern Werth beylegen, als unsern Feierkleidern. Das Licht der Sonne, welches macht, daß wir einander sehen können, haben wir alle Tage und umsonst: darum lernt mancher Mensch den Werth deßelben nicht eher schätzen, als, bis er in Gefahr ist blind zu werden: und der große Haufe bewundert eine Erleuchtung durch etliche Tausend Oellampen gewiß mehr als den Sonnenschein. Wer sein Haus aus dem Brande rettet, hält das für ein weit größeres Glück, als, daß er vorher dreyßig Jahr trocken und sicher darin gewohnt hat; und der Tag, an dem der Mensch von einer Krankheit geneset, ist ihm weit wichtiger und merkwürdiger, als die zehen Tausend gesunden Tage, die er vorher überlebt hatte, ohne sich seines Wohlbefindens bewußt zu werden. Wer unvermuthet zu großen Reichthume gelangt, der preiset sich — den preisen Andere nun weit glückseliger als vorher, da er durch Fleiß und vernünftige Sparsamkeit sein tägliches Auskommen hatte. Wenn ein Menschen-

Heer so glücklich ist in Einem Tage viele Tausende ihrer Mitmenschen zu erwürgen; o, dafür wird Gott, — als wenn's Wohlthat von ihm wäre! viel feyerlicher gedankt, als für den fruchtbaren Regen, der das Land erquickt, das für Arme und Reiche Brodt tragen soll. So ist der Mensch! — Durch Ueberfluß und Gewohnheit verliehren in seinen Augen die beßten und köstlichsten Dinge ihren Werth. Aber, ist das nicht eben so verkehrt, als wenn wir den so genannten Heldentugenden einen Vorzug vor der täglichen Erfüllung der allgemeinen Menschen- und Bürgerpflichten geben wollten? Fürwahr, die gemeinsten Güter sind die kostbarsten! Ein einziger gesunder Athemzug ist mir lebendem Menschen mehr werth, als alles Gold, das in und auf der Erde ist: und wenn wir einem Einzigen Kinde das Leben retten; so haben wir mehr Gutes damit gethan, als, wenn wir das Blut unserer Feinde in großen Ströhmen vergießen. O, daß wir erst den wahren Werth der Güter möchten erkennen und schätzen lernen! dann würden wir auch der vernünftigen Entschließung, nach dem einzig Nothwendigen zu streben, fähig seyn.

4.

Der Gesichtskreis des gebildeten Menschen

schen ist nicht so eingeschränkt, als manche Leute gern behaupten möchten, denen es gar bequem ist, in dieser vorgewandten Kurzsichtigkeit einen Entschuldigungsgrund für ihre Lieblingsthorheiten zu finden. Er kann nicht nur die Gegenwart erkennen; sondern auch in die Vergangenheit zurück blicken und in die Zukunft voraus sehen: und Beides ist ihm nützlich: denn, dadurch ist er im Stande sich, so zu sagen, den Rücken frey zu machen und bevorstehende Gefahren zeitig abzuwenden. Zwar können wir das Vergangene nicht zurückbringen und das Zukünftige nicht beschleunigen: wir können die Todten nicht ins Leben zurück rufen, noch den Tag unsers eigenen Todes vorausberechnen. Aber, wenn wir bey der Betrachtung dessen, was geschehen ist, Ursachen und Folgen vergleichen; so können wir zuverläßig wissen, daß die Gesetze, nach welchen Ursache und Folge bisher verknüpft waren, auch in der Zukunft gültig seyn werden. Wenn wir aus eigener Erfahrung und aus der Erzählung der Vorwelt erkennen, daß die Menschen immer die Früchte ihrer Handlungen genoßen haben; daß das Leben der Menschen

in der Regel durch Mäßigkeit und Ordnung verlängert, durch Ausschweifung verkürzt worden ist; daß der gierige Genuß sinnlicher Lust zwar eine Zeitlang betäubt, aber nie einen Menschen auf immer beruhiget hat; daß die Erde zu allen Zeiten so viel getragen hat, als Menschen und Thiere zu ihrer Erhaltung brauchten und daß, wenn irgend wo Mangel eintrat, derselbe allezeit von schlechter Haushaltung der Menschen herrührte; daß der Vernünftige sich immer leichter über die zufälligen Widerwärtigkeiten des Lebens trösten könnte, als der Sklave der Sinnlichkeit; und, daß Wahrheit und Recht allezeit sicherer zur rechten Glückseligkeit geführt haben als Betrug und Gewalt: wenn wir gelernt haben, daß dieß bisher immer der Gang der Dinge war; so können wir gewiß darauf rechnen, daß er es auch künftig seyn wird. Wer darauf achtet, der wird doch wol lieber sein eigenes Sehvermögen schärfen als sich mit den Brillen behelfen wollen, dadurch ihm Andere optischen Betrug vorspiegeln; wird weit lieber in der hellen Sphäre bleiben, die er übersehen kann, als sich in die dunkeln Regionen wagen, in welchen er sich, wie ein Blinder muß leiten lassen; wird auch sicherlich durch den Gebrauch seiner eigenen Erkenntniß

kräfte unendlich weiter kommen, als wenn er versucht die beseligende Weisheit aus Wahrsagereyen und Geisterererscheinungen zu schöpfen. Also mit der großen Finsterniß unsers Verstandes dürfen wir versäumte Menschenpflichten auch nicht entschuldigen: denn, er war einer Erleuchtung fähig. Freylich, in dem, was man uns aus bezahlter Pflicht lehrt, werden wir wenig Licht finden; aber die Geschichte und die Natur der Dinge, wenn wir sie selbst denkend studieren, machen es weit und breit um uns hell.

5.

Daß der Tag zur Arbeit und die Nacht zur Ruhe angewandt werde, das scheint der Ordnung der Natur ganz angemessen zu seyn und wir befinden uns bey Beobachtung derselben so wohl, daß nur dringende Noth und üppiger Muthwille uns bewegen kann davon abzuweichen. Um zwey Drittheile unseres Lebens nützlichen Geschäften widmen zu können, müßen wir Ein Drittheil desselben der Ruhe opfern: und ob wir gleich während derselben, nach dem größten Theile unserer Kräfte unthätig sind; so soll doch

dieser Stand der Abspannung unserem Wachsthume an Vollkommenheit nicht schaden: denn, er ist so eingerichtet — Dank sey es der Weisheit und Güte Gottes! — daß nicht nur das, was wir bereits erworben haben, nicht verlohren geht; sondern, daß wir auch dadurch noch an Stärke und Muth gewinnen. Laßet uns also dieser wohlthätigen Unthätigkeit genießen, so viel nöthig ist, ohne jedoch in diesem Genusse als müssige Wollüstlinge zu schwelgen. Aber, so lange wir Sonnenlicht sehen und wachen, wollen wir nicht unthätig seyn, sondern uns bewegen und regen, arbeiten und streben nach Allem, was gut und recht ist: wollen mit Kopf und Händen etwas gutes schaffen und alle Kräfte anstrengen, damit wir gewinnen, reicher werden an guten Kenntnißen, fertiger in guten Handlungen, vollständiger in allen guten Eigenschaften, deren unsre Natur nur fähig ist: denn, dazu leben wir! — Gewiß ist jedem Tage unseres Lebens das Maß der Pflichten bestimmt, die wir an demselben erfüllen können und sollen. Versäumen wir einen Theil derselben; wenn wollen wir ihn nachholen? Wir können es nie; denn, allen folgenden Tagen ist auch schon ihr volles Maß beschieden. Freylich

scheint es, als ob es dem Menschen frey stände, Etwas zu thun, oder Nichts: aber, die Gesetze der Vernunft belehren uns, daß wir nie eine Stunde unthätig zubringen können, ohne den Lohn des Fleißes, d. i. die Erhöhung unserer Fertigkeiten, einzubüssen. Auch der jetzt angehende Tag fordert uns zur Thätigkeit auf. Wir haben Zeit, Kräfte, Gelegenheit: sollte uns dieses alles vergeblich angebothen seyn? — Halten wir den Baum, der wächst noch Früchte trägt, für unnütz und nicht werth des Platzes, den er einnimmt; wie sollte der Mensch, der mehr Kräfte hat als ein Baum, sich entschuldigen können, wenn er weder an sich selbst besser, noch Andern nützlich zu werden sucht? — Nein! wir wollen werken und streben: Gemeinschaftlich und einzeln, öffentlich und zu Hause wollen wir nach dem Ziele laufen, das uns vorgesteckt ist; so werden wir auch, zufrieden mit uns selbst, zu seiner Zeit wieder der Ruhe geniessen.

6.

Wenn wir das Leben in Gesellschaft für eine göttliche, unserer Natur angemessene, zu unserer Ausbildung nothwendige Einrichtung halten; so müssen wir auch die unmittelbare Folge dieser Meinung zugeben, nemlich, daß der Mensch nicht für sich allein leben, sondern sich mittheilen soll. Wenn ich alle Gegenstände der Natur und Sitten blos auf mich beziehe; wenn ich jedes Ding blos darum lobe oder tadele, weil es mir gefällt oder mißfällt; wenn ich den Werth der Dinge blos nach dem Vortheile, den sie mir bringen, schätze; wenn ich verlange, daß alle Menschen so denken sollen, wie ich denke und so handeln sollen, wie ich es für gut befinde; wenn sich die ganze Thätigkeit meiner Kräfte in einem ewigen Kreise blos um mich und meine persönlichen Bedürfnisse herum dreht; so lebe ich für mich allein, ohne alle Theilnehmung an den Freuden und Leiden Anderer; so erkläre ich, daß ich mich für den Mittelpunkt der Schöpfung — mich unter allen lebenden Wesen für das einzig wichtige halte; daß ich glaube: Alles andere sey um meinetwillen da; sey so gut als unnütz, so bald als ich es nicht brauche. — Ach! eine solche Denkungs-

art hebt alle gegenseitige Hülfe auf, zerreißt die Bande der Gesellschaft und verdrängt die edelsten Vergnügungen des Lebens. Aber wenn ich allen Menschen das wünsche, gönne und leiste, was ich selbst verlange; wenn ich an alle dem, was Menschen betrift, herzlichen Antheil nehme; wenn ich bey allen meinen Handlungen daran denke, daß jeder andere Mensch eben so viel Recht hat auf der Erde zu leben als ich, mit eben so gutem Grunde Dienste von mir verlangen kann, als ich von ihm; und daß ich durchaus kein anderes Mittel habe Andere für mich zu gewinnen, als Mittheilung, Nachgiebigkeit und zuvorkommende Güte; wenn ich, zufrieden mit dem Wenigen, was die Natur fordert, allen Ueberfluß meiner Kräfte und Güter gern denen opfere, die ihrer bedürfen; wenn ich jeden Genuß nur in so fern schmackhaft finde, als er durch den frohen Mitgenuß Anderer gewürzt ist; dann erfreue ich mich des seligen Bewußtseyns, nicht blos für mich, sondern auch für Andere zu leben und bin unschuldig, wenn meine Lebengefährten, aus Mangel ähnlicher Gesinnungen, die Vortheile hindern, deren wir durch Geselligkeit Alle könnten theilhaftig werden. Ich bin ein Mensch; aber Andere sind 's auch: ich bedarf der

Hülfe anderer Menschen und sie bedürfen der Meinigen. Lasset uns als vernünftige Menschen gesellig seyn!

7.

Nichts ist unserem Wachsthume an sittlicher Vollkommenheit und dem Bau unserer wahren Glückseligkeit hinderlicher als ängstliche Nahrungssorgen. Sind gleich Nahrung und Kleidung unentbehrliche Mittel zu Erhaltung des Lebens; so sind sie doch nicht Zweck und nicht der wichtige Gegenstand, der unsere ganze Thätigkeit erschöpfen soll. Nein! gewiß, der Leib ist mehr als die Kleidung und das Leben ist wichtiger als die Speise. Aber, wenn wird der Mensch anfangen zu leben, der Tag für Tag alle Stunden nöthig hat, oder doch nöthig zu haben wähnt, um für Kleidung und Speise zu sorgen? Heißt das nicht leben, um zu essen und seinen Körper zur Kinderpuppe machen? Leben ist Handeln und menschlich leben ist vernünftig handeln; aber, die Fertigkeit vernünftig zu handeln wird uns nicht angebohren: sie will erworben seyn: sie erfordert Kenntniß und Uebung.

Und, wie ist es dem möglich nach Vermehrung seiner Kenntnisse und Bildung seiner Sitten zu streben, der alle Lebenszeit und alle Lebenskraft nöthig hat, um den sterblichen Leib zu nähren und zu schmücken. Tadelnswürdig sind die eiteln Wollüstlinge, die sich selbst durch solche Nebensachen die Zeit rauben, die sie edlern Bemühungen schuldig sind; aber bedauernswürdig die Armen, denen sie von ihren strengen Herren geraubt wird, unter dem schnöden Vorwande, daß Unterthanenpflicht der Menschenpflicht vorgehe. Wie? Liegt's etwa in den Gesetzen der Natur; ist's der göttlichen Ordnung gemäß, daß der größere Theil der Menschen seine Tage durchschwitzen und seine Nächte durchängstigen soll, um kümmerlich die Brosamen zu erhaschen, die ihnen die Hunde der Reichen übrig lassen? Will's etwa Gott so haben, daß die größte Menge nicht, wie vernünftige Wesen, alle Tage edler und besser werden, sondern nur, wie wilde Thiere, ihr ganzes Leben hindurch Futter — und gegen die Verfolgungen ihrer Feinde Schutz suchen soll? — Das sey fern! Gott giebt seine Gaben so reichlich, daß alle Menschen auf Erden ohne ängstliche Nahrungssorgen leben und ihrem höhern Berufe genug thun könnten, ohne

um's tägliche Brodt bekümmert zu seyn. Auch in diesem Jahre haben wir die Fruchtbarkeit der Erde und das Gedeihen der Saaten nicht vermißt. Das Brodt, das uns ein Jahr lang sättigen soll, ist nun wieder unter unserem Beschlusse und ist so reichlich gewachsen, daß wir, wenn Gerechtigkeit uns beherrschete und brüderliche Liebe uns beseelte, gar nicht nöthig hätten, es einander aus den Händen zu reissen. Nun dürfen uns nicht jene ängstliche Fragen bekümmern: — Was werden wir essen? — was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? denn, unser himmlischer Vater hat für das Alles gesorgt: und, wenn uns nur unsere Brüder nicht eigennützig den uns beschiedenen Antheil verkümmern; so werden wir mit ruhigem, ungestöhrtem Fleiße für die Ausbildung unsers Geistes sorgen können. Diese Glückseligkeit wollen wir erkennen, schätzen und pflichtmäßig benutzen.

8.

Wie kommt's doch, daß die Menschen gerade das, für die Last und größte Beschwerlichkeit des Lebens halten, was den eigenthümlichen Charakter des menschlichen Lebens ausmacht, was die Quelle alles menschlichen Wohlstandes ist: die Arbeit, oder das vernünftige Bestreben Etwas gutes und nützliches zu schaffen? Ohne Zweifel daher, weil die meisten Menschen ihre Kräfte, ihre Bestimmung, ihre Vorzüge, ihre ganze Natur nicht kennen. Sie halten den für einen geplagten Menschen, der Viel zu arbeiten hat und nennen das gute Tage, an denen sie frey von Arbeit sind. O, du gerechter Gott, was sind deine Menschen für Kinder! Ist's etwa Unthätigkeit, Müßiggang und Spiel, was zum glückseligen Leben des vernünftigen Menschen erfordert wird? — Wir haben Kräfte zu arbeiten und das ist die größte, obschon die am meisten verkannte Glückseligkeit unseres Lebens. Elend ist der Zustand eines Menschen, dem diese Kräfte fehlen. Wohl uns, daß sie uns nicht fehlen! aber, das Gefühl derselben wird uns bey unserem Gewissen verklagen, wenn wir sie nicht gebrauchen. Wir haben ein Gesetz: Du sollst arbeiten! Die ganze Natur des Menschen ist

um's tägliche Brodt bekümmert zu seyn. Auch in diesem Jahre haben wir die Fruchtbarkeit der Erde und das Gedeihen der Saaten nicht vermißt. Das Brodt, das uns ein Jahr lang sättigen soll, ist nun wieder unter unserem Beschlusse und ist so reichlich gewachsen, daß wir, wenn Gerechtigkeit uns beherrschete und brüderliche Liebe uns beseelte, gar nicht nöthig hätten, es einander aus den Händen zu reissen. Nun dürfen uns nicht jene ängstliche Fragen bekümmern: — Was werden wir essen? — was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? denn, unser himmlischer Vater hat für das Alles gesorgt: und, wenn uns nur unsere Brüder nicht eigennützig den uns beschiedenen Antheil verkümmern; so werden wir mit ruhigem, ungestöhrtem Fleiße für die Ausbildung unsers Geistes sorgen können. Diese Glückseligkeit wollen wir erkennen, schätzen und pflichtmäßig benutzen.

8.

Wie kommt's doch, daß die Menschen gerade das, für die Last und größte Beschwerlichkeit des Lebens halten, was den eigenthümlichen Charakter des menschlichen Lebens ausmacht, was die Quelle alles menschlichen Wohlstandes ist: die Arbeit, oder das vernünftige Bestreben Etwas gutes und nützliches zu schaffen? Ohne Zweifel daher, weil die meisten Menschen ihre Kräfte, ihre Bestimmung, ihre Vorzüge, ihre ganze Natur nicht kennen. Sie halten den für einen geplagten Menschen, der Viel zu arbeiten hat und nennen das gute Tage, an denen sie frey von Arbeit sind. O, du gerechter Gott, was sind deine Menschen für Kinder! Ist's etwa Unthätigkeit, Müßiggang und Spiel, was zum glückseligen Leben des vernünftigen Menschen erfordert wird? — Wir haben Kräfte zu arbeiten und das ist die größte, obschon die am meisten verkannte Glückseligkeit unseres Lebens. Elend ist der Zustand eines Menschen, dem diese Kräfte fehlen. Wohl uns, daß sie uns nicht fehlen! aber, das Gefühl derselben wird uns bey unserem Gewissen verklagen, wenn wir sie nicht gebrauchen. Wir haben ein Gesetz: Du sollst arbeiten! Die ganze Natur des Menschen ist

zur Thätigkeit eingerichtet: und ohne diese Thätigkeit verlieren die Nerven ihre Spannkraft, das Blut seine Wärme, der Geist seine Munterkeit nnd das Leben seinen Werth. — Wir fühlen ein Bedürfniß zu arbeiten: denn, wir wollen nicht immer das bleiben, was wir sind; aber, die Stunden des Müssiggangs werden uns gewiß nicht weiter befördern: und die Gesellen unseres Müßiggangs werden uns den Schaden nicht ersetzen, den sie uns durch ihre Verführung zuziehen. Wir werden durch manches Beispiel arbeitsamer Menschen aufgemuntert und sehen, daß sie durch Vergnügen und Wohlstand dafür belohnt werden. — Zur Arbeit sind wir auch gegenwärtig hier versammelt. Nützen wir gleich jetzt damit Niemanden weiter als uns selbst; so haben wir doch dabey die Absicht arbeiten zu lernen, damit unsere Thätigkeit von Zeit zu Zeit gemeinnütziger werde. — Wer vernünftig ist, der findet in der Arbeitstunde den vergnügtesten und schönsten Theil seines Lebens. Ein Herz, das sich des Guten freut, giebt zu der Arbeit Munterkeit; aber Unlust und Trägheit bezeichnen den Müßiggänger!

9.

Zum menschlichen Leben, das heißt, zur Erhaltung des Körpers und zur Befriedigung der Genußgierde gehört gar Viel! — Das ist die gemeine Behauptung der Leute, die den geschäftigen Müßiggang des großen Haufens für menschliches Leben halten. — Die Vernunft behauptet dagegen: daß die Natur des Körpers mit Wenigem zufrieden sey und daß sich der Mensch mit Sinnenlust recht wohlfeil sättigen könne: und, wenn wir die Bedürfnisse der verwöhnten Sinnlichkeit, des eingebildeten Wohlstandes und der neidischen Nacheiferung wegnehmen; welche Dinge doch wohl alle nicht zur Natur gehören; so behält die Vernunft Recht. Wie viele Menschenhände werden nicht beschäftiget, wie viele Stunden und Tage werden nicht zugebracht; wie vielen Menschen kostet es nicht ihre Ruhe und, wie vielen Thieren das Leben, um eine einzige Mahlzeit für einen Reichen zuzurichten! und, wenn der Arme sein einfaches Gericht verzehret hat; so ist Einer so satt und so glückselig wie der Andere. Mancher Mensch meint: „Bey so wenigen Mitteln kann ich nicht leben." — und er lebt doch! auch alsdenn noch, wenn er die Hälfte seiner

Mittel verloren hat: freylich, seiner Einbildung nach, nicht so standesmäßig; aber, vielleicht vernünftiger. Der weise Sirach sagt: „Es ist genug zu diesem Leben, wer Wasser und Brodt, Kleider und Haus hat, damit er seine Nothdurft decken kann.“ Wer Mehr als dieses hat, der empfange es mit Dank und brauche es mit Vernunft; aber, wer nicht Mehr hat, der darf die Natur nicht anklagen, daß sie ihm Bedürfniße gegeben und doch die Mittel versagt habe sie zu befriedigen. Lasset uns in diesem Stücke mehr von der Natur lernen, als von Menschen! Die Natur weicht von ihren Gesetzen nie ab; aber, die Menschen kennen entweder keine Gesetze, oder treten sie mit Füssen, um ihren grundlosen Einbildungen, thörichten Beyspielen und herrschenden Gewohnheiten zu folgen. Bleiben wir der Natur getreu — und das können wir, ohne in einen Stand der Roheit zu versinken; — so behalten wir bey weitem den größern Theil unserer Zeit und Kräfte übrig, um ihn auf die Bildung des Verstandes und der Sitten zu wenden: und, das ist unser wahrer und eigentlicher Menschenberuf!

10.

Jedem Menschen geht es in seinem Leben so, wie er es verdienet. Das will freylich Niemand glauben; sondern die Meisten meinen ein besseres Schicksal verdient zu haben, als, das sie trifft: und Nichts ist gewöhnlicher als die Klage, daß die Güter des Lebens hier auf der Erde gar nicht nach Verdienst ausgetheilt werden. Aber, wie können wir darüber so dreist und zuversichtlich urtheilen, da wir eben so wenig wissen können, Wieviel der Mensch verdienet, als, Wieviel er erhält. Wie? sind etwa die Verdienste des Menschen nach den Worten zu berechnen, die er spricht und schreibt? oder nach den Bewegungen seiner Hände und Füße? oder nach der Zahl der Bücher, die er gelesen hat? oder nach der Summe der Pfennige, die er den Armen giebt? — Mehr als das wissen wir ja doch nicht von den Handlungen der Menschen. — Und nun, die Belohnungen des Verdienstes: — ist's recht, wenn wir sie in den Kleidern suchen, die der Mensch trägt? oder in der Speisen, die er ißt? oder in den Titeln, womit die Welt seinen Namen verbrämt? oder in den Zinsen, die er jährlich einnimmt? oder in den Komplimenten, die seine Schmeichler ihm

machen? — Ja, wenn die kurzsichtige Menge sähe, daß jeder Tugendhafte reich würde und jeder Lasterhafte im Mangel schmachtete; daß die Früchte des Rechtschaffenen alle Jahre wohl geriethen, daß aber Hagel und Mißwachs die Felder des Ungerechten träfen; daß der Uebelgesinnete durch den Tadel seiner Zeitgenossen gestraft und der edeldenkende Wohlthäter durch den dankbaren Beyfall der Menge belohnt würde; — Ja! so ist's recht! würde sie sagen; so trift Jeden das Schicksal, das er verdient! — Aber, nein! so weit hat Gott die Tugend nie herabgewürdiget, daß er sie mit der Belohnung auf den Bauch, oder auf den Geldkasten, oder auf die Urtheile der Menge anwiese, daß er die Güter, welche der Preis des Tugendkampfes seyn sollen, den neugierigen Müssiggängern, oder der gaffenden Menge zur Schau ausstellete; sondern, wenn uns je Etwas von den Belohnungen des Verdienstes sichtbar oder erkennbar wird; so ist es dieses, daß der Fleißige zu Verstand und Geschicklichkeit gelangt, dagegen der Träge und Unthätige von kindischer Schwäche zeitlebens nicht frey wird; daß der Mann von Grundsätzen sich weder vor Menschen, noch vor dem Schicksale fürchtet, hingegen Sclaven der Leidenschaft von ewiger Furcht, bald vor

Geldverlust, bald vor Ehrenkränkung, bald vor gerichtlicher Strafe gequält werden; daß der Sittsame täglich mehr mit sich selbst zufrieden wird, der Sittenlose hingegen sich vor seinen eigenen Augen schämen muß; Aber gewiß der größte Theil des Guten, das nur der Gute zu geniessen hat, läßt sich blos empfinden, nicht beschreiben. Wohlan denn, da dieses so ist; so wollen wir, als vernünftige Menschen, nie Gutes verlangen oder erwarten, ohne daran zu denken, ob wir es verdient haben; sondern, wir wollen aus allen Kräften nach Verdiensten streben, in der festen Ueberzeugung, daß der Lohn nie ausbleiben kann.

II.

Wir bekommen freylich als Kinder und Knaben oft die Lehre, daß man sich müße in die Leute zu schicken, ihren Beyfall und ihre Gunst zu erwerben suchen; aber, sie ist nicht so zu verstehen, daß wir die Launen und Meinungen der Menschen zeitlebens zur Regel unserer Gesinnungen und Handlungen machen — daß wir immer und überall streben sollen so zu denken

und zu handeln, wie es die Leute billigen und wünschen. Fürwahr damit wäre unserer Tugend so wohl als unserer Glückseligkeit sehr schlecht gerathen: denn, kein Mensch lebt elender auf der Welt, als, der sich vornimmt, es allen Leuten recht zu machen, Alle zu Freunden zu haben, Jedermanns Wünsche zu befriedigen. Ja, unglücklich ist die Lage derjenigen, welche die Ehre, ihren Zeitgenossen zu gefallen, zum Princip ihrer Handlungen machen und bey Allem, was sie thun oder lassen wollen, erst fragen: Was werden die Leute dazu sagen? Was Zehen loben, das wird gewiß von Zwanzig andern getadelt: und was Einer heute billigt, das mißbilligt er vielleicht in wenigen Tagen. Wofür man dir hier Belohnungen anbiethet, dafür wirst du an andern Orten gestraft: und wofür Einer dir dankt, dafür verwünschen dich Tausend andere. Die Menge der Menschen weiß allzumahl nicht, was sie will: oder vielmehr, sie will gar Nichts: denn, sie hat keinen Willen; sie hat blos Einfälle, Begierden und Leidenschaften. Wehe dem, der ihr gefallen will! Er muß, einer Windfahne gleich, mit jedem Stoße, den ihm die Urtheile der Menschen geben, eine andere Richtung nehmen: er muß, um Funfzigen zu gefal-

len, funfzig verschiedene Farben annehmen, muß falsch, muß Thor, muß Heuchler und Gleißner, muß Zweyzüngler, muß Betrüger, muß am Ende Verläumder und Verräther werden: denn, welche Schandthat ist denkbar, die nicht die Menschen als Preis für ihre Freundschaft und für ihren Beyfall verlangen sollten? — Nur Einer ist unwandelbar: Gott! Nur Eins ist untrüglich und beständig: das göttliche Gesetz der Vernunft! dem wollen wir folgen. Mögen die Leute um uns her sich einbilden, meinen, urtheilen, wünschen und machen, was sie wollen: wir streiten nicht mit ihnen; denn, sie nehmen keinen Grund an: wir folgen ihnen nicht nach; denn sie verführen uns. Wir wollen mit Wissen und Vorsatz keinen Menschen beleidigen; aber auch keinem Menschen zu gefallen einen Schritt von unserer Pflicht abweichen. Nur Eins sey das unabänderliche Ziel unseres Denkens und Strebens: Wahrheit und Recht!

12.

Wir leben noch und fühlen uns an diesem Morgen gestärkt zu längerer Lebensdauer. Sollen wir uns darüber freuen? Ja! denn Leben ist Thätigkeit und Thätigkeit ist unsere Bestimmung. Zwar, kindisch ist diese Freude, wenn wir wähnen, das Leben sey uns nur darum gefristet, damit wir noch länger essen und trinken, spielen und uns hier auf der Erde lustig machen sollen; daß wir Gelegenheit haben mögen, noch mehr Güter zu erwerben, vornehmer zu werden und zu größerer Macht zu gelangen; wenn wir mit Einem Worte den fortwährenden Genuß sinnlicher Freude für das ansehen, was der verlängerten Dauer unseres Lebens einen Werth giebt. Aber, vernünftig und edel ist diese Freude, wenn wir den wahren Zweck unsers Erdenlebens nie aus den Augen verlieren; wenn wir Nahrung und Kleidung, Sinnenlust und Körperstärke, äußere Güter und bürgerliche Gewalt zwar gern annehmen; aber nur für das, was sie sind, nemlich für vorübergehende Mittel zu edlern Zwecken, die nicht vorübergehen; wenn wir jeden Augenblick des Lebens für eine verliehene Frist ansehen, die wir anwenden sollen, um an Kenntnißen reicher, in guten Thaten fertiger, nach allen

unsern Kräften thätiger zu werden; wenn wir nur an den Tagen wirklich gelebt zu haben glauben, da wir merklich weiser geworden sind, folglich an innerem und bleibendem Werthe gewonnen haben. Wenn der Mensch in der Folge seines Lebens die Jahre der Jugend, als halb oder ganz verloren bereuen muß, das ist das schrecklichste Uebel, das ihn nur treffen kann. Jetzt sind wir noch im Stande ihm zuvor zu kommen; aber, das einzige Mittel dazu, das wir in den Händen haben, ist, daß wir jeden Tag unseres Lebens nutzen: dazu sind wir hier. Wir wollen also nicht Wissenschaften lernen, um sie zu wissen; sondern auf unser tägliches Leben sollen sie Einfluß haben; wollen nicht Gesetze der Tugend hören, um sie nachsagen zu können; sondern in Ausübung wollen wir sie bringen. Ja, wir wollen jeden Tag unseres Lebens, auch den heutigen, als ein Pfund annehmen, mit dem wir wuchern sollen. Vergraben ist's, wenn wir heute Abends nicht den Gewinn berechnen können. Das ist die wahre Kunst zu leben. Je besser wir diese verstehen und ausüben, desto herzlicher werden wir unseres Lebens froh werden.

13.

„Wie der Mensch sich in der Jugend gewöhnt „hat; so bleibt er zeitlebens: und, was der „Jüngling sammelt, das genießt der Mann und „der Greis.“ — Das sind Sprüchlein, auf deren Richtigkeit und Wichtigkeit die Menge der Menschen Viel hält; die sie aber übrigens eben so behandelt, wie die Lehren und Gesetze ihrer Religion: nemlich, sie führt sie immer im Munde; aber, in ihrer Handlungsweise findet man keine Spur davon. Wenn die Menschen von dem Einflusse der Jugendjahre auf die kommende Lebenszeit wirklich überzeugt wären; wie könnten sie die so genannten Jugendsünden nur immer als einen Gegenstand des Scherzes behandeln? wie könnten sie im Ernste behaupten, daß aus leichtsinnigen Menschen, die in der Jugend ein wüstes und ausschweifendes Leben geführt haben, doch noch brauchbare und rechtschaffene Männer werden? — Das gehört also auch unter die thörichten Widersprüche der gangbaren Volksmoral. — Freylich, wenn Jemand wähnt, daß der Mensch in der Jugend Alles das lernen müße, was er in der Folge

bey seinen Geschäften zu brauchen denkt, und daß er das, was er nicht zu brauchen denkt, auch nicht nöthig habe zu lernen; der denkt eben so widersinnig, als, wer da glaubte, daß der Mensch in den ersten zwanzig Jahren seines Lebens alle die Speisen und Getränke zu sich nehmen müßte, die ihn in den übrigen Jahren nähren sollten. Aber, das ist doch gewiß, daß die Richtung, welche der Jüngling der Thätigkeit seiner Kräfte giebt, mehrentheils durch's ganze Leben dieselbe bleibt; daß Fertigkeiten und Gewohnheiten, die Knaben und Jünglinge angenommen haben, sich im männlichen Alter schwerlich oder niemahls ganz verlieren; daß Mäßigkeit und Ordnung, die wir als Jünglinge in Befriedigung unserer Körperbedürfnisse beobachten, fast durchaus die Dauer, die Gesundheit, die Fröhlichkeit und die Glückseligkeit des ganzen Erdenlebens bestimmen. Schon der Knabe büßet für die Sünden, die Andere an ihm begangen haben, da er Kind war: der Jüngling erfährt schnellen oder trägen Fortgang seines Strebens, je nachdem er als Knabe gut oder schlecht ist geleitet worden: und die Folgen des Jugendlebens sollten in den männlichen Jahren und im höhern Alter nicht fühlbar seyn? — O! fürwahr, wir können als Jüng-

linge eine unerschöpfliche Quelle der Freude für uns bereiten, aber auch des Leidens auf unsere künftigen Tage Viel bringen, je nachdem wir der Vernunft oder den schlechten Beyspielen folgen. Wer das achtet, der merke darauf!

14.

Daß der Mensch in seiner Jugend in die Schule gehen, fleißig seyn, oder, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, Etwas lernen müße, das meinen — das sprechen wenigstens die meisten, einigermaßen gesitteten Leute. — Und, warum soll denn der Jüngling Etwas lernen? — damit er so bald als möglich den Unterhalt seines Lebens erwerben könne, damit er nicht nöthig habe andern Leuten in die Hände zu sehen, sondern auch, wie seine Väter, im Stande sey Geld zu verdienen, ein Brodt bringendes Amt zu bekleiden, oder ein werbendes Geschäft zu treiben. Also wären Nahrung und Kleidung, Gelderwerb und häuslicher Wohlstand, das Vermögen sich selbst und mit der Zeit Weib und Kinder zu ernähren, mit

Einem Worte, das tägliche Brodt — das wäre der ganze Lohn unsers jugendlichen Strebens? und, wer zwanzig und dreyßig oder noch mehr Jahre an seiner Bildung gearbeitet hat, der sollte weiter Nichts davon haben, als, daß er im vierzigsten Jahre nicht Hunger und Blöße leiden, nicht betteln gehen, noch Schulden halber im Kerker schmachten darf? — Fürwahr, das wäre Wenig! Sehen wir denn nicht, daß eine Menge Menschen in der Welt leben, die in der Jugend Nichts lernen und doch das tägliche Brodt, wohl noch Reichthum und Ehre dazu haben? die nicht gebildet werden, sondern ihre Jugendjahre in einem wüsten Leben ohne Zweck und Ordnung zubringen und am Ende doch eben so glücklich, so geehrt und wohlhabend sind, als wir Andern, die wir's uns haben sauer werden lassen? daß tausend Menschen aus der Hand des blinden Glücks das reichlich erhalten, was wir Andern auf dem Wege des Fleisses und des Verdienstes meistentheils nur kümmerlich finden? Also soll der Fleißige vor dem Müßiggänger, der Geschickte vor dem Taugenichts, der Ordentliche vor dem Lüderlichen, der Vernünftige vor dem Thiermenschen Nichts voraus haben? gar Nichts? — Fürwahr, das wäre ungerecht! —

Nein! das tägliche Brodt kann unmöglich weder der einzige, noch der vornehmste Zweck unsers Jugendfleisses seyn: sonst hätten wir ja einen Zweck, der von Ohngefähr oft leichter und besser erreicht würde als durch Anwendung der zweckmäßigsten Mittel! — Christus sagt: Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere alles zufallen. Das heißt: Strebet vor allen Dingen vernünftige, rechtschafene und gute Menschen zu werden: so wird — so kann es euch, nach der Ordnung Gottes, an den Bedürfnissen des Körpers nicht fehlen. Also, die Bildung des Verstandes und der Sitten sey der Zweck unserer Arbeit, damit wir nicht genöthigt seyn Allen Alles zu glauben und von blinden Leitern uns blindlings führen zu lassen. Das sey die Frucht der Mühe, der wir unsere gegenwärtige Tage weihen. Auch der heutige Tag vergehe nicht ohne Beytrag zum Wachsthum unseres Denkvermögens und unserer nützlichen Kenntnisse, zur steigenden Fertigkeit recht zu handeln und zur Befestigung in der Selbstzufriedenheit.

15.

Je länger wir in der Welt leben, desto Mehr werden unsere Bedürfnisse: und je Mehr ihrer werden, desto schwerer ist ihre vollständige Befriedigung zu hoffen. Zwar rechnen wir auf die Güte Gottes und auf die Hülfe anderer Menschen; aber die Vernunft befiehlt uns, wohl zuzusehen, daß diese Rechnung nicht trüge. Gott ist allerdings gütig gegen alle Menschen; darum hat er in die Natur die Kraft gelegt so viel hervorzubringen, als erfordert wird, um aller Menschen Bedürfnisse zu befriedigen. Aber, selbst diese Kraft der Natur wirkt nicht leicht eher, als, bis sie durch menschlichen Fleiß geweckt und gerichtet wird: Oder, verlangen wir, daß Gott alle Tage Wunder thun soll, damit wir alle Tage essen und trinken können? Andere Menschen sind wohl bereit uns zu dienen; aber, wohl zu merken, nur unter der Bedingung, daß wir ihnen wieder dienen: und nur das äusserste und noch dazu unverschuldete Unvermögen berechtiget uns auf die unverdienten Wohlthaten unserer Nebenmenschen zu hoffen. Wir sehen also: die Güte Gottes so wohl als die Hülfe anderer

Menschen setzt unsere eigene Thätigkeit voraus: und Täuschung ist es, wenn Jemand glaubt, sich von der Einen oder von der Andern in Unthätigkeit nähren und erhalten zu können. Wollen wir also unser Leben nicht unter unerfüllten Wünschen und eiteln grundlosen Hoffnungen zubringen; wollen wir als vernünftige Menschen vergnügt leben; so müssen — so müssen wir selbstthätig seyn, arbeiten, unsere Kräfte brauchen, selbst für uns sorgen lernen: es ist kein Ausweg. Nicht als ob wir glauben dürften, dabey die Hülfe Gottes und guter Menschen entbehren zu können: sondern um uns durch vernünftige Selbstthätigkeit ihrer empfänglich und würdig zu machen. Lasset uns nun dieses Regen und Streben, diese Entwickelung unserer Anlagen und Richtung unserer Kräfte nicht aufschieben bis in die kommenden Jahre; sondern jetzt, eben jetzt, da bey uns noch Alles im Wachsthume ist, jetzt ist die Zeit der Saat. Benutzen wir sie; so werden wir einst als Männer nicht nöthig haben uns immer nach fremder Hülfe umzusehen, nicht nöthig haben vor jedem sauern Gesichte unserer Gönner zu erschrecken; nicht in Gefahr seyn Hinzusinken, wie die Schmarotzerpflanzen, so

bald sie den Stamm verlieren, um den sie sich winden können; sondern, wir werden durch eigene Kraft leben, Männer seyn!

16.

Das Vermögen, womit ich Mensch begabt bin, vorwärts in die Zukunft und rückwärts in die Vergangenheit zu blicken, leistet mir nicht nur da wichtige Dienste, wo es um Erhaltung zufälliger Vortheile zu thun ist; sondern es gewährt mir auch einen starken Antrieb zur Tugend: denn, so viel das Andenken an mein vergangenes Leben zum Vergnügen oder Mißvergnügen des heutigen Tages beyträgt; so gewiß kann ich versichert seyn, daß auch mein heutiges Leben nicht ohne Einfluß auf die Ruhe meiner künftigen Tage bleiben wird. So gewiß die Stufe der Sittlichkeit, auf der ich heute stehe, sich zur Thätigkeit der vorigen Tage wie Folge zum Grunde verhält; eben so sicher kann ich darauf rechnen, daß der künftige Bau meines sittlichen Systems nur in dem Maße gut von statten gehen wird, als ich heute ernstlich fortfahre Grund zu legen. Der heitere Rückblick

auf den zurückgelegten Theil des Lebens, die tröstende Erinnerung an genossene Freuden, an gewonnene Vortheile, an überstandene Leiden, an besiegte Schwierigkeiten, an verbesserte Fehler, an veredelte Kräfte, diese Erinnerung wird von einem so süssen Vergnügen begleitet, daß ich mich nicht enthalten kann mir den ununterbrochenen Genuß desselben für mein ganzes Leben zu wünschen: aber die Scham vor begangenen Thorheiten und die Reue über verlorene Tage, der Vorwurf versäumter Bildung und das drückende Bewußtseyn verwahrloseter Naturanlagen verbittert auch dem Scheinbarglücklichen jeden Freudengenuß. Diese Vorstellung will ich heute und jederzeit in meinem Gemüthe lebhaft zu erhalten suchen. — Ich habe nun schon manches schöne Jahr in der Welt erlebt: und das Andenken daran mag mich trösten oder beschämen; so soll es mir für die Zukunft lehrreich seyn. Freylich steht das, was nun einmahl geschehen ist, nicht weiter in meiner Gewalt; aber, ich hoffe und wünsche noch länger in der Welt zu leben und für die Ruhe dieser künftigen Tage von heute an zu sorgen — das steht noch in meiner Gewalt. Wenn ich als Mann einen siechen Körper mit mir herum trüge

und mich erinnerte, diese Leiden durch die Ausschweifungen meines Jugendlebens verschuldet zu haben; wenn mich künftig Unwissenheit und Thorheit in Mangel und nahrungslosen Zustand versetzten und ich keine andere Ursache davon anzugeben wüßte, als den Müssiggang und die Trägheit, in der ich meine jüngern Jahre zubrachte; wenn ich durch Laster und Verbrechen mir und andern Menschen zum Abscheu würde und mein Gewissen mir sagte, daß das die Folgen der bösen Gewohnheiten wären, in denen ich mir als Jüngling wohl gefiel; wenn es mir in kommenden Jahren schwer oder unmöglich würde, die Gewalt der herrschenden Neigungen zu überwinden und ich mir bey jedem mißlungenen Versuche den Vorwurf wiederholen müßte, daß ich, mit Verachtung alles guten freundlichen Raths, den rechten Termin versäumt hätte; das würde ein schreckliches Leben, das würde die Hölle seyn, die ich mir selbst zubereitet hätte. Vor diesem Unglücke wird und kann mich Gott nicht durch seine Allmacht bewahren; sondern nur ich selbst kann und will mich davor bewahren, durch — die pflichtmäßige Anwendung des heutigen Tages.

17.

Ich soll leben, — nicht wie Pflanze, blos wachsen und Samen tragen; auch nicht wie Thier, blos empfinden und diesen Empfindungen gemäß begehren; sondern, wie Mensch, d. i. die Wahrheit erkennen und nach vernünftigen Gesetzen handeln. Zu diesem vernünftigen Menschenleben bringe ich die Vermögen mit auf die Welt; aber, um sie in Thätigkeit zu setzen, ist der innere Antrieb meiner Natur — ist der äussere Eindruck, den die Weltkörper, die Elemente und alle Reiche der Natur auf mich machen, nicht hinreichend, sondern zur Entwickelung meiner Anlagen, zur Ausbildung meiner Kräfte, zur Richtung meiner Thätigkeiten ist der Umgang mit Menschen nöthig. Durch Verbindung mit Pflanze und Thier werde ich nur Pflanze und Thier; aber, durch die Verbindung mit Menschen werde ich Mensch. Das wünsche und strebe ich zu werden, in der schönsten und vollständigsten Bedeutung des Worts; darum soll und will ich in Gesellschaft mit Menschen leben. Alle meine edleren Fähigkeiten sind von der Natur so eingerichtet, daß sie schlummern, bis sie durch das Beyspiel anderer, schon gebildeter, Menschen gleichsam

erweckt und ins Leben gerufen werden. Unter allen Geschöpfen, die ich kenne, sind sie allein mit mir gleiches Wesens: ihre Vermögen, ihre Verhältnisse, ihre Bestimmungen entsprechen den Meinigen. Nur durch ihre absichtliche Einwirkung, durch gegenseitiges Geben und Nehmen, kann sich die Menschheit in mir entwickeln. Würde ich also nicht selbst den Zweck meines Daseyns hindern, wenn ich, um mir recht geflissentlich das wirksamste Mittel zu entziehen, in der Einöde vegetirte, oder meine Tage in der einsamen Zelle verseufzete? würde ich nicht unbrauchbar und ohne Leben seyn, wie ein Glied, das von seinem Körper abgerissen ist? — Bücher können mir das, was ich durch den Mangel an Menschengesellschaft verliere, nicht ersetzen: denn, zu geschweigen, daß die Unterhaltung sehr einförmig bleibt, wo immer nur Einer spricht; daß ich also da nur empfangen — nicht wiedergeben kann; so weckt auch der todte Buchstabe in meiner Brust nicht die Gefühle der Liebe und des freundlichen Zutrauens, welche doch die Grundlage aller Menschenpflichten sind. Die Fertigkeit in den Tugenden des geselligen Lebens — durch Lesen und Denken werde ich sie nie erlangen, wenn ich nicht Gelegenheit habe sie auszuüben: und

wollte ich lebenslang in den Denkmählern der Vorwelt wühlen; nie werden sie mich in so sanfte, theilnehmende Stimmungen versetzen, wie das thränende Auge des Unglücklichen, das ich sehe, und die Herzenssprache des Freundes, die ich höre, und die muntern Gebehrden der fröhlichen Menge, die mich zur Mitfreude einladen. — Also nicht blos um meinen Zustand zu verbessern, brauche ich die Menschen; nicht nur um der Gaben und Dienste willen, dadurch sie mir zu Hülfe kommen, soll und will ich ihre Gesellschaft suchen; sondern, um mit Menschen menschlich zu leben und mit ihnen gemeinschaftlich nach der hohen Würde der Menschheit zu streben. Dieß wird mir um so viel besser gelingen, je gebildeter und würdiger die Menschen sind, mit denen ich umgehe: denn, das Schöne färbt so gut ab, wie das Häßliche.

18.

Ist gleich der Leib des Menschen nicht der Mensch; so ist er doch ein Theil seines Wesens. Dürfen wir gleich das Wohlbefinden des Leibes

nicht als Zweck dieses Erdenlebens ansehen; so ist es doch nothwendige Bedingung des glückseligen so wohl als des sittlichen Lebens. Würde es gleich unrecht seyn, die Befriedigung der Körperbedürfnisse zum Hauptgeschäfte zu machen; so ist's doch gewiß eben so unrecht, aus Eifer für die Seele die Sorge für den Körper zu vernachläßigen. Ja, der Leib des Menschen ist Eines der edelsten Geschöpfe Gottes: ein gesunder und wohl gebildeter Menschenkörper ist das Schönste, was die Kräfte der Natur auf dieser Erde hervorbringen. Schon darinn liegt ein Wink für den vernünftigen Menschen, das Schönste aller äussern Güter, die er sein Eigenthum nennt, zu schätzen, zu erhalten und zu veredeln. Aber, er ist auch das unentbehrliche Werkzeug aller unserer Geistesthätigkeiten und wird eben darum mit Anlagen gebohren, die einer unendlichen Ausbildung zur Vollkommenheit fähig sind. Fern sey also von uns die Afterweisheit, welche lehret, daß man den Leib quälen und das Fleisch abtödten müsse, um das Leben des Geistes zu erhalten; daß die Beeiferung, dem Körper die Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse zu verkümmern und zu versagen, ein Beförderungsmittel der Tugend sey; daß durch Verstümme-

lungen, Fasten und muthwillig verursachte Leiden des Körpers dem allgütigen Gott ein Dienst geschehe. Nein! bey frischem Blute ist auch das Herz froh: und so lange nur der Körper gesund bleibt, sind alle Mühseligkeiten des Lebens zu überstehen. Jeder Mensch bekommt für das ganze Leben nur Einen Körper. Ist dieser Ein Mal verwahrloset; so ist er's auf immer. Nichts ist täuschender, als die Rechnung, daß die Kräfte, die man in der Jugend durch Ausschweifungen verschwendet, sich in den männlichen Jahren werden durch Arzneyen wieder herstellen lassen. Ein siecher Zustand verkümmert dem Verwahrloseten nun alle Freuden des Lebens und auch die Geistesbildung wird durch Körperschwäche auf ewig zurückgesetzt. Denn, wie will die Erkenntniß der Wahrheit von Statten gehen, wenn die ersten Wege der Erkenntniß Nichts taugen? Wo soll der Unternehmungsgeist, die Standhaftigkeit der Entschließungen und der Muth sie auszuführen herkommen, wenn die Schmerzen der Krankheit uns Ein Mal über das Andere zaghaft machen? und endlich, wie viel kann der Mensch Gutes vollbringen, wenn die Nerven erschlaffen und das Blut erkaltet und der Körper zum Grabe reift, ehe er noch

angefangen hat recht menschlich zu leben? — Aus dem Allen folgt, daß es Eine der ersten und wichtigsten Jugendpflichten ist, durch Mäßigkeit und Uebung für die Gesundheit des Körpers zu sorgen. Kein Vergnügen, kein Ruhm und keine Gelehrsamkeit ist werth, daß wir ihr dieses unschätzbare Kleinod aufopfern.

19.

Was du thun willst, das thue recht, thue so, daß der Zweck desselben bald, sicher und vollständig erreicht wird. — Das ist eine Regel, welche wir nicht erst von bezahlten Lehrern zu lernen brauchen: der gesunde Verstand giebt sie uns allen, und — verstehen wir sie, so werden wir finden, daß die Beobachtung derselben pflichtmäßig und für uns selbst recht wohlthätig ist. So lange wir Kinder waren, spielten wir, ahmten nach, was wir andere Leute thun sahen, thaten, als wenn wir Geschäfte trieben. Von Zweck und Nutzen hatten wir keinen Begrif, konnten also auch unsere Handlungen darnach nicht abmessen, sondern, wenn uns nur die Zeit ohne Verdruß und Schmerzen vergieng, so

waren wir schon zufrieden. Wir giengen, wohin man uns gängelte, und thaten, was uns geheissen ward. Ob's überall Etwas taugte, oder Nichts; das kümmerte uns Wenig: denn, wenn wir nur folgten; so hiessen wir schon gute Kinder. Wir hatten wohl auch unsere Absichten, oder vielmehr unsere Einfälle. Gelangen sie; so war es uns recht. Schlugen sie fehl; so weinten wir. Kurz, in unserem ganzen Thun und Wesen war weder Plan noch Wille. Aber, diese Zeiten sind nun vorbey. Je näher wir dem männlichen Alter kommen, je männlicher und wichtiger unsere Beschäftigungen werden; desto ernsthafter, d. i. desto vernünftiger soll auch unsere ganze Handlungsweise seyn. Nach Andern dürfen wir uns hierin durchaus nicht richten: denn, wir sehen freylich zuweilen auch erwachsene Menschen, welche mit ihrer ganzen Geschäftigkeit denen gleich sind, die in die Luft streichen, oder, die ohne Ziel laufen. Sie mögen wohl auch nicht Kinder heissen; aber, sie suchen nicht nützliche Arbeiten, sondern Unterhaltung und Mittel wider die lange Weile. Sie führen Aemter und treiben Geschäfte, handeln nach Anweisungen und Vorschriften, aber, sie betrachten ihre Handlungen nicht als Mittel zu Erreichung eines

vernünftigen Zwecks, sondern nur als Bedingung, unter welcher sie Besoldungen und Einkünfte erhalten, wissen daher auch nicht leicht, ob sie damit Nutzen stiften oder nicht; sondern, wenn sie nur dafür bezahlt sind; so kümmert sie's nicht, der Erfolg mag seyn wie er will. Sie reden, was sie nicht verstehen und bewegen Hände und Füsse: Fragt man sie: warum? so erstaunen sie ob der sonderbaren Frage. Aber nein! so wollen wir nicht handeln, sondern, vorausgesetzt, daß wir uns bey jeder Handlung einen vernünftigen Zweck deutlich vorstellen; daß wir berechnet haben, ob dessen Erreichung überall möglich, und unsern dermaligen Kräften angemessen sey; hören wir nicht eher auf zu streben, als, bis wir unser Werk zur Vollständigkeit gebracht haben. Jeder wirklich erreichte Zweck — selbst der geringfügigsten Handlung, ist wirksames Mittel zu Beförderung eines höhern. So steigen wir festen Schritts von einer Stuffe zur Andern und nähern uns endlich dem Höchsten.

20.

Die Unterhaltungsmittel des physischen Lebens erhalten wir entweder durch unser Verdienst, oder durch glückliche Zufälle. Man sollte freylich meinen, daß kein vernünftiger Mensch bey der Sorge für das Unentbehrliche auf glückliche Zufälle rechnen würde, die eben so leicht ausbleiben, als erfolgen können; aber, diese Meinung ist täuschend. Wir finden eine Menge Menschen, welche, wie man zu sagen pflegt, auf gutes Glück leben; welche in der Jugend nicht für die kommenden Jahre, im Sommer nicht für den Winter und heute nicht für den morgenden Tag sorgen: vermuthlich im Vertrauen auf die mißverstandene und unrecht angewandte Lehre, daß der morgende Tag schon für das Seine Sorgen werde. Doch nein! auch dieses Vertrauen setzte schon eine Hinsicht auf die Zukunft voraus und die darf man nicht suchen bey den Sorglosen, welche schlechterdings nur für den Genuß des Gegenwärtigen leben. — Ist diese Denk- und Handlungsweise wohl der Nachahmung werth? — Freylich ist's nicht unmöglich, daß Menschen Güter finden, ohne sie mühsam zu suchen; daß sie unverhoffter Weise Erben derje-

nigen werden, die, ohne es zu wissen, für sie gesammelt haben; oder, daß man auf dem Wege seines Lebens einen Freund findet, der uns das Seinige mittheilt, einen Versorger, der die Macht hat uns auf Plätze zu bringen, wo uns der Staat, auch ohne Verdienst, ernährt. Freylich haben wir schon tausend Beyspiele, daß Menschen ohne Verdienst, durch Verbindungen, durch Gewinn im Spiele oder im Handel, wie sie sagen, ihr Glück in der Welt gemacht haben; daß die Sorglosesten am Ende die Glücklichsten geworden sind. Endlich ist's auch wahr, daß diejenigen, die das Meiste verdienen, in der Welt oft das Wenigste erlangen und umgekehrt, daß das Glück — ein reicher aber blinder Vormund der Dummheit — überhaupt gegen seine Günstlinge weit freygebiger ist, als das Verdienst. Aber, alle diese Möglichkeiten und Erfahrungen sollen uns, als vernünftige Menschen, nie dahin bringen, daß wir das vom glücklichen Ohngefehr als Geschenk erwarten, was wir durch unsern Fleiß als wohlverdienten Lohn erlangen können; daß wir, anstatt durch unsere Kräfte nützlich zu werden, auf unverhoffte Abentheuer rechnen. Sondern, wir wollen jetzt in der Jugend solche Kenntnisse und Geschicklichkeis

ten zu erlangen streben, die uns je eher je lieber brauchbar machen und folglich auch Nahrung bringen: ob nothdürftig oder überflüßig? das mag der Zufall entscheiden: denn, darauf kommt Nichts an. Aber, so lange wir noch gesunden Kopf und gesunde Glieder haben, wollen wir nicht das Gnadenbrodt, weder des Staats noch der Familien essen. — Bey selbst verdienter Kost befindet sich Herz, Ehre und Gewissen weit besser.

21.

Die ersten Worte, welche wir am Anfange des Tages aussprechen, erinnern uns billig daran, daß das Sprachvermögen Einer der wichtigsten Vorzüge ist, wodurch Gott die Natur des Menschen verherrlichet hat. Die Rede eröffnet uns so zu sagen die Thüren der menschlichen Erkenntniß: denn durch ihre Vermittelung kommen doch die meisten Vorstellungen in unsere Seele und mit den ersten Worten, die Kinder sprechen lernen, zeigen sich auch die ersten Spuren klarer Begriffe in ihrem Verstande. Sie ist die Bedingung, unter welcher allein Menschen mit Menschen um-

gehen können: denn, was wäre die Gesellschaft, wenn alle Mittheilung blos durch stumme Blicke geschehen sollte? Sie ist der sinnliche Charakter der Menschheit, der die empfindenden Kräfte mit den denkenden in genaue Verbindung setzt und ohne welche uns die Vernunft selbst vergebens geschenkt seyn würde. Unter Allem, was der menschliche Verstand je erfunden hat, ist Nichts größeres als die Sprache; daher die Weisen unserer Zeit selbst noch nicht wissen, ob sie sie einer menschlichen Erfindung oder göttlichen Offenbarung zuschreiben sollen. Sie ist der Gegenstand, dessen Bearbeitung unsere Gemüthskräfte auf Lebenszeit beschäftiget, an dem wir sie so gut, als an irgend einer Wissenschaft üben, schärfen, erhöhen können. Sie ist das Mittel, durch dessen Gebrauch wir im Stande sind Unwissende zu lehren, Leidende zu trösten, Feinde zu besänftigen, Freunde zu erfreuen und auf tausend andere Arten Gutes zu stiften. Sollte nun dieses edle Talent, dieses schätzbare Werkzeug, dieses göttliche Geschenk nicht werth seyn, daß wir Mühe und Sorgfalt anwenden, um es uns in aller möglichen Vollkommenheit eigen zu machen? — Ja! wir ehren die Weisheit Gottes, wir erhöhen unsern eignen Werth, wir

arbeiten für die Wohlfahrt unserer Nebenmenschen, wenn wir Sprache verstehen und Sprache gebrauchen lernen. Sie ist Einer der würdigsten Gegenstände unseres jugendlichen Fleisses: versäumen wir ihn; so verlieren wir gewiß einen Theil der Absichten, welche Gott durch uns erreichen kann. Freylich können wir vermittelst der Zunge und Rede eben so wohl den Menschen fluchen als den Schöpfer loben, können durch Rede und Schrift eben so viel Böses als Gutes anrichten. Darum haben die Afterweisen, welche, um den Mißbrauch zu verhüten, gern auch den rechten Gebrauch verbiethen möchten, immer gemeint: die Ausbildung dieser schönen Naturanlage sey der Gesellschaft gefährlich; dem größten Theile der Menschen sey es unnütz, ja schädlich, daß sie lesen und schreiben lernen; und, um die Ehre Gottes, die Ruhe des Staats und die Reinigkeit der Sitten zu sichern, müsse man die Freiheit des Bürgers, seine Gedanken durch Rede und Schrift mitzutheilen, so eng als möglich einschränken. Aber, diese Maximen sind auf den herrschenden Unverstand berechnet, unter welche Herrschaft wir nicht gehören wollen. Wir wollen nicht behandelt seyn, wie die Unverständigen, vor denen man jedes spitzige Hölzchen

verstecken muß, aus Furcht, daß sie sich damit die Augen ausstechen möchten; sondern, was uns die Natur gegeben hat, das wollen wir, als vernünftige Menschen, gebrauchen. Richtig und gefällig sey demnach allezeit die Form unserer Rede und der Inhalt derselben sey nie Etwas anderes, als Wahrheit, Recht und Güte!

22.

Frisches Blut und gesunde Glieder sind ein sehr schätzbares Gut, dessen Besitz und Genuß das Leben auf dieser Erde dauerhaft, leicht und angenehm macht. Auch der bloße Thiermensch empfindet es, daß diese Vortheile ihm zum Wohlbefinden nach seiner Vorstellung unentbehrlich sind: wie vielmehr wir, die wir mit Hülfe der geübtern Vernunft uns vorstellen können, wie traurig das Leben eines Menschen seyn müßte, dessen Thätigkeit durch stockende Säfte, oder gelähmte Glieder erschwert und gehemmt wird: wir, die wir den Werth körperlicher Munterkeit und Stärke aus eigenem Gefühl kennen

und zu schätzen wissen: wir, die wir die wahre Bestimmung unserer Körpertheile wissen und fast zu berechnen im Stande sind, wie sehr die Unbrauchbarkeit der Glieder uns hindern würde den Zweck dieses Erdenlebens zu erreichen. Ja, unsere gesunden Glieder gehören zu den anvertrauten Pfunden, mit denen wir in diesem Leben wuchern, d. i. überhaupt Gutes thun sollen: sie gehören auch zu den Werkzeugen, durch deren rechten Gebrauch unsere Vernunft die Natur veredelen, Nahrung erwerben, Gefahren überwinden, Nothleidenden helfen und, wo nicht unmittelbar, doch durch Vorrichtung des Stoffs, zu Beförderung der Sittlichkeit und Erreichung des höchsten Menschenzwecks beytragen soll. Es steht also fürwahr nicht in unserm Belieben, ob wir sie durch zweckmäßige Uebung bilden und vollkommener machen wollen oder nicht. Es ist nicht wahr, was vielleicht Manche wähnen, daß ein starker, geschmeidiger und wohlgebildeter Körper zu den leicht entbehrlichen Gütern des Lebens gehöre und bey gesunden Seelenkräften nicht sonderlich vermißt werde; sondern, in Wahrheit, wir würden Gottes Werk schänden, unsern eigenen Werth verringern und unsere Mitmenschen um die Vortheile bringen, die wir ihnen durch den Dienst

unserer gesunden Glieder verschaffen können, wenn wir durch Vernachlässigung unseres Körpers unsere Menschennatur verunedeln wollten. Wohlan denn, diese Erkenntniß soll uns alle ermuntern, die Brauchbarkeit, die Geschicklichkeit und den guten Anstand unserer Glieder nach Möglichkeit zu befördern, die Unglücklichen, die dieses Guts entbehren müssen, mit menschenfreundlichem Mitleiden zu betrachten, keinem Menschen jemahls an seinem Leibe Schaden oder Leid zu thun und mit unsern Gliedern so viel Gutes zu schaffen, als wir können. — Nicht zu Gewalt und Raub, nein, um als Mensch zu leben, ist mir gesundes Blut und Nerv und Mark gegeben. Nie brauch ich Fuß und Hand, nie eine Körperkraft, so lang ich denken kann, zum Dienst der Leidenschaft.

23.

Jede unserer Handlungen soll nützlich, soll der Erreichung unseres höchsten Menschenzwecks beförderlich seyn; oder der Theil der Lebenszeit und der Lebenkraft, den wir darauf verwenden,

ist verloren. Ist das nicht eine Regel zum Bangemachen? — Denn, wenn nach derselben die gewöhnlichen Handlungen des Menschengeschlechts, dieses eitele, besinnungslose, bald lachende, bald heulende Weltgetümmel sollte gemustert werden; großer Gott! wieviel Lebenszeit, wieviel Menschenkräfte würden wir für verloren erklären müssen! Es kann allerdings seyn, daß der größere Theil der Menschen bey den Geschäften und Freuden und Leiden ihres Alltagslebens, auf ihre hohe Bestimmung, auf den Zweck ihres Daseyns keine Hinsicht nimmt: desto schlimmer für sie! Indessen dürfen wir auch nicht glauben, daß, um diese Regel geltend zu machen, die Welt müßte umgekehrt werden, daß alle gesellschaftliche Einrichtungen und die ganze äussere Form der Geschäfte müßte verändert werden: Ach nein! durch eine weise Einrichtung dessen, der die Menschennatur geschaffen hat, kann Jede unserer Handlungen, auch die Geringfügigste, wenn sie nur nicht ihrem innern Gehalte nach gesetzwidrig ist, zu Beförderung unseres Menschenzwecks mittelbar oder unmittelbar beytragen, so bald sie der Handelnde nur darauf beziehen will; können alle unsere häuslichen und bürgerlichen, wissenschaftlichen und künstlichen Geschäfte Mittel der

sittlichen Bildung werden, so bald wir sie nur dazu machen wollen. Demnach dürfen wir nicht glauben, daß wir blos in den Stunden unserer Menschenbestimmung genug thun, da wir geistliche Bücher lesen oder uns gute Lehren vorsagen lassen; oder, die wir, von der Welt zurückgezogen, in stiller Selbstbeschauung zubringen: Nicht doch! so gut diese Beschäftigungen an sich seyn können; so sind sie doch fürwahr nicht die einzig nothwendigen; sondern wir können und sollen mit den Menschen leben; können und sollen in ihrer Gesellschaft für Nahrung und Kleidung, für häuslichen Wohlstand und öffentliche Ruhe, ja selbst für das Vergnügen der Sinne und die Bequemlichkeit des Körpers arbeiten; können und sollen durch alle diese Beschäftigungen auser dem Vortheile, den sie dem häuslichen und bürgerlichen Leben bringen, auch unsere sittliche Veredelung befördern: denn, nicht der äussere Gegenstand, auf den wir unsere Handlung richten; sondern die innere, gesetzliche Form, die wir ihr geben, ist's, was sie gut und edel und für die Beförderung unserer sittlichen Würde zweckmäßig macht. Und, ob unsere Handlungen diese gesetzliche Form haben sollen, oder nicht; das hängt nicht von natürlichen oder zu-

fälligen Ereignissen, auch nicht vom Eigensinne anderer Menschen, sondern blos von unserem eigenen guten Willen ab: denn, die Bewegungen des Körpers können vielleicht erzwungen werden, niemahls aber die Thätigkeiten des Geistes. Welch ein Vorzug des Menschen, daß Nichts in der Welt ihn hindern kann, seinen wahren und höchsten Zweck zu erreichen. Ob ich glücklich oder unglücklich seyn soll; das steht nicht bey mir: das hängt von tausend zufälligen Ursachen ab, denen ich mit aller möglichen Klugheit nicht ausweichen kann; aber, ob ich über Glück und Unglück erhaben — ob ich moralisches Wesen — ob ich Mensch seyn will; das steht bey mir!

24.

Ja, fürwahr, der Mensch ist nicht zur Verschlossenheit, sondern zur Offenheit und Mittheilung bestimmt: das beweiset die ganze Einrichtung seiner Natur. Denn die Maschine des Körpers richtet sich so genau nach den Veränderungen der Seele, daß der Menschenkenner die

Bewegungen des Gemüths in den Bewegungen des Körpers lesen kann. Das Auge ist fast immer der Spiegel des Herzens und, ohne es zu wollen, verrathen wir die geheimsten Neigungen durch unzweydeutige Blicke. Jeder Schritt, jede Stellung und jede Gebehrde entspricht genau der Stimmung des Gemüths, in der wir uns mit jedem Augenblicke befinden. Selbst die Farbe der Wangen verräth Schaam und Furcht und alle schnellen Veränderungen des innern Menschen: die Runzeln der Stirne, wenn sie nicht vom Alter gezogen werden, kündigen gern Verdruß und Unwillen an, und die Stimme, ist sie nicht der vernehmlichste Dolmetscher unserer verborgenen Regungen? Ja, weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Aber, auch ohne auf den Sinn der Worte zu sehen, zeigt schon die Heftigkeit oder Gelassenheit, das Stottern oder Fliessen, der Ton und Fall unserer Rede, dieß alles bezeichnet unfehlbar den Geist, der aus uns spricht. Da also der Punkte so viel sind, auf welchen entweder der Sturm der Leidenschaften ausbricht, oder sich die sanfte Stille eines ruhigen Gemüths zeigt; so versuchen wir sicherlich vergebens unsern wahren Charakter vor dem verständigern Theile der Welt zu verstecken;

ob's gleich der leidigen Verstellungskunst zuweilen gelingt, die Einfältigen, die sich durch jeden Schein leicht bethören lassen, eine Zeitlang durch Heucheleyen zu äffen. Wollen wir nun, daß diese unwillkührlichen Ausdrücke, diese Wiederscheine unserer Gesinnungen Nichts schlimmes verrathen sollen; so müssen wir Nichts schlimmes in unserem Innern dulden; nicht darauf rechnen, daß wir die inwendigen Schandflecke durch einen gleißenden Anstrich werden verstecken können. Wollen wir die Würde der Sittlichkeit in allen Lagen und unter allen Umständen, auch bey der Welt behaupten; so ist es nicht genug, daß wir unsere Minen, Gebehrden und Redensarten bilden; sondern von innen heraus muß die Bildung des Menschen ihren Gang nehmen. Ist unser Wohnzimmer in Ordnung, so können wir Jedermann ohne Bedenken hereintreten lassen: und ist das Herz gut; so ist's unmöglich, daß die äussern Zeichen Etwas böses verrathen sollten. Ein sanftes Gemüth erzeugt gewiß keine stürmische Rede; die wahre Gutmüthigkeit erlaubt dem Auge keine neidischen Blicke und der Mensch, dessen Herz voll Liebe ist, erscheint nie in wüthender Gebehrde. Wirst du dir ohne

Gleißnerey des Geistes Reinigkeit erwerben; so wird dich, im Gewissen frey, nie des Bemerkers Blick entfärben.

25.

Mit der Bemühung sich zu veredeln wird es dem Menschen nicht eher ein Ernst, als, bis er seine eigene Natur kennen und die Vorzüge derselben schätzen lernt; bis er einsieht, nicht nur, was er ist, sondern auch, was er werden kann. Zwar ist es sehr gewöhnlich, daß die Menschen schon in den frühesten Jahren sich dünken Etwas zu seyn, sich einen hohen Werth beylegen, sich selbst einer Menge Anderer vorziehen; aber, wo suchen sie ihren Werth? und was sinds für Vorzüge, worauf sie sich am liebsten Etwas zu Gute thun? der Ruhm ihrer Vorfahren; der Rang, den ihre Aeltern, oder sie selbst bekleiden; der Titel, den ihnen der Staat beylegt; die Güter, die sie geerbt oder erworben haben; die Gunst mit welcher sie von so genannten vornehmen Leuten beehret werden; die Menge der gelehrten Worte, Sätze und Perio-

den, die sie etwa gelernt haben; das sind die Talente, wodurch sie sich zu Ansprüchen auf Schätzung berechtiget glauben. Und Schade ist's, daß junge Menschen diese Art Menschen zu würdigen, ich möchte sagen, mit der Muttermilch einsaugen; daß sie diese Urtheile oder Vorurtheile nachzubeten geflissentlich gewöhnt werden, ehe sie einmahl vom Inhalte derselben Etwas verstehen. Ist's da wohl zu verwundern, daß ihnen in der Folge jeder Mensch gerade nur so viel werth ist, als er hat? O Jüngling! nicht vom Werthe deiner äussern Güter ist die Frage: denn, diese haben so wenig Zusammenhang mit deiner Person, daß sie heute dein und morgen eines Andern seyn können: auch nicht von deinen Wissenschaften und Geschicklichkeiten, denn der Werth derselben beruht erst auf der Anwendung, die Du davon machst; sondern von dem Werthe deiner Natur: nicht von deinem bürgerlichen oder wissenschaftlichen, sondern von deinem Menschenwerthe: und der kann nicht in dem bestehen, was Manchem zufällig zu Theil wird und was die Besitzer eben so unversehens wieder verlieren können, als sie es erlangt haben; nicht in den Dingen, die dich eben so gut schänden und verderben, als ehren und veredeln

können; sondern in dem, was Allen die vom Weibe gebohren sind, gemein ist; was sie weder vom glücklichen Ohngefehr erwarten dürfen, noch, wenn's ihnen die Natur versagt hätte, für Geld erkaufen könnten; und, was sie nie wieder verlieren können, so lange sie Menschen bleiben, nemlich in der Anlage zur Sittlichkeit, in dem Vermögen, von Zeit zu Zeit, ja ohne Zweifel von Ewigkeit zu Ewigkeit weiser, besser, vollkommener zu werden. Wer diesen Schatz erkennt, den dauert's ihn verderben zu lassen; den schaudert's, wenn er daran denkt, daß einst ein schrecklicher Augenblick kommen kann und kommen muß, in dem er die Würde der Menschheit kennen lernt und zu sich selbst sagt: dieß alles hätte ich auch werden können; aber durch eigene Schuld bin ich's nicht geworden. Demnach ist doch wohl unter allen Naturstoffen Keiner mir wichtiger, Keiner würdiger von mir gekannt und bearbeitet zu werden, als — Ich.

26.

Ich bin ein Mensch: das heißt in Wahrheit nicht: ich kann stehen und liegen, mich bewegen und ruhen, essen und trinken, Gebehrden und Töne hervorbringen. In dem allen besteht die Menschheit nicht: denn, das alles können die Thiere auch. Aber, ich kann empfinden, erkennen und meiner Erkenntniß gemäß handeln: und bey dem Allen muß mein eigner Körper mir als Werkzeug dienen: das sind die wesentlichen Bestandtheile meiner Menschennatur. Den Körper nähren, schmücken, üben, für dessen Gesundheit, Schönheit, Stärke und Geschicklichkeit sorgen ist gar ein nützliches Bestreben: dennoch gewinnt der Mensch dadurch dem Thiere keinen großen Vorzug ab: denn der Thierkörper bringt es in seiner Art durch Uebung fast eben so weit als der Menschenkörper. Aber, die Fertigkeit, das Schöne vom Häßlichen, das Wahre vom Falschen, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, die ist es, was mir in der Reihe der Wesen den höhern Platz anweiset und je mehr ich diese Fertigkeit durch Uebung erhöhe; im desto vollkommnerem Sinne, werde ich das, was ich heiße: Mensch. Die Anlagen zu diesen Menschenkräften schenkt uns der gütige

Vater der Natur, Einem so reichlich wie dem Andern, wenigstens allen in dem Maße, in welchem sie der Entwickelung und des Wachsthums fähig sind. Aber, diese Anlage, diese Möglichkeit gut zu werden, macht mich eben so wenig edel und weise, als ein Stück Landes darum fruchtbar zu nennen ist, weil köstlicher Same darein gestreut war. Bearbeite ich sie nicht; so habe ich Schande davon, wie der Menschenbeherrscher von der Gewalt, die er übel gebraucht. Sie gewähren mir zwar Ansprüche auf die Würde der Menschheit; aber, sie setzen mich nicht in den Besitz derselben. Kein Mensch wird edel geboren; er kann aber edel werden durch Bildung. Dieß erkennen wir: lasset uns der nach thun! Alle freuen wir uns glücklicher Anlagen: noch sind wir Alle in den Jahren darBildungsfähigkeit: Hoffentlich ist noch Keiner von uns eigentlich verbildet, oder auf eine unheilbare Art verwahrloset: wir leben in einem Zeitalter, wo es durch Reichthum an Hülfsmitteln recht leicht ist die Anlagen der Natur zu entwickeln: wir kommen hier an einem Orte zusammen, der eigentlich zur Arbeit für unsere Bildung bestimmt ist: wir stehen mit Menschen in Verbindung, die uns bey unserer Bildung Hülfe

leisten: Schon sind wir Alle zu der Einsicht gelangt, daß wir die Nothwendigkeit und Pflichtmäßigkeit der Bildung — wenigstens nicht leugnen können: Sollten alle diese Vortheile unbenutzt bleiben? Sollten uns Anlagen, Jugend, Hülfe, Freunde, Vortheil der Umstände und Einsichten umsonst verliehen seyn? — Großer Gott, welch ein Verlust wäre das!

27.

Der weise Schöpfer hat den ganzen Inbegrif der Vermögen, die er ausspenden wollte, so richtig vertheilt, daß jedes Wesen dasjenige Maß erhielt, dessen es benöthiget war, um seine Bestimmung zu erreichen. Also die Summe der Kräfte ist da, welche thätig und wirksam seyn müssen, um den Zweck des Ganzen zu befördern: und, in wessen Händen steht sie? wer hat die Macht auf der Erde, diese Kräfte zu benutzen, zu richten, anzuwenden? Der Mensch! — Der Mensch besitzt nicht nur selbst mehr Vermögen, als die ganze übrige, lebendige und leblose Natur zusammengenommen; sondern auch die Vermögen aller andern Erdengeschöpfe stehen ihm zu

Gebothe: er kann sie erforschen, kann sich ihrer bemächtigen, kann sie zu Erreichung seiner Absichten gebrauchen: Gott hat ihn zum Kenner derselben und zum Haushalter über dieselben gemacht. Alle andere Kräfte sind zweckmäßig wirksam nach Gesetzen, die sie nicht verstehen; aber des Menschen eigenthümliche Kraft, die Vernunft, erkennt Zwecke und befördert sie nach Gesetzen, die sie selbst gegeben hat: Alle übrige Gattungen tragen ihren Theil bey, ohne das Ganze zu kennen; aber, der Erkenntniß- und Wirkungskreis des Menschen umfasset das Ganze. — Wenn nun die Kräfte der Menschen und der Natur alle auf Einen Punkt hinwirkten, alle auf den Zweck gerichtet würden, den wir uns als den höchsten denken müssen, auf Beförderung des Sittlich-Guten; Hilf ewiger Gott! was müßte da können ausgerichtet werden! — Aber, warum geschieht das nicht? Woran fehlt es zu diesem unaufhaltbaren Hinstreben? Wer hindert diese allgemeine Beförderung des Guten? Etwa die Verschiedenheit der Menschen in Sinn und Meynungen? Der Mangel an Uebereinstimmung in ihrem Wünschen und Streben? — So denkt und spricht man gemeiniglich: „Wie kann in der Welt

„Etwas gutes zu Stande kommen, da fast jeder Kopf „Etwas anders glaubt und Etwas anders will?“ Fürwahr, ein sinnreicher Vorwand, hinter den jede träge Seele ihren eigenen Mangel an gutem Willen verstecken kann. Ob eine solche allgemeine Uebereinstimmung möglich — ob sie, um den Plan Gottes mit dem Menschengeschlechte auszuführen, nöthig sey; das wollen wir jetzt nicht untersuchen. Aber, so viel ist gewiß, daß ich und du, mein Nebenmensch, daß wir nicht berechtiget sind, mit Erfüllung unserer Pflicht auf jene Uebereinstimmung zu warten: denn, wir erleben sie zuverläßig nicht. Auch jeder Einzelne hat so viel Vermögen, als nöthig ist, um seine Bestimmung zu erreichen. Jeder Mensch bringt Anlagen zu edeln Kräften mit auf die Welt. Hier tritt er auf einen Platz, wo er diese Anlagen entwickeln, ausbilden, seine Kräfte erhöhen kann, bis zu einem Ziele, das kein Sterblicher zu bestimmen im Stande ist. Nicht Natur, nicht Gesellschaft, nicht Mangel an Glücksgütern kann ihn hindern, sie zu vernünftigen Absichten anzuwenden: und, wenn ich einen einzigen Tag das Gute, das ich will, vollbringe; so habe ich mehr gethan, als, wenn ich das ganze Leben hindurch darüber seufze, daß Andere nicht so wollen, wie ich will.

28.

Kein vernünftiger Mensch erlaubt sich, die Eigenschaft der Dinge, die wir Schönheit nennen, gering zu schätzen, für entbehrlich zu erklären, verächtlich davon zu denken oder zu urtheilen. Es war eine Zeit, da man Sinnlich und Sündlich für Einerley hielt; da man eine Heiligkeit affektirte, die sich mit gar keinem sinnlichen Vergnügen vertragen sollte; da die so genannten Gottseligen so thaten, als ob sie über Alles, was die Sinne ergötzt, erhaben wären, als ob ihre himmlische Gesinnung allen Sinn für Erdenschönheit ertödtet hätte; aber, Gott sey Dank! so vernünftig ist nun doch ein ansehnlicher Theil der Menschen geworden, daß sie sich ihrer menschlichen Natur nicht mehr schämen; daß sie begreifen, Gott habe sie auf diese Erde gesetzt, damit sie nach allen ihren Kräften und Vermögen, nicht da oben im Himmel, sondern hier unten auf der Erde, thätig seyn sollen. Das Schöne ist ja auch ein Theil der Gegenstände, wodurch uns Gott seine Vollkommenheit geoffenbaret hat. Schön ist die Natur in allen ihren Werken und alle Schönheit der menschlichen Kunst ist nichts anders als eine

Nachahmung der Schönheiten, welche die weise Hand des Schöpfers in die Natur gelegt hat. Die meisten Gewächse grünen und blühen eher als sie Früchte tragen, zeigen sich also eher von der angenehmen als von der nützlichen Seite: und auch die Natur des Menschen ist so eingerichtet, daß sie eher der Lust am Schönen empfänglich, als der Begriffe vom Wahren und Guten fähig wird. Es wäre also ganz widernatürlich diese Stufe im Gange unserer Veredelung überspringen zu wollen: und in welches Menschen Gemüthe sich das Gefühlvermögen noch nicht entwickelt hat, der wird zwar manche Sprüche wahres Inhalts und manche Gesetze der Sittlichkeit lernen; aber, er wird nicht die Wahrheit selbstthätig erkennen, nicht das Sittliche schätzen, noch wahres Interesse daran finden: denn, durch den Genuß des Schönen werden wir zum Forschen nach Wahrheit und zum Streben nacht Recht gleichsam eingeladen und diese Drey sind so innig mit einander verbunden, daß selbst Wahrheit und Weisheit Viel von ihrem Werthe verlieren, wenn ihnen die gefällige Form fehlt. Auch dieß ist Eine von den Anlagen, zu deren Entwickelung wir als Jünglinge berufen sind. Lasset uns jene Einladung nicht ausschlagen, sondern

Mühe anwenden, damit wir das Schöne in der Welt empfinden lernen. Dadurch wird nicht nur das Vergnügen, auf dessen Genuß wir uns in diesem Leben Hoffnung machen können, unendlich vervielfältiget, sondern auch der Weg zu allen Arten der Vollkommenheit, deren unsere Natur fähig ist, gebahnt und verschönert.

29.

Die Mannichfaltigkeit, wie in der ganzen Natur, so auch unter den Menschen, übersteigt alle unsere Begriffe. So lange die Erde steht, sind noch nicht zwey Menschen in Absicht auf die Gesichtsbildung, das Nerven- oder Adern-System und den ganzen Körperbau einander völlig gleich gewesen: und so lange die Erde stehen wird, werden nicht zwey Menschen in ihren Vorstellungen, Meynungen, Urtheilen und Wünschen einander völlig gleich seyn. Wir schliessen daraus, daß ihre natürlichen Anlagen und, diesen zu Folge, auch die Bestimmungen der Menschen sehr verschieden seyn müssen. Hierin mögen wir wohl nicht irren. Indessen kann diese Verschie-

denheit der Bestimmungen doch nur in den äußern Lebensweisen, nicht in der Sittlichkeit — doch nur in den Mitteln, nicht im Zwecke zu suchen — kann doch nur so zu verstehen seyn, daß Alle, die auf der Erde leben, auf verschiedenen Wegen zu Einem Ziele kommen sollen: denn, es ist gewiß, daß die Menschen, überhaupt und einzeln, um so viel glückseliger leben, daß die Erkenntniß der Wahrheit um so viel allgemeiner wird und daß das Streben nach Vollkommenheit um so viel schneller von statten geht, je mehr jene Mannichfaltigkeit sich der Einheit nähert. Es ist nur Eine Wahrheit, und diese zu erkennen sind alle Menschen bestimmt: es ist nur Ein Sittengesetz und dieses zu befolgen sind alle Menschen verpflichtet. Mithin ist doch Ein Punkt, in welchem sich alles Streben der Sterblichen, so verschieden auch die Richtungen desselben seyn mögen, endlich vereinigen soll. Aber das Geschäft, die Menschen einander zu nähern, mehr Uebereinstimmung, mehr Gemeinsinn, mehr Wahrheitsliebe, mehr Ordnung und Gründlichkeit unter ihnen einzuführen, dieses Geschäft wird weder durch vielköpfige Gesellschaften, noch durch autorisirte Glaubensbekenntnisse und Kirchensysteme, noch durch die

Ausſprüche der Schulweiſen, noch durch die verpönten Geſetze der Monarchen zu Stande gebracht werden: denn, die Thätigkeit der menſchlichen Gemüthskräfte läßt ſich weder an Worte binden, noch durch Feſſeln zwingen und einſchränken, noch durch Seile in eines andern Hand lenken; ſondern jeder Selbſtdenkende geht frey und ungehindert ſeinen eigenen Gang, und es iſt nur Einer, der Alles unter Einen Blick faſſet und Alles zu Einem Zweck ordnet: der Allmächtige Gott! — Was ſollen aber wir thun? — Das Einzige; was wir können! Wir ſollen, Jeder auf ſeinem Platze und nach dem Maaße ſeiner Kräfte, uns b mühen, daß alle unſere Vorſtellungen und Meinungen auf Einem feſten Grunde ruhen und alle unſere Wünſche und Handlungen nach Einem beſtimmten Ziele hinſtreben; ſo werden wir uns wundern, wie die Weiſeſten und Beßten unter den Menſchen einander ſo nahe kommen!

30.

Nichts ist schön, als was wahr ist: Nichts ist wahr, als, was der Natur angemessen ist: Folglich muß alles Schöne der Natur angemessen seyn. Die Hand, welche die Werke der Natur gebildet hat, die ist die wahre Meisterhand und ihre Produkte sind die edelsten Muster, von denen alle Sterbliche lernen müssen, wenn sie sich der Vollkommenheit nähern wollen. Ja, das Vermögen, welches dem Menschen gegeben ist, die Werke der Natur nachzuahmen, das ist's welches uns gewissermaßen berechtiget, den Menschen ein Ebenbild Gottes zu nennen. Woher sonst könnten wir die Begriffe von Größe, Schönheit und Mannichfaltigkeit haben, wenn wir sie nicht von den großen, schönen und mannichfaltigen Gegenständen der Natur abgezogen hätten? und von alle dem, was menschlicher Verstand erfindet und hervorbringt, ist Nichts groß, Nichts schön, Nichts in seiner Mannichfaltigkeit edel zu nennen, als, in so fern es mit den Gesetzen der Natur übereinkommt. Dieß ist ein Fingerzeig für alle unverdorbene Menschenköpfe, daß es eine edle Beschäftigung für uns sey die Natur zu beobachten, ehe wir sie mit unserem Verstande erforschen wollen; erst Thatsachen zu sammeln, ehe wir

Gesetze abstrahiren, also nicht nur den Zusammenhang ihrer Ursachen und Wirkungen, sondern auch ihre Formen kennen zu lernen; und daß der Mensch auf dem rechten Wege sey, der von der Natur die Muster entlehnt, die er in allen seinen künstlichen Handlungen nachahmt. Wenn wir Menschen überhaupt das Vermögen haben, nicht neuen Stoff zu schaffen, sondern nur den gegebenen in Form zu bringen; so müssen wir diese Formen doch durchaus der Natur ablernen: und in aller Kunst zu bilden, wir mögen sie auf den Thon oder auf den menschlichen Geist anwenden, weichen wir von den Regeln ab, die jene Meisterin gegeben hat, so produciren wir Karrikaturen. In der Natur haben wir ein Lehrbuch, das vor allen Menschen offen liegt und leicht zu verstehen ist; denn, wer nur gesunden Sinn und gesunden Verstand hat, der kann darin lesen: ein Buch, das wir verstehen können, ohne alte und fremde Sprachen gelernt zu haben; das sich weit besser selbst erklärt, als es die Meister der Auslegungskunst kommentiren können; ein Buch, das uns gewiß nicht irre führt, wenn wir uns nur nicht durch unsere Sinne oder durch unsere Trugschlüsse täuschen lassen, nicht urtheilen und schliessen, ehe wir

noch beobachtet haben; ein Buch, das für uns eine unerschöpfliche Quelle der wahren Weisheit werden kann, wenn wir ihr nicht durch unsere Schul- und Staatsweisheit muthwillig den Eingang versperren; ein Buch, das keiner menschlichen Censur unterworfen ist und dessen allemeiner Gebrauch weder der Religion, noch dem Staate, noch den guten Sitten Gefahr bringt. Lasset uns daraus lernen, so lange als wir leben.

31.

Wir werden zuweilen ermahnt, daß wir uns bemühen sollen Gott ähnlich zu werden: aber, das Ideal steht uns Sterblichen zu hoch: wir können es nicht einmal erkennen; wie sollten wir es erreichen können? — Ach! daß die Menschen doch erst aufhörten Thiere zu seyn und sich bemühten gute Menschen zu werden! wahrlich, das würde ihrem gesunden Verstande mehr Ehre machen, als jenes vergebliche Streben nach Gottesähnlichkeit. Ist's nicht thöricht, wenn der in die Sonne fliegen will, dem doch

nur Füsse gegeben sind, um auf der Erde zu wandeln? Wenn wir alle die Vorzüge, die uns, als Menschen, theils gegeben, theils zu erwerben möglich sind, das Vermögen, die Gegenstände auser uns zu empfinden und zu unterscheiden, Begriffe zu bilden und sie in Ordnung zu stellen, zu vergleichen und zu verknüpfen, das Vermögen, vom Bekannten auf's Unbekannte zu schliessen, in die vergangenen Zeiten zurück und in die Zukunft vorwärts zu blicken und so in der Erkenntniß der Wahrheit unaufhaltsam weiter zu schreiten, das Vermögen, einander unsere Gefühle, Gedanken und Wünsche vermittelst der Sprache mitzutheilen, Muth und Hoffnung einzusprechen, durch Lehre und Beyspiel Einer des Andern Bildung, zu befördern; die Fähigkeit den Trieb der sinnlichen Natur durch Gesetze, welche die Vernunft gegeben hat, zu beherrschen, auf der Stufenleiter menschlicher Zwecke immer höher zu steigen und uns dem höchsten zu nähern; das Vermögen, einander unsere Kräfte zu leihen und durch gegenseitige Hülfe und Theilnehmung das Leben zu erleichtern; wenn wir dieses alles in einen Begrif zusammen fassen und nun für denselben einen Ausdruck suchen; so nennen wir es Humanität, den Inbegrif aller menschli-

chen Vollkommenheit. Wenn wir dagegen die Sprachlosigkeit der Thiere, durch welche sie genöthiget sind ihre Gefühle durch wildes Geschrey zu erklären, die Vernunftlosigkeit, weswegen sie ohne Erkenntniß leben und ohne Zweck handeln, die Willenslosigkeit, vermöge welcher ihre ganze Thätigkeit auf Befriedigung sinnlicher Triebe eingeschränkt ist; wenn wir die Fressucht, nach welcher sie einander den Raub aus den Zähnen reissen, die Rachsucht, nach welcher sie gegen jeden Beleidiger wüthen; die Roheit, in welcher sich ihr ganzes Leben auf Ernährung, Vertheidigung und Fortpflanzung einschränkt, die Plumpheit, mit welcher sie iede Bewegung dem Gewichte ihres Körpers überlassen; wenn wir dieß alles zusammen denken und ausdrücken wollen; so nennen wir es Brutalität. Es ist nicht zu leugnen, daß die Menschen in Nachahmung dieser Letztern öfter eine Ehre suchen, als in dem, was ihrer Natur würdig ist; daß die Beyspiele glorreicher Brutalität selbst unter denen, die geachtet seyn wollen, häufiger sind, als das Streben nach wahrer Menschenwürde. Aber uns, die wir durch die Entschliessung unsern Verstand durch Wissenschaften zu bilden der Nachahmung jener Alltagsbeyspiele feyerlich

entsagt haben, uns sollte es doch wohl nicht schwer werden zwischen beyden Charakteren eine Wahl zu treffen?

32.

Ich habe Menschen gesehen, welche von einerley Gegenständen zweyerley Vorstellungen zu haben schienen: Geborgte und Eigene. Jene hatten sie gelernt: diese hatten sie selbst gebildet. Den Geborgten folgten sie in ihren gekünstelten — den Eigenen in ihren natürlichen Handlungen. In ihren Gebeten, Liedern, Beichtformeln versprachen sie ihrem Gott ohne Bedingung, der Welt abzusagen, ihre Neigungen zu verleugnen und durchaus nach Jesu Lehre zu leben; aber, sie fanden es lächerlich, wenn man ihnen ausser den Beicht- und Betstunden zumuthete, das in Erfüllung zu bringen, was sie versprochen hatten. In Gegenwart ihrer Lehrer sprachen sie so, wie sie es von diesen gelernt hatten; aber von diesen unbeobachtet, sprachen und handelten sie so, wie es ihre eigene Neigung mit sich brachte. Wenn man ihre Kenntnisse prüfte; so redeten

sie immer, wie aus dem Buche; aber, wenn man ihre Lebensweise prüfte; so traf man keine Spur von jener Bücherweisheit an. In ihren feyerlichen Reden und Handlungen hörte und sahe man Nichts als Grundsätze und Förmlichkeiten; aber in ihrem Alltagsleben gieng Alles nach Einfällen, Launen und Leidenschaften. Urtheilten sie über Andere; so wußten sie recht gut, was des Menschen Pflicht sey: war aber die Frage von ihnen selbst; so war es ihnen schon genug, daß sie sich für arme Sünder bekannten: denn, als solche hatten sie das Privilegium, pflichtwidrig zu handeln und in Ansehung der Folgen auf die Gnade Gottes zu rechnen. Sie glichen den Helden auf der Schaubühne, welche durchaus gelernte Rollen spielen und die man nicht wieder kennt, wenn man sie in ihrem häuslichen Aufzuge erblickt. Ihr Weidspruch war: Manches könne als Lehrsatz der Schule betrachtet wohl wahr seyn; aber aufs geschäftige Leben lasse sich diese Schulphilosophie nicht anwenden. Dadurch schienen sie der Wahrheit alle ihr gebührende Ehre zu geben; aber sie behielten doch auch freyen Rücken für ihren Eigennutz und alle daher fliessende Lieblingsthorheiten. — Unter allen Charakteren, die der Jüngling annehmen

kann, ist dieser der Häßlichste. Willst du Heuchler, willst du Zweyzüngler, willst du Betrüger werden; so laß dich in diese Künste einweihen. Fragst du, wo die Falschheit, die Gleißnerey, die Frömmeley, die Andächteley, die Maultugend, das Scheinchristenthum zu Hause sey; zu jener Art Menschen mußt du in die Schule gehen. Aber, dann sprich nicht weiter von Menschenwürde: du hast Verzicht darauf gethan. Sag's ja keinem Vernünftigen, daß dir's um Berichtigung deiner Erkenntniß und um Veredelung deiner Sitten zu thun sey: du findest keinen Glauben. Verdammt sey jede Lehre, die aus Einer Person Zwey macht, den Verstand mit dem Willen veruneinigt und das sittliche Leben zum Gaukelspiele herabwürdiget! Einstimmig sey Gedank und Wort und That! — Ist der Vernunft — ist Gottes Rath!

33.

Die Menschen suchen das Schöne, um es mit Lust zu empfinden, und daran thun sie ohne Zweifel Recht! Aber, wie? finden sie des Schö-

nen nicht genug in der Natur, daß sie so emsig beflissen sind es durch ihre mannichfaltige Kunst zu vermehren? Sind die Landschaften, wie wir sie auf der Erde finden, weniger schön als unsere Kunstgärten, darin wir Jene nachahmen? Finden wir die Felsmassen, welche die Natur aufhäuft, nicht so groß als die Thürme und Mauern, wie sie von Menschen erbauet werden? Machen uns die Flüsse, Seen, Wasserfälle, weniger Vergnügen, als die künstlich angelegten Kanäle, Teiche und Springbrunnen? Klingt der Gesang der Vögel und der Menschenstimme, das Rieseln des Bachs und das Rauschen der Blätter etwa nicht so annehmlich als die Töne unserer musikalischen Instrumente? Sehen die gemahlten Blumen und Früchte reizender aus, als der Apfel am Zweige und die Rose am Stengel? oder hat die Menschenfigur, welche der Meisel des Bildhauers hervorgebracht hat, mehr Geist und Leben als der Menschenkörper, wie ihn die Natur darstellet? — Ja! es ist gewiß, daß die menschliche Kunst die Schönheit und Vollkommenheit ihrer Urbilder in der Natur nie erreichen wird, und daß die Natur in Einem Tage mehr Schönes hervorbringt, als die künstlichen Menschen in ganzen Jahrtausenden. Aber,

dieß alles ist doch nicht hinreichend, um den Kunstfleiß der Menschen und ihre Nachahmungen des Natürlich-Schönen für überflüssig oder gar für verwerflich zu erklären. — Nein! wozu sonst gab Gott die rohe Natur in unsere Gewalt, als, daß wir sie bearbeiten sollen? Wozu sonst gab er uns das Vermögen, das Schöne zu empfinden und uns vorzustellen, als, daß wir unsere Vorstellungen wirklich machen sollen? Ja, die Meisten der schönen Künste verhalten sich zu den Werken der Natur, wie die Kinder zu den Geschäften der Erwachsenen; wenn sie diese nachahmen, das sind ihre nützlichsten Spiele: denn, sie wirken gerade hier auf die Entwickelung und Ausbildung ihrer edelsten Kräfte. Alle große Künstler unter den Menschen haben ihre Talente zu entwickeln dadurch angefangen, daß sie als Jünger die Werke ihrer Meister kopirten: und ist nicht unser ganzes Erdenleben eine solche Jüngerschaft? — Ja! der Jüngling der aus eigenem Triebe sich auf ein Kunstgeschäft legt, giebt immer, so schlecht auch seine ersten Produkte gerathen mögen, mehr Hoffnung zu glücklicher Ausbildung seiner Gemüthskräfte, als der glückliche Lerner, dessen ganzer Fleiß darin besteht, daß er die Worte aus seinen Büchern

und aus dem Munde seiner Lehrer sammlet, Keines derselben aus dem Gedächtnisse läßt und sie in ununterbrochenen Reihen, so oft es verlangt wird, wieder von sich giebt. Denn, dieser läßt Nichts verloren gehen; aber Jener gewinnt; hier zeigt sich Bereitwilligkeit anzunehmen; aber dort zeigt sich Selbstthätigkeit.

34.

Wir haben zuverlässige Nachrichten, daß unsere unkultivirten Vorfahren stärker und gesünder am Leibe gewesen sind und länger gelebt haben, als wir. Wir machen noch jetzt die Bemerkung, daß die so genannten wilden Menschen dauerhaftere Körper, schärfere Sinne, reizbarere Nerven, beweglichere Muskeln haben als diejenigen Völker, die einen Theil ihrer Lebenszeit auf Ausbildung der Geisteskräfte wenden. Wir machen daraus den Schluß, daß die wissenschaftliche und künstliche Kultur mit den Gesetzen der animalischen Natur unverträglich sey, daß die Geistesthätigkeit dem

Gedeihen des Körpers im Wege stehe und Viele haben daher Anlaß genommen, die Erlernung der Wissenschaften und Künste überhaupt zu verachten und zu behaupten, daß sich der Mensch im rohen Naturstande weit besser befände. Allein, diese Art zu schliessen ist sehr unzuverlässig: denn, wenn ein Mensch in der Schule krank wird; so folgt daraus nicht, daß die Schule wirkende Ursache seiner Krankheit sey. Also auch, wenn Menschen, welche Wissenschaften lernen, schwache Körper haben, folgt daraus wahrhaftig nicht, daß jener wissenschaftliche Fleiß die wirkende Ursache dieser Körperschwäche sey. Vielleicht ist's nur die Art Wissenschaften zu lernen, die bey uns eingeführt ist; vielleicht die Lebensart, welche wir mit der wissenschaftlichen Kultur verbinden; vielleicht eine dritte, hiervon ganz verschiedene, Ursache, die den Mechanismus des Körpers hemmt. Gesetzt aber auch, wir büßten dabey Etwas an unserer Leibeslänge ein; gesetzt, wir würden nicht so geschickt Lasten zu tragen; ja gesetzt so gar, wir verlören einige Jahre unseres Erdenlebens: was liegt daran? Unsere Bestimmung hier auf der Erde ist ja nicht einen gewissen Vorrath der Naturprodukte aufzuzehren, oder uns eine gewisse An-

zahl Jahre unter dem Monde zu bewegen. Wir leben ja nicht um zu essen; sondern wir essen und trinken um zu leben, aber, um wie Menschen zu leben, d. i. unsere moralische Natur zu entwickeln und uns zu einem vollkommenern Leben, das wir über kurz oder lang antreten müssen, vorzubereiten: und dem Vollkommenern einen Theil des Unvollkommenern aufzuopfern; welcher Verständige macht sich darüber Bedenken? Wollen wir darum Wenig oder Nichts lernen, damit wir unsere Lehrjahre verlängern? — Nein, junge Freunde! diese Furcht unser Leben zu verkürzen soll uns vom wissenschaftlichen Fleisse nicht abhalten. Es ist gewiß möglich, die Gesundheit seines Körpers zu erhalten und zugleich seinen Geist zu bilden. Lasset uns die Mittel zu diesem doppelten Zwecke suchen: und, wenn wir sie finden; dann wollen wir Jenes thun und Dieses nicht lassen.

35.

Es ist leicht einzusehen, daß wir weder als Menschen glückselig noch vernünftig würden leben können, wenn uns nicht das Vermögen Wahr und Falsch zu unterscheiden gegeben wäre. Ja, unter allen Gütern, welche der Mensch in diesem Erdenleben erlangen kann, ist Keins edler, Keins unseres Strebens würdiger, Keins unentbehrlicher, trägt Keins mehr zur Veredelung unserer Natur bey, als die Erkenntniß der Wahrheit. Sie ist die Grundlage zu jedem andern Gute, wie es auch heissen mag. Ohne die Erkenntniß der Wahrheit ist keine Glückseligkeit, kein Recht und keine Tugend unter den Menschen: Mit ihr steigt und sinkt die Zufriedenheit des Gemüths, der bürgerliche und häusliche Wohlstand, die Liebe, die sittliche Güte, der Friede und die Gerechtigkeit. Also, das Vermögen die Wahrheit zu erkennen ist unter Allem, was der gütige Schöpfer uns gegeben hat, das Beßte; das Bedürfniß die Wahrheit zu erkennen unter allen das Dringendste; das Streben nach Vermehrung und Berichtigung unserer Kenntnisse das Vernünftigste, und, was dieses Streben erschwert, dieses Bedürfniß er-

stickt, die Thätigkeit dieses Vermögens hemmt, sey es gleich Körperschwäche oder herrschende Leidenschaft, oder Gewalt unserer Nebenmenschen, ist unter Allem, was in diesem Erdenleben uns treffen kann, das Schrecklichste. Unter allen Tyranneyen, die ein Mensch über den Andern ausübt, ist diejenige, die sein Erkenntnißvermögen einzuschränken sucht, die Grausamste: denn, sie verbiethet ihm gerade zu, seine Bestimmung zu erreichen, hindert die Entwickelung seiner moralischen Natur, widersetzt sich also den Absichten des guten Gottes: sie raubt dem Menschen mehr als das thierische Leben, sie verkümmert ihm die Rechte der Menschheit, wagt es mithin, ihn für die ganze Ewigkeit zurück zu setzen. Aber glückselig sind sie, die da gewürdiget werden sich dem Lichte zu nähern, ohne welches wir wie die Todten sind; und diese glückseligen Sterblichen sind Wir. Betrachten wir unser Studiren nicht blos als die Erlernung eines brodtbringenden Geschäfts, oder als das Einkaufen einer Waare, die wir erst mit gutem Gewinn wieder abzusetzen gedenken; so ist die Erkenntniß der Wahrheit das einzige Ziel, nach welchem wir laufen. Der Beruf zum wissenschaftlichen Fleisse hat uns diese ehrenvolle Lauf-

bahn eröffnet. Lasset uns — nicht stolz darauf, aber — froh darüber seyn! Lasset uns diesen Vorzug nicht um ein müssiges Leben, nicht um sinnliche Wollust, nicht um den Glanz des Goldes, nicht um das Blendwerk der Ehrenzeichen, ja, nicht einmahl um die Länge des Lebens verkaufen! denn alle diese Dinge vergehen, aber die Wahrheit bleibt ewig.

36.

Die Jugendzeit ist der Frühling des Lebens. Wir sehen da unser Glück in der Blühte und hoffen nun bald auch die Früchte reifen zu sehen, und zu geniessen. Sie ist das Alter der Sinnlichkeit. Die Nerven sind noch reizbar, und die Gegenstände erscheineu uns meist immer von der angenehmen und gefälligen Seite. Wir haben freylich nicht mehr, als was uns der gute Wille der ältern Menschen, die bereits im Besitze der Erdengüter sind, zukommen läßt; aber dafür sind auch unsere Sinne noch nicht abgestumpft und wir geniessen Alles in seiner ganzen Fülle. Unserer Bedürfnisse sind Wenig und für ihre Befriedi-

gung arbeiten andere Menschen mehr als wir selbst; daher die Sorgenfreyheit, der Leichtsinn und die ununterbrochene Fröhlichkeit, die uns zum Lachen so geneigt macht. Unser Wirkungskreis ist noch klein; unsere Pflichten sind leicht; bald und ohne Anstrengung werden sie vollbracht und, sind sie ja zuweilen schwer; so finden wir bey den Menschen leicht Erlaß. Wir stehen noch in wenigen Verhältnissen und eben darum finden wir auch auf unserem Lebenswege wenig Hindernisse. Der Neid nimmt sich um uns noch nicht sehr die Mühe und im Genusse der süssesten Freyheit lachen wir über die gerunzelten Stirnen der lieben Alten. Wir fühlen uns voll Kraft und Muth und dieses Gefühl läßt uns hoffen, daß es uns leicht werden wird, die Schwierigkeiten des Lebens, von denen wir zuweilen ein Liedlein singen hören, aus dem Wege zu räumen. Die Sorgen für die Zukunft nagen uns nicht: denn, wir werden ja voll auf von der Gegenwart beschäftiget und die weit aussehenden Entwürfe überlassen wir Andern. — Aber, die Zeiten ändern sich und ein großes Glück ist's, daß wir uns zugleich mit der Zeit ändern; sonst wär's ein Unglück älter zu werden. Unser blühendes Glück verwelkt und die Früchte fallen

ab, ehe sie reif und genießbar werden. Unsere Bedürfnisse vermehren sich und die Mittel sie zu befriedigen werden uns immer kärglicher zugemessen. Unserer Bekannten unter den Menschen werden von Jahr zu Jahre mehr, aber unserer Freunde weniger: und wenn wir auch an Kräften noch eine Weile zunehmen; so wird doch das Mißverhältniß zwischen ihnen und den Lasten, die wir tragen sollen, immer größer: und bald erfahren wir, was uns jetzt kaum glaublich vorkommt, daß die Menschen, die in Verbindung leben, einander lieber hindern als fördern, öfter feindselig die Zähne weisen als brüderlich die Hände biethen. Kurz, der reife Verstand des Mannes findet die Welt ganz anders, als die schwärmende Einbildung des Jünglings sie ihm vormahlte. Das wissen wir voraus; das sagen uns alle verständige Menschen, die länger als wir in der Welt gelebt haben: und nun erhebt die Vernunft ihre Stimme und rathet uns: Machet euch darauf gefaßt! Genieſſet das Gute, das euch verliehen ist; aber bemerkt auch, daß der Vorrath desselben mit jedem Tage des Genusses abnimmt.

37.

Es giebt einige Menschen, welche Viel wissen und Wenig denken; welche ein so glückliches Gedächtniß haben, daß sie Alles auffassen und behalten, was sie irgendwo hören oder lesen; welche durch ihren Fleiß einen grossen Vorrath erzählter Thatsachen und erklärter Meynungen, wohl gar mit ihren Beweisen, zusammen tragen; welche eben darum nicht nur sich selbst bewußt sind, daß sie Viel gelernt haben, sondern auch von Andern, denen sie ihren Reichthum zu zeigen Gelegenheit finden, das Lob grosser Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Belesenheit davon tragen. Weil sie aber mehr sammeln als ordnen, mehr anschaffen als brauchen, mehr lernen als begreifen, so gleichen sie den großen Seen, deren Umfang zwar bewundert wird, deren Wasser aber wegen der allzugroßen Mischung weder Menschen noch Thieren genießbar ist. — Es giebt andere Menschen, welche Viel denken, aber Wenig wissen; welche das glückliche Talent, die Gegenstände treffend zu vergleichen und richtig zu verbinden entweder von der Natur erhalten, oder unter guter Leitung erworben haben; welche im Gefühl ihrer lebhaften Selbstthätigkeit Ein Mal

sich in eine Welt hinein dichten, die von der Wirklichen einen ganzen Himmel weit absteht; ein ander Mal mit vielem Selbstvertrauen in einem Augenblicke entscheiden, wo Andere Jahre lang zweifeln und untersuchen, und welche eben darum für helle Köpfe und für hofnungsvolle Kandidaten der Weisheit gehalten werden. Weil man aber mehr Kraft als Fleiß bey ihnen findet; weil sie Alles aus sich selbst nehmen und Nichts von aussen empfangen wollen; so sind sie der Maschine gleich, die wegen ihrer guten Einrichtung zwar Viel verarbeiten könnte, aber wegen Mangel an Arbeitsstoff entweder ganz müssig steht, oder leeres Geräusch macht. — Welche von diesen beyden Menschengattungen ist nun wohl die Bessere? welche soll ich mir als Muster der Nachahmung vorstellen? — Ohne Zweifel Keine von Beyden: denn, das Wissen ohne Urtheilskraft blähet auf und der Verstand oder Witz ohne Erfahrung und Wissenschaft führet irre. Aber, wir wollen von Beyden das Gute mit Vermeidung des Fehlerhaften annehmen. Wir wollen mit offenen Sinnen auf der Erde wandeln; wollen hören und sehen, was geschieht und uns erzählen lassen, was geschehen ist; aber, nie Etwas lernen ohne es zu ordnen, ohne es an

den Platz zu stellen, den ihm die Gesetze des menschlichen Verstandes anweisen. Nicht zufrieden damit, daß wir die Meinungen unserer Lehrer anhören und nachsagen, wollen wir selbst urtheilen, selbst den Grund und Zusammenhang der Erscheinungen zu erkennen streben; aber auch bemerken, daß die Wahrheit nicht blos erdacht, sondern erfahren seyn will. Auf diese Art werden wir vernünftige Menschen werden, welche Nichts liegen lassen, was sie auf dem Wege ihres Lebens finden; aber Alles prüfen und das Beßte behalten.

38.

Recht und Gerechtigkeit ist das Losungswort mancher Menschen, die es gar gern sehen würden, wenn man sie für warme Freunde und eifrige Vertheidiger alles dessen, was im strengsten Sinne recht ist, halten wollte; aber, ihr Recht ist Eigennutz und ihre Gerechtigkeit ist Rache. Sie dringen auf das Recht, so oft sie dabey gewinnen; aber, sie scheuen sich des Unrechts nicht und schämen sich der Bitte nicht,

Gnade für Recht ergehen zu lassen, so bald sie glauben, daß ihnen die Vollziehung des Rechts einigen Nachtheil bringen würde. Sie halten es nicht für ungerecht, wenn sie dem Arbeiter seinen Lohn verkürzen und im Handel betrügen und das Versprechen nicht leisten und einen falschen Eid schwören und den Wohlthäter mit Undank belohnen und keinem Menschen dienen, wenn sie Nichts davon haben. Aber, gerecht nennen sie es, wenn sie Böses mit Bösem vergelten, keinen vermeintlichen Schimpf auf ihrem höchstehrlichen Namen sitzen lassen, dem Schuldner das letzte Tröpfchen Blut abzapfen, um ihr Darlehn samt den Zinsen nicht zu verlieren; und schreien die öffentliche Gerechtigkeit an, so oft sie sich nicht stark genug fühlen, um ihren Beleidiger sein Unrecht gar nachdrücklich entgelten zu lassen. Diese Denkungsart ist herrschend und die Sterblichen fast alle, von dem an, der Völker beherrscht bis zu dem, der das Vieh hütet, meinen Etwas schönes gesagt zu haben, wenn sie behaupten: es sey edel, es sey groß, es gehöre zum männlichen Muthe und zur Ehre der Staaten, keine Beleidigung, auch die blos eingebildete nicht, ungerochen hingehen zu lassen: und daher kommt's denn, daß das strengste Recht, wie es

die Menschen vollziehen, sehr oft zur größten Ungerechtigkeit wird. — Armselige Menschen! wie lange werdet ihr in eurem Urtheile und Verfahren den Kindern gleich bleiben, welche schreien, so oft man ihnen nicht den Willen thut und nur das für recht halten, was ihre Neigungen befriediget? Was sagt aber die männliche Vernunft dazu? — Sie sagt, daß dieß alles nicht ihre Grundsätze, sondern Ausbrüche thierischer Triebe sind; daß bey Bestimmung dessen, was Recht ist, die Beziehung auf eignen Vortheil gar Nichts gelten darf: denn, jeder Eigennutz ist unsittlich und jede Rache ist Leidenschaft. Recht aber ist's, jeden empfangenen Dienst zu belohnen und bey keinem erwiesenen Dienste auf Belohnung zu rechnen: Recht ist's, seinen Beleidigern Alles, sich selbst Nichts zu vergeben: Recht ist's, die Beobachtung der Gesetze, sich als Zweck vorzusetzen und jeden Vortheil vom Zufalle zu erwarten. O Freunde! Lasset uns nicht wähnen, daß das Recht sich nach unsern Meinungen wenden und drehen lasse: denn, es sind viel Meinungen; aber, es ist nur Ein Recht!

39.

Wenn der Studirende nicht blos Geschäftlerner, sondern, wie er billig soll, Wahrheitsforscher ist; so genießt er bey seiner Lebensweise einer größern Freiheit als irgend ein Sterblicher. Zwar muß er, als Mensch, eben so viel arbeiten als ein Anderer, denn, jeder Augenblick seines Lebens ist zu einer abgemessenen Thätigkeit bestimmt; muß eben so viele Schwierigkeiten überwinden: denn, der Lauf der Natur und der Wille anderer Menschen richtet sich nicht nach ihm; er muß sich in sie schicken: auch muß er, als Bürger, die Gesetze des Staats eben so streng, ja noch strenger als die übrigen Glieder befolgen: denn, er ist sich selbst Gerechtigkeit und seinen Mitbürgern gutes Beyspiel schuldig. — Aber, als Studirender, kennt er weder Schranken noch Fesseln. Er hat es weder mit Machthabern, noch mit herrschenden Gewohnheiten; weder mit den Statuten einer Zunft, noch mit den Aussprüchen eines Meisters, sondern blos mit der Wahrheit und seinen eigenen Kräften zu thun. Er kann Jener nachstreben, so weit Diese reichen. Aber, die Wahrheit ist eine sehr sanfte und liebreiche Gebietherinn. Sie flieht nicht vor ihm und er

hat nicht nöthig ihr nachzulaufen. Sie verstellt sich nicht vor ihm, sondern zeigt sich immer mit offenem Angesichte. Sie verliert sich nicht wieder, wenn er sie einmal gefunden hat, sondern bleibt ihm ewig getreu. Er nimmt bey seinen Beschäftigungen nicht Rücksicht auf andere Menschen, sondern allein auf sein Bedürfniß: was er gewinnt, ist sein Eigenthum, und die Vortheile seiner Mühe erwartet er nicht von dem gnädigen Wohlwollen eines Gönners, sondern von seinem Fleisse. Seine Arbeit ist nicht Frohndienst, den er andern Menschen leistet; sondern, sie ist freywilliges Streben nach dem Ziele, das er sich selbst gesteckt hat. Die Gesetze, die ihn binden, sind nicht Willkühr eines Gebiethers, sondern sie liegen in der Natur der Sache. Der neidische Widerstand hämischer Feinde hat keinen Einfluß auf den glücklichen Fortgang seiner Geschäfte: denn Nichts kann die Thätigkeit seines Geistes aufhalten. Hierher schaue, wen nach Freyheit gelüstet! — Alles andere, was Sterbliche so nennen, verdient den Namen nicht. Wollen sich die Getäuschten mit dem leeren Titel begnügen; wollen sie sich Freyheit vorspiegeln lassen, wo keine möglich ist; wollen sie sich darum einbilden freye Leute zu seyn, weil ihr Staat

nicht Einen, sondern viele Gesetzgeber hat, die so gut, wie jener Eine, von eigennützigen Maximen geleitet werden; man kann es ihnen gönnen: aber, was gilt's, sie werfen ein Joch ab, um ein Anderes aufzuladen: sie entlaufen dem einen Herrn, um sich dem Andern zu unterwerfen? — So fern wir blos sinnlich leben, müssen wir uns schlechterdings fremden Gesetzen unterwerfen. Nur im Reiche der Wissenschaften und Sitten ist wahre, ist uneingeschränkte, ist bleibende Freyheit!

40.

Das Verlangen nach Freyheit ist stark und allgemein. Wir schliessen daraus, daß es der menschlichen Natur wesentlich sey; wenigstens in dem Maße zunehme, als die Natur des Menschen veredelt wird. Aber, es gehört in Wahrheit Viel dazu, daß wir den Schatz kennen lernen, dem wir den Namen Freyheit geben: und noch Mehr gehört dazu, daß wir zum Besitz desselben gelangen. Wir werden sie fast immer mißverstehen, diese Freyheit, so oft wir sie

auf die Thätigkeit unseres Körpers, auf den Besitz und Gebrauch der äussern Güter, auf den Genuß dessen, was unsern Sinnen wohl thut, anwenden. Wohin wir nur laufen, so steht uns bald Etwas im Wege, das uns aufhält: und, wenn wir uns nur einigermaßen rühren, so stossen wir bald an andere Körper an, die unsere Bewegungen hemmen und hindern. Die äussern Güter sind nun so ein Schatz, der öfter fesselt als in Freyheit setzt. Tausend Hände greifen darnach und nur Eine kann ihn erlangen und der Besitz desselben gewährt nur in so fern freyen Gebrauch als alle Uebrige davon ausgeschlossen sind. Daher kommt's, daß die Menschen in ihrem Streben und Bemühen einander binden und einschränken, daß Jeder allein haben will, was im Stande der Freyheit Allen gemein seyn müßte. Und das sinnliche Vergnügen verliert einen großen Theil seiner Süssigkeit, so bald es Allen frey steht. Ach, Viele finden sich nicht eher glücklich, als bis sie beneidet werden, und halten den Genuß für den wollüstigsten, dessen Andere entbehren müssen. — Ganz anders ist es mit der freyen Thätigkeit unserer Gemüthskräfte. Ich kann denken, urtheilen, schliessen, wünschen und wollen, so viel meine

Kräfte nur vermögen, ohne daß ein Anderer mir es wehren kann und ohne daß ich einem Andern dadurch in den Weg trete. Ich kann die Wahrheit erforschen und ergründen: kein Mensch kann mich daran hindern. Ich kann mit tausend Andern zugleich eine und eben dieselbe Kenntniß erlangen, ohne daß Einer dem Andern den geringsten Abbruch thut. Ich kann den Gesetzen meiner Vernunft gehorchen, ohne daß irgend ein Nebenmensch dadurch in der nemlichen freyen Selbstthätigkeit gestöhret wird. — Aber, diese Freyheit wird uns nicht angebohren, wird uns auch nicht geschenkt. Wir erben sie nicht und finden sie nicht. Wir können sie weder für Geld kaufen noch durch das Recht des Eroberers an uns bringen. Sie wird weder durch Privilegien ertheilt, noch durch die Gewalt der Waffen behauptet. Erwerben müssen wir sie: denn, Gott giebt seine beßten Gaben nur denen, die sie durch Fleiß und Anstrengung verdienen. Wir werden in Unwissenheit gebohren, in Vorurtheilen unterrichtet, zu Gewohnheiten erzogen, zu Irrthümern verleitet, durch Autoritäten betrogen, von sinnlichen Begierden fortgerissen, von Leidenschaften bestürmt und von Launen auf alle Weise gemißhandelt. Sehet da die Feinde unserer Freyheit. Diese

alle müssen überwunden werden, ehe wir die erwünschte edle Freyheit zu Gesichte bekommen. Der Kampf ist schwer; aber der Sieg ist herrlich!

41.

Gebt Acht auf das, was in der Welt vorgeht! So rufen uns die Lehrer der Lebensweisheit zu und wir folgen diesem Rufe gern: denn, er entspricht unserer natürlichen Wißbegierde. Wir laufen begierig dahin, wo Etwas neues zu sehen ist: wir hören gern erzählen, wären's auch nur Mährchen: wir lesen gern von geschehenen Dingen und loben uns wegen dieser Aufmerksamkeit: denn, wir glauben durch fremde Beyspiele bald gereitzt bald gewarnt — glauben durch Erfahrung weise und aus anderer Leute Schaden klug zu werden. Auch gewährt es bey der Welt keinen geringen Anspruch auf Schätzung, wenn man in neuen Schriften belesen und in alten Geschichten bewandert ist. Wir thun damit Etwas für die Erhöhung unseres persönlichen Werths; aber nur nicht genug: denn die Veredelung der Menschennatur nimmt ihren Gang

nicht von aussen herein, sondern von innen her; aus. Die Bildung des Menschen geschieht nicht, wie bey Holz und Stein, durch Abhauen und Ansetzen einiger Stücken; sondern, sie geschieht durch Thätigkeit unserer eigenen Gemüthskräfte. Alles was wir sehen und hören und fühlen und empfinden, ist für uns nur erst gesammelter Stoff, den wir zwar haben müssen, um unsere Kräfte daran üben zu können: der aber auch Nichts als todte, unnütze Masse ist, wenn er nicht von unserem eigenen Verstande verarbeitet und unserem eigenen Gedanken-Systeme einverleibet wird. Wem es also im Ernste darum zu thun ist, daß er gescheut werde, der muß aufmerksam seyn, nicht blos auf das, was ausser ihm, in der Welt, geschieht; sondern auch auf das, was in ihm selbst, in seinem Gemüthe, in seiner Seele vorgeht. Es ist ausgemacht, daß alle Menschen, auch die Einfältigsten, Vorstellungen haben, denken, fühlen und wünschen; aber nicht Alle sind sich ihrer Vorstellungen, Gedanken, Gefühle und Wünsche bewußt. Nur diejenigen, die mit Bewußtseyn denken, die es wissen, was von Zeit zu Zeit in ihrem Verstande und Herzen vorgeht, die es so deutlich wissen, daß sie es Andern [illegible]en und erklären können;

nur die können an ihrer Veredlung mit Erfolg arbeiten. Alle andere müssen es Tag für Tag leidend abwarten, ob sie Mehr lernen oder Mehr vergessen werden; gleich dem Sandhaufen, ob der Wind ihm Etwas nehmen, oder Etwas zuführen wird. Ja, was zu meinem Beßten geschehen soll, das muß in mir selbst geschehen. Was Andere für mich thun, kann meine Bildung zwar befördern, aber nicht bewirken: denn, die Unwissenheit und der Irrthum und die Verwöhnung und die Leidenschaft lassen sich nicht heilen, wie die Krankheiten des Körpers, durch Arzeneien, die eine andere Hand für mich bereitet, so, daß ich sie nur verschlingen darf. Also, was in meinem Gemüthe vorgeht, das sind für mich die interessantesten Begebenheiten. Hier soll und will ich unverwandten Blicks hinschauen. Lieber will ich mit Himmel und Erde unbekannt bleiben: nur mit mir selbst nicht!

42.

Die Veredelung des Menschen ist ganz eigentlich ein Werk seiner Vernunft. So heißt das Vermögen, durch dessen Thätigkeit der Mensch im Stande ist Etwas mehr zu werden, als ein Thier. Sie ist es, welche alle unsere Vorstellungen prüft, läutert und ordnet; sie ist es, welche auch die Gegenstände erkennt, zu denen Sinne und Verstand nicht gelangen können: sie ist es, welche alle unsere Triebe richtet und nach Gesetzen, von ihr selbst gegeben, Entschliessungen faßt. Sie ist mit Einem Worte die höchste Beherrscherinn unserer Natur, die Regiererinn unseres Lebens: auf ihr beruhet die höchste Würde der Menschheit. Und, das alles ist sie nicht etwa durch eigenmächtige Anmaßung, sondern, nach Gottes Ordnung. Der den Menschen schuf, wollte, daß er ein vernünftiges Wesen seyn, das heißt, daß alle seine Kräfte der Vernunft unterworfen seyn, daß der Mensch durch den Gebrauch seiner Vernunft gut und glückselig werden sollte. Unmenschlich und ganz der Absicht Gottes entgegen handeln also diejenigen, welche die Vernunft verachten, verkleinern, verschreien, ja wohl gar uns überreden wollen, daß wir unter Leitung der Vernunft Gefahr laufen würden

unsere Glückseligkeit zu verlieren; welche es ihr als einen Fehler anrechnen, daß sie nicht allwissend und allmächtig ist; welche sie so gern mit der Religion in Krieg verwickeln möchten; welche sie deswegen schimpfen und lästern, weil sie uns davor bewahret, daß wir uns nicht von Allen Alles weiß machen lassen. Aber, dieser blinde Lärm soll uns nicht abhalten, die Anlagen zu benutzen, welche der gütige Schöpfer uns in weiser Absicht verliehen hat. Wir wollen nicht immer darauf rechnen, daß vernünftige Leute uns schon guten Rath ertheilen werden; sondern unsere eigene Vernunft wollen wir so weit auszubilden streben, daß sie sich selbst zu rathen weiß. Nie wollen wir uns begnügen blindlings zu glauben, was andere Leute uns als heilbringende Wahrheit anpreisen; sondern nur das kann das Wachsthum unseres wahren Menschenwerthes begründen, was wir selbst als vernünftige Menschen erkennen. Ohne Vernunft ist's unmöglich klug zu werden: denn, umsonst werden wir von Menschen und von Gott gelehrt, wenn nicht die Vernunft das Wahre vom Falschen unterscheidet. Ohne Vernunft ist's unmöglich gut zu werden: denn, das Recht die Gesetze, nach denen wir leben sollen, zu prüfen dieses Recht ist ihr

von Gott anvertraut, und sie wird sich's nicht nehmen lassen. Ohne Vernunft ist's auch unmöglich froh zu werden: denn, angenommen, daß Gott nur die glückselig macht, die ihn würdig verehren; so besteht ja die einzige würdige Verehrung, welche wir sterblichen Menschen dem unsterblichen Gott erweisen können, darin, daß wir die Edelste seiner Gaben, unsere Vernunft, schätzen, ausbilden und gebrauchen.

43.

Das Feld der menschlichen Erkenntniß ist unermeßlich groß und die Gegenstände, die sich unserer Betrachtung, mithin auch unserer Bekanntschaft darbiethen, sind unzählbar. Keiner derselben ist so geringfügig, daß wir etwa Ursache hätten, ihn unserer Erkenntniß unwürdig zu nennen. Aber, bey der kurzen Zeit, die uns in diesem Erdenleben zum Streben und Suchen nach Erkenntniß eingeräumt ist, kann auch der Fleissigste nur einen kleinen Theil dieser großen Sphäre durchschauen und der reichste Schatz von Wissenschaft, den ein Mensch bey langem Leben sammeln kann, ist, in Vergleichung mit dem ganzen Um-

fange der Menschen möglichen Erkenntniß, Nichts weiter als ein Tropfen aus einem großen Meere geschöpft. Ist's nun nicht gleichgültig, welchen Theil unter den Vielen wir ergreifen und uns eigen zu machen suchen; so muß die Wahl immer um so viel bedenklicher werden, je weniger wir noch das Ganze kennen. Darf man sich nun wohl verwundern, wenn es dem Jünglinge schwer wird, Einen Theil aus Zehen Tausenden zu wählen? dem Jünglinge, der weder sich, noch die Welt, noch die Wissenschaften, noch die Art sie zu lernen kennt? daß es dem schwer wird in einem Lande, dessen Größe und Beschaffenheit er nicht übersehen kann, den Punkt zu bestimmen, auf welchem er bleiben will? schwer wird glücklich vorher zu sagen, welches unter so vielem Guten, das ihm angebothen wird, für ihn gerade das Beßte seyn werde? Die Meisten werden nicht durch Gründe, sondern durch Umstände bestimmt; wählen auch nicht ein Fach der Wissenschaften, sondern nur einen gewissen Titel der Geschäftskenntnisse und auch diese nicht um des Geschäfts, sondern um des Genusses willen, den es ihnen, ihrer Rechnung nach, bringen soll. Lassen wir diese gehen! sie sind Kinder des Zufalls. Aber, auch bey vernünfti-

ger Wahl, wird es besonders dem, der das Streben nach Erkenntniß (das Studiren) zu seinem Hauptgeschäfte gemacht hat, noch schwer genug zu bestimmen, wie weit er sein Fach ausdehnen — oder, wie eng er es einschränken soll. Er folge nun der Gewohnheit, die über solche Dinge ohne Gründe entscheidet; oder er folge seinen Neigungen, die ihrer Natur nach so veränderlich sind, wie das Wetter; oder er folge dem Rathe und Beyspiele derer, die auch nicht mehr von der Sache wissen, als er selbst; so läuft er Gefahr in den spätern Jahren Versäumnisse und Fehlgriffe bereuen zu müssen, die er alsdenn weder nachholen noch verbessern kann. Lasset uns der gesunden Vernunft folgen, welche uns rathet, erst den ganzen Umfang der Gegenstände, unter denen wir die Wahl haben, in einer Uebersicht kennen zu lernen: maßen es besser ist im Lichte wandeln als im Finstern tappen, besser, mit offenen Augen wählen, als blindlings greifen.

44.

Bey der Wahl der Gegenstände, um deren Erkenntniß wir uns wollen Mühe geben, ist kein Bestimmungsgrund armseliger, als das künftige Bedürfniß, oder der auf viele Jahre voraus berechnete Vortheil. Es ist dem Vernünftigen ein Jammer, junge Leute sagen zu hören: „Dieses brauche ich zu lernen; Jenes brauche ich nicht zu lernen! Diese Geschicklichkeit wird heut zu Tage gesucht und bezahlt: jene Wissenschaft oder Fertigkeit ist unnütz: denn, ich kann keinen Dreyer damit verdienen.“ — Dergleichen Spekulationen gründen sich auf das elende Vorurtheil, daß der Mensch auf der Erde nur lebe, um Geld zu erwerben und das Erworbene zu verzehren. Kein Wunder, wenn unter Hunderten, die so rechnen, Neun und Neunzig sich getäuscht sehen, gleich einem Landmanne, der im Frühjahre nur diejenige Getraide-Art auf sein Feld säen wollte, die er nach der Ernte am theuersten zu verkaufen gedächte. Wer kann das voraus wissen? Also auch: wer kann es voraus wissen, welche Kenntnisse ein Jeder in Zukunft auf wohlbezahlte bürgerliche Geschäfte anzuwenden Gelegenheit haben wird? Hängt

nicht unser bürgerlicher Beruf weit weniger von unserer Entschliessung als vom ungewissen Schicksale ab? Es ist überhaupt von den Fertigkeiten unserer Geisteskräfte und von den Früchten unseres Erkenntnißfleißes viel zu unedel gedacht, wenn wir sie als eine Waare betrachten, die wir blos darum einhandeln, damit wir sie dereinst mit Profit wieder ins Geld setzen können: und wir begehen gewiß allemal schädliche Rechnungsfehler, wenn wir wähnen, daß der Plan unseres Lebens gerade so zur Ausführung kommen werde, wie wir uns ihn in der Schulstube gezeichnet haben. Lasset uns das Gewisse für's Ungewisse nehmen! Gewiß ist's, daß die Erkenntniß der Wahrheit, von welcher Art sie auch sey, nirgends und niemahls unbrauchbar seyn kann: Gewiß, daß Jeder, der Kräfte genug hat, um seinen ewig dauernden Geist zu nähren, doch wohl auch vermögend seyn wird den Bissen Brods zu erwerben, der seinen sterblichen Leib etliche Jahre ernähren soll? — Wir wollen unsere Kräfte kennen lernen, Keine derselben in Unthätigkeit lassen, sondern jede Kenntniß und Fertigkeit, die wir zu erlangen Gelegenheit haben, als einen Gegenstand ansehen, an dem wir unsere Kräfte ausbilden, folglich unsere Natur

veredeln können. Daß wir als gebildete Menschen zu aller Zeit und an jedem Orte Gelegenheit finden werden, von unsern Kenntnissen nützlichen Gebrauch zu machen; daran ist kein Zweifel.

45.

Die meisten Menschen sind der Meynung, daß die Freundschaft ein wesentlicher Theil der Glückseligkeit sey, deren der Mensch in diesem Leben empfänglich ist; daß in den größten Widerwärtigkeiten die Theilnehmung eines Freundes tröstend, daß durch eben diese Theilnehmung der Genuß jedes Vergnügens erst recht schmackhaft werde, daß jeder Zweck unter dem Beystande eines Freundes leichter zu erreichen, daß das Leben ohne Freund traurig sey, wie wir uns den Zustand eines Todten denken. Jeder Mensch sucht daher auch unter seinen Lebensgefährten das Herz, welches mit dem Seinigen am meisten sympathisiret: er sucht den Freund, in dessen theilnehmender Begleitung er eine Strecke dieser Pilgrimschaft zurück zu legen wünscht und findet

ihn immer um so viel sicherer, je zeitiger er sich darnach umsieht; denn, die Jugend ist, um sich mit Freunden zu verbinden, aus bekannten Ursachen, das schicklichste Alter. — Aber, wie mag's doch kommen, daß so wenige Freundschaften von langer Dauer — daß die Klagen über die Unbeständigkeit, Treulosigkeit und Falschheit derer, die man für seine Freunde hielt, unter den Sterblichen so gemein sind? Ohne Zweifel daher, weil die meisten Freundschaften der Menschen die Befriedigung sinnlicher Neigungen zur Absicht haben. Dabey kann's unmöglich lange dauern, so stoßen sie mit ihrem gemeinschaftlichen Bestreben auf Gegenstände, die keiner Gemeinschaft fähig sind, die sie also schlechterdings nicht Beyde zugleich besitzen oder geniessen können. Nun mengt sich der Eigennutz ins Spiel und die Gemeinschaft hat ein Ende. Beim Lichte besehen, ist dieß die Geschichte, wie aller andern, also auch der freundschaftlichen Verbindungen unter den Menschen. Niemand sucht leicht im Freunde den Mann, dem er uneigennützig helfen will, sondern das Werkzeug zu Befriedigung eigennütziger Absichten: und bey jedem Dienste, den er dem Biedermann leisten soll, berechnet er genau, ob auch der Gegen-

dienst, den er dafür erwartet, gleichen Werth haben möchte. Fällt die Bilanz zu seinem Nachtheile aus; dann gehab dich wohl, Freund! man sucht sich einen Andern, mit dem sich ein vortheilhafterer Handel schliessen läßt. — Es ist nur Eine Art des Interesse, welche Menschen auf Lebenszeit verbinden kann, nemlich, das einmüthige Streben nach sittlicher Vollkommenheit. Unter allen Laufbahnen, die sich dem Menschen eröfnen, ist diese die Einzige, auf welcher zwey Menschen mit gleichem Schritte, nach gleichem Ziele laufen können, und zwar mit Bequemlichkeit, ohne gedrängt zu werden: denn, sie ist leer. Dieß ist das einzige feste Band, welches auch mit dem Tode nicht zerreissen wird. Dieß allein ist wahre Freundschaft: alle übrige sind nicht des Namens werth.

46

Jesus hat zwar gesagt: „Niemand kann zweyen Herren dienen! „Gleichwohl dienen die meisten Menschen, ob sie sich gleich Bekenner und Jünger Jesu nennen, zweyen Herren, thun

Keinem von Beyden genug und Keiner thut ihnen genug. Sie sind daher fast immer unzufrieden, schieben die Schuld ihrer Unzufriedenheit bald auf Gott, bald auf andere Menschen, anstatt, daß sie die Ursache derselben nur in sich selbst suchen sollten. — Die beyden Herren, unter welche die Menschen so gern ihre Dienstgeflissenheit theilen, heissen vernünftige Pflicht und sinnliche Lust. Man getraut sich doch nicht dem Göttlichen Gesetze, oder, wie es Vieles lieber nennen, der Religion allen Gehorsam aufzukündigen, aus Furcht, entweder vor übler Nachrede, oder vor bürgerlichen Strafen, oder vor höllischem Feuer: aber sein ganzes Leben der Pflicht aufzuopfern; dazu will sich auch Niemand leicht entschliessen: denn, ein ganz pflichtmäßiges Leben, denken sie, das müßte ein trauriges Leben seyn; das hieße, dem Genusse alles Vergnügens muthwillig entsagen; das hieße, seinen Nacken unter ein Joch beugen, dabey man seines Lebens nicht einen Augenblick froh würde. Daher hinken sie, wie weiland die Baalsdiener, auf beyden Seiten, wählen sich unter der vermeintlich großen Menge der Pflichten, die ihnen auferlegt werden, diejenigen zur Beobachtung, die ihnen nach ihrer Stimmung die Leichtesten zu

seyn scheinen, fertigen diese so kurz als möglich ab, um doch im Nothfall Etwas zu haben, womit sie ihre Lebensrechnung belegen können: und so viel sie da an Zeit und Kräften ersparen, wenden sie auf den Genuß der Lust, in welchem sie eigentlich die wahre Glückseligkeit des Lebens zu finden glauben. Aber, dieses getheilte Leben scheint mir eine Aehnlichkeit mit dem Zustande eines Menschen zu haben, der weder krank noch gesund ist. Er ist nicht stark genug, um arbeiten zu können und doch auch nicht schwach genug, um übertragen zu werden; daher wird ihm die Arbeit sauer und das Vergnügen unschmackhaft. Durch solchen Doppeldienst entgehen die Betrogenen dem gefürchteten Verluste der Lebensfreuden gewiß nicht: denn bey Beobachtung jeder Pflicht verdrießt sie's, daß sie dadurch im Genuß des Vergnügens unterbrochen werden: und bey jedem Lustgenusse können sie doch auch den Vorwurf des Gewissens nicht unterdrücken, daß sie noch so viele unerfüllte Pflichten schuldig sind. Also, ein ewiger innerer Streit zwischen Begierden und Pflichten! wie soll dabey Zufriedenheit und ruhiger Lebensgenuß Statt finden? Wer jetzt eben am Scheidewege steht und sich entschließen soll, rechts oder links zu gehen,

der suche sich davon zu überzeugen, daß das pflichtmäßige Leben kein trauriges Leben ist. Die Lust der Sinne ist Nichts böses; aber, sie ist nicht Zweck des Lebens, sondern zufälliger Lohn der Pflicht. Wir können also nicht irren, wenn wir dem Ausspruche Christi folgen: Trachtet vor allem Andern nach der Ordnung Gottes und nach Gerechtigkeit: das Uebrige wird euch zufallen.

47.

Manche andere suchen sich die vermeinte Last der Pflichten dadurch zu erleichtern, daß sie eine Auswahl unter den Menschen machen, denen sie Etwas schuldig zu seyn glauben. „Meinen „Blutsfreunden und Anverwandten bin ich wohl „Liebe, Beystand und Nachsicht schuldig; aber, „die übrigen Bürger des Staats haben Nichts „an mir zu fordern. Aber, gesetzt auch, daß „ich meinen Landsleuten, Zunftgenossen, Sektenbrüdern, Klienten, zu einigen Diensten verbunden wäre, so können doch die Ausländer und „Fremden nicht auf gleiche Rechte Anspruch

„machen. Hier liegt ein Unglücklicher an der „Straße; aber, ich kenne ihn nicht, ich weiß „nicht, wem er angehört, kann mich also seiner „nicht annehmen. Dort leidet eine arme Fami„lie Hunger. Man soll zwar dem Hungrigen „sein Brod brechen; aber, es sind Ketzer: sie „glauben nicht das, was ich glaube: wer kann „sich um solches Volk bekümmern? Ein Abge„brannter im nächsten Dorfe bedarf meiner Un„terstützung; aber, er hat mir in seinem Leben „Nichts zu gefallen gethan: ich werde auch „künftig seine Hülfe nicht brauchen: aus welchem „Grunde sollte er denn die Meinige verlangen „können? Eine Menge Menschen werden von „andern Menschen zu Sklaven gemacht, wie die „Thiere verkauft und um allen Genuß des Le„bens gebracht: aber, das muß so seyn: denn, „es sind ja Schwarze: und, wenn diese nicht „Sklaven seyn sollten; so könnten ja die weissen „Pflanzer nicht mehr so viel erwerben, nicht „mehr so prächtig leben, wie bisher.“ — Das sind die Gesinnungen, die man hier und da von den lieben Menschen, wo nicht wörtlich aussprechen hört, doch in ihrer Handlungsweise sehr deutlich lies't. Aber, das ist nicht vernünftig gedacht: das sind nicht die Gesinnungen

der Menschenliebe, in der sich die Würde unserer Natur so schön äussert. Die nemliche Erde erzeugt, trägt und nährt mich so wohl als den Wilden. Die nemliche Luft athmen der Jude, der Christ und der Götzendiener. Die nemliche Sonne erwärmt und erquickt alle Erdstriche; mögen sie doch von Weissen oder von Schwarzen bewohnt werden. Der nemliche Gott schuf, erhält und liebt die Bewohner aller Länder und Oerter, mögen sie gleich einander kennen und brauchen oder nicht. Ein deutlicher Beweis, daß alle Menschen gleiches Recht zum Genuß des Guten auf diesem Wohnplatze haben: und, was der Urheber der Natur Allen gab; sollte das Ein Mensch dem Andern streitig machen oder verweigern dürfen? Nein! an Allem, was den Körper betrift, soll auch jedes einzelne Glied Antheil nehmen; und, wenn der Fuß Hülfe bedarf; so darf die Hand nicht sprechen: was geht mich der Fuß an? Jeder Mensch hat Recht seinen Antheil von dem zu fordern, was ich habe und was ich leisten kann: aus welchem Grunde? — Weil er ein Mensch ist!

48.

Bey dem allgemeinen Bestreben des menschlichen Verstandes, die Gegenstände nach ihrer Größe kennen zu lernen, ist es nicht zu verwundern, daß viele Sterbliche auch von der Größe ihres eigenen Werthes eine bestimmte Vorstellung zu haben wünschen. Aber der Maßstab, der hier angelegt wird, ist sehr unsicher und beruht mehrentheils auf Meinungen. Daher ist es weit leichter, den Abstand des Erdkörpers vom Jupiter oder Uranus auszumessen, als den wahren (moralischen) Werth eines Menschen zu bestimmen. Anders schätzt er sich selbst; anders schätzen ihn seine Freunde; anders die Mißgünstigen und noch anders die Unbefangenen und Gleichgültigen. Anders schätzen ihn, die dem Range nach über ihn erhaben; anders die unter ihm sind; anders die Zeitgenossen, anders die Nachkommen. Unter allen diesen Urtheilen ist dasjenige, welches jeder Mensch selbst über seine Größe fällt, das Unzuverlässigste. Aber, es ist auch schwer sich selbst zu beobachten und gar nicht gewöhnlich sich dieser Kunst zu befleissigen. Zu geschweigen, daß die Meisten ihren Werth nur nach den Glücksumständen und nach ihren Ver-

hältnissen zu andern Menschen schätzen; so thun auch diejenigen, die es wohl begreifen, daß bey der Taxation des Menschen der sittliche Charakter in Anschlag gebracht werden muß, selten einen hellen Blick in ihr Inneres. Die lieben Sterblichen haben selten die Gabe das richtig wahrzunehmen, was in ihrem Körper vorgeht; noch weit seltner die Stimmungen und Veränderungen ihres Gemüths: denn, die Bedürfnisse des Lebens fordern sie wohl zuweilen auf, das Augenmaß zu schärfen, nicht aber den innern Sinn. — Kommt nun hierzu noch die Selbstliebe, oder vielmehr der leidige Eigendünkel und die dem Menschen natürliche Begierde, wo nicht für besser, doch auch nicht für schlechter gehalten zu werden, als Andere; so darf man sich wahrhaftig nicht wundern, wenn die meisten Menschen sich ihr Größen-Verhältniß ganz anders vorstellen, als es wirklich ist; wenn Viele in den Wahn der Kinder verfallen, die ihren Körper für so lang halten, als der Schatten ist, den er wirft. Gleichwohl bleiben die Fehler, die wir in dieser Selbstschätzung begehen, nicht ohne Einfluß auf die übrigen Theile unserer moralischen Haushaltung: also, was sollen wir thun? Unaufhaltsam wollen wir streben, unsern sittlichen

Werth zu erhöhen, größer an Kenntnissen und Einsichten, ausgedehnter an Kräften und Fertigkeiten, fester in guten Entschliessungen und beharrlicher in Behauptung unserer sittlichen Freyheit zu werden. Scheuen und hüten wollen wir uns vor jeder Fertigkeit und vor jeder Handlung, dadurch unsere wahre Menschenwürde könnte verringert werden; aber die eigentliche Schätzung unseres Werths, die Bestimmung unserer Größe, wollen wir Andern überlassen.

49.

Die Menschen, besonders diejenigen, welche sich etwa über die werbenden Stände zu erheben gedenken, haben insgemein keinen angelegenern Wunsch, als, in der Welt ihr Glück zu machen. Heißt das etwa nach guten Kenntnissen streben, durch deren Anwendung man sich um seine Zeitgenossen verdient machen kann? oder heißt es sich Geschicklichkeiten erwerben, um durch guten Gebrauch derselben seinen Lebensunterhalt und die Liebe seiner Mitmenschen zu gewinnen? Oder, heißt es Gelegenheit zu edeln

Thaten suchen, um sodann auf den Dank der Hülfsbedürftigen und auf die Achtung der Rechtschaffenen Anspruch machen zu können? Oder, heißt es nach derjenigen Gemüthsfassung streben, die den Menschen in den Stand setzt sich in jedes Schicksal zu fügen und seine Menschenwürde gegen alle Angriffe des Zufalls zu behaupten? — Nein! das alles heißt es nicht; sondern es heißt die Vortheile vom glücklichen Ohngefehr erwarten, die man durch Verdienst zu erlangen nicht hoffen kann; es heißt sich derjenigen Künste befleissigen, durch welche man, nach dem gewöhnlichen Laufe der Welt, am leichtesten Geld, Rang und Macht erjagt: es heißt den Großen und Vornehmen schmeicheln, um durch ihr Wort empfohlen und durch ihre Gunst befördert zu werden: es heißt sich melden, wenn man nicht gerufen wird und sich herzudrängen, wenn man nicht herzugezogen wird: es heißt den Leidenschaften derjenigen fröhnen, die etwa Aemter und Ehrenstellen zu ertheilen haben. Und je leichter und je schneller Du durch diese Künste zu einem Leben voll Genuß und ohne Arbeit gelangst; desto besser hast Du dein Glück gemacht. Ich bin nicht so übermüthig, daß ich einen Vortheil, den mir der glückliche Zufall in die Hände

führt, nicht annehmen möchte; aber, ich bin zu stolz, das heißt: ich kenne meine Menschenwürde zu gut, um das, was ich durch mich selbst erwerben kann, vom glücklichen Ohngefehr zu erwarten; um das, was ich verdienen, folglich als Recht verlangen kann, zu erschmeicheln, oder als unverdiente Wohlthat anzunehmen. Wie? Gott hat mir das Vermögen gegeben zu denken und zu arbeiten: und ich sollte bey den Großen um einen Theil ihres Ueberflusses betteln, wie die Hunde, die unter ihrem Tische liegen? Ich fühle in mir die Kraft, als ein selbstständiges Wesen zu leben: und ich sollte erst bey den Gnädigen Herren und mitleidigen Frauen herum gehen, um Stützen zu finden, an die ich mich halten oder anlehnen könnte? — Nein! ich werde Alles anwenden, um diesen Verstand vor Dummheit und diese Hände vor Faulheit und Unthätigkeit zu bewahren, damit ich nicht etwa einmal nöthige habe mein Glück zu suchen!

50.

Wer ohne Gott in der Welt lebt, der führt gewiß ein Leben ohne Sitten, ohne Freuden, ohne Ruhe: denn, das Aufsehen auf Gott, den Allgütigen, ist es, was den Eifer in Beobachtung unserer Pflichten belebt, was den Genuß aller Lebensgüter verschönert, was uns in widerwärtigen Schicksalen tröstet, was unsere Aussichten in die Zukunft erheitert. Wenn Gott nicht ist, wer trägt und hält, und wer regieret denn die Welt? Wer sorgt für unser Leben? Zu wem soll unser Lobgesang, soll unser Hoffen, Wunsch und Dank, soll unser Herz sich heben? — Ja, der Glaube an Gott ist der höchste Gipfel menschlicher Würde: er soll auch der Leitstern unseres ganzen Lebens seyn. — Wenn wir des Morgens aufstehen, so wollen wir uns alle Tage, wie jetzt, der Güte freuen, die uns leben, schlafen und wieder erwachen ließ, und das Leben des Tages mit guten Entschliessungen anfangen. Wenn wir des Abends zur Ruhe gehen; so werden wir das Leben des Tages vor den Augen des Allwissenden prüfen und die Erinnerung an begangene Fehler wird uns vor Wiederholung derselben warnen. Wenn es uns wohl gehet; so werden wir durch vernünftigfro-

hen Genuß das Vaterherz des milden Gebers im Himmel ehren; werden dankbar an die unumschränkte Güte denken, die die Natur so einrichtete, daß es allen Menschen auf der Erde wohl gehen kann. Wenn wir leiden, so wird das Bewußtseyn der Unschuld trostvoll neben der sichern Hoffnung stehen, daß diese Leiden bald vorüber gehen werden. Wenn sich die Sinnlichkeit gegen das Gesetz empört; so werden wir sie durch Vorstellung der Würde dämpfen, mit welcher der Gesetzgeber den Menschen bekleidet hat. Wenn uns böse Beyspiele zu unsittlichen Handlungen reizen; so wollen wir ihnen den heiligen Willen Gottes entgegen stellen. Wenn wir gut und recht handeln; so werden wir in der Ueberzeugung, daß wir seinen Willen thun, uns freuen von ihm gesehen und gebilliget zu werden. Wenn wir unrecht thun — doch nein! Unrecht können wir vor dem Angesichte des Heiligen nicht thun; werden wir nicht thun, so lange das Auffehen auf Gott unser Gewissen bewahret. Wollen die Sterblichen das höchste Wesen nicht blos zum Werkzeuge ihres sinnlichen Interesse machen; so müssen sie sich in ihm stets den höchsten Gesetzgeber und allmächtigen Regierer der Welt vorstellen. Also nur darum sich

feines Gottes freuen und trösten, weil er Wohlthaten erzeigt und Sünden vergiebt, ist frommer Eigennutz; aber, nach dessen heiligen Willen leben, ist wahre Gottesverehrung.

51.

Jetzt, da wir uns hier versammeln, um den Beruf unserer Jugendjahre zu treiben, sind schon viele Tausende unserer Mitmenschen auf dem Felde und beschäftigen sich mit Einsammlung der Früchte, die Gott für sie und für uns und für Alles, was lebet, in diesem fruchtbaren Jahre hat wachsen lassen. Diese Vorstellung, daß schon so viele Hände für uns arbeiten, während daß wir noch der Bequemlichkeit geniessen, setzt uns in die glückliche Ruhe der Kinder, die am Morgen bey ihrem Erwachen, durch die Sorgfalt ihrer Eltern und Verpfleger, schon Alles zu Befriedigung ihrer Bedürfnisse bereitet finden: und der vernünftige Genuß dieser Ruhe ermuntert uns, nicht nur die Menschen, deren willigem Fleiße wir sie zu danken haben, sondern auch überhaupt die gesellige Ordnung,

die das so mit sich bringt, nach Verdienst zu schätzen und zu verehren. — Daß Menschen da sind, die sich's sauer werden lassen, um für uns zu pflanzen, zu säen, zu erndten und Alles bis zum bequemsten Genuße vorzubereiten; daß die größte Menge der Menschen sich gerade den Gattungen der Geschäfte widmet, welche die meisten Hände erfordern; daß wir, im Vertrauen auf die Arbeitsamkeit jener Menge sorgenfrey unsere Jugendzeit auf die Bildung der edlern Kräfte verwenden können; daß wir versichert sind: Jene Menschen werden einst eben so gewiß unserer Dienste bedürfen, als wir der Ihrigen nicht entbehren können; daß Lasten und Vortheile bey jeder Lebensart so ziemlich im Gleichgewichte stehen, wenn es nicht etwa durch Mißbräuche gestöhret wird; daß Jeder in seiner Laufbahn, ohne daß ein Anderer ihm in den Weg tritt, ruhig fortgehen kann und am Ende doch Alle ans Ziel kommen; dieß alles sind Vortheile der Verbindung, worein die Menschen durch Bedürfnisse gesetzt worden sind, worin sie durch Gesetze erhalten und durch gegenseitiges Zutrauen befestiget werden. Um ungestöhrt im Genusse dieser Vortheile zu bleiben; um nicht als müssige Geniesser blos zu zehren, was Andere ein-

tragen, sondern auch zu Erhaltung des Ganzen thätig mitzuwirken, wollen wir der Gesellschaft, die uns nährt, brauchbar zu werden streben, alle Pflichten gegen sie, als würdige Glieder, gewissenhaft erfüllen, den Werth der körperlich arbeitenden Klasse und ihrer Beyträge zur gemeinen Wohlfahrt nie verkennen, und auch da, wo kein Zwangsgesetz uns antreibt, denen, die mit uns verbrüdert sind, nach unserem Vermögen Erleichterung und Freude zu schaffen suchen.

52.

Um sich den ruhigen Genuß der äussern Güter zu sichern, kennen und gebrauchen die Menschen zweyerley Mittel: Entweder sie hindern den Angrif auf ihre Ruhe; oder sie befestigen und verwahren sich so, daß er ihnen nicht schaden kann. Aber Beyde sind so unzureichend, daß sie meist alle Augenblicke in Gefahr sind Besitz und Genuß ihrer Güter zu verlieren. Wende dieß, o Mensch, der du das Gute dieses Lebens fröhlich zu genieſſen wünschest, wende dieß auf deinen eigenen Zustand an und siehe zu, was Du

thun kannst, um die Ruhe deines Gemüths gegen Stöhrung durch äussere Zufälle zu sichern. Du wirst bey mäßiger Aufmerksamkeit finden, daß weder die Ereignisse in der Natur, noch die Handlungen der Menschen sich nach deinen Wünschen und Absichten richten. Du magst jung oder alt, reich oder arm, mächtig oder ohnmächtig seyn; so mußt Du dich auf eine Menge Unterbrechungen deiner zeitlichen Glückseligkeit gefast machen. Was willst Du nun thun, um allen den Feinden, die der Ruhe deines Lebens drohen, gewachsen zu seyn? Willst Du Dir es vornehmen, alle Kräfte, die Dir etwa entgegen wirken könnten, zu unterdrücken? Denkst Du die Gewalt der Elemente zu bändigen, damit sie Dir nicht schaden? Wirst Du dem Sturme und dem Hagel verwehren, Deine Saaten zu verwüsten? oder, wirst Du dem Feuer und dem Wasser verbiethen, deine Güter zu verzehren und deinen Wohnplatz zu überschwemmen? Kannst Du das Fieber und die ansteckenden Seuchen abhalten, daß sie nicht deine Geliebten hinraffen, oder Dich selbst anfallen, deine Tage siech machen oder abkürzen? Denkst Du das Land vor Dürre und Heuschrecken zu schützen, damit, so lange Du lebst, nicht

Mißwachs erfolge, nicht Theuerung und Hunger entstehe? Traust Du dir wohl zu es dahin zu bringen, daß die Menschen, die mit dir leben, weder durch Gewalt, noch durch Ungerechtigkeit, noch durch Betrug, noch durch Verleumdung, deinen Wohlstand erschüttern? Denkst Du den Raub und den Mord und den Krieg von den Gränzen Deines Wirkungskreises abzuwehren? Hoffst Du die herrschende Sitte abzuändern, nach welcher Alle, die sich stark genug fühlen, ihren Vortheil zum Schaden Anderer befördern? — Das alles wirst Du nicht können! Traue Deiner Klugheit zu, so viel Du willst: Noch ist kein Kluger von solchen Unfällen frey geblieben! Rechne auf gutes Glück so viel Du willst: Das Unglück ist gerade so stark wie das Glück. Baue auf den Beystand deiner Freunde so viel Du willst: So bald Du in Noth bist, wissen deine Freunde Nichts von Dir. Traue selbst auf den Schutz der Gottheit so fest als Du willst: Gott wird Deinetwegen weder die Gesetze der Natur aufheben, noch die Köpfe deiner Feinde zerschmeissen; sondern Alles wird seinen Gang gehen, wie es immer gegangen ist. Machst Du nun gar keine Gegenanstalten; so hast Du dir fürwahr Nichts anders zu versprechen als ein Leben voll

Unruhe, Gefahr und Gram. Dieß sey Dir ein Aufruf bey Zeiten auf eine Schutzwehr bedacht zu seyn, durch welche deine Gemüthsruhe gesichert ist. Das Sprüchwort: Kommt Zeit, kommt Rath! ist nicht von weisen Leuten erfunden. Die Sache ist zu wichtig, um sie dem glücklichen Zufalle zu überlassen oder das Nachdenken darüber länger aufzuschieben. Als Jüngling schon lege Dir die Frage ernstlich vor: Was soll — was kann ich thun, um allen Gefahren dieses Erdenlebens mit Muth zu begegnen?

53.

Um unsere Gemüthsruhe und irdische Glückseligkeit vor jeder Stöhrung durch sinnliche Leiden in Sicherheit zu setzen, ist nur ein Einziges, aber auch untrügliches Mittel, nemlich die feste, lebendige Ueberzeugung, daß Alles, was wir verlieren können, zu unserem Wesen nicht gehöre, nur Nebending und zu Erreichung unserer Bestimmung entbehrlich sey; daß wir den Zweck unseres Daseyns und das, was uns, als Menschen, wahren Werth giebt, durchaus

nie verlieren können, es sey denn, daß wir selbst muthwillig Verzicht darauf thun. Es steht uns nicht frey, äussere Güter zu erlangen, zu besitzen und zu geniessen, so viel und welche wir wollen; sondern, wir hängen damit von der Natur, vom Zufalle und von der Laune anderer Menschen ab. Wär's nun nicht eine unbarmherzige Einrichtung Gottes, wenn der Zweck unseres Lebens von Gütern abhienge, deren Besitz zu erzwingen und deren Verlust zu verhüten wir unvermögend sind? — Nein! nicht in dem, was ich habe und verlieren kann, besteht mein Menschenwerth, sondern in dem, was ich bin und was mein sicheres Eigenthum ist: Nicht auf den Erscheinungen in der Atmosphäre, noch auf dem ungewissen Zufalle, noch auf dem Belieben anderer Menschen beruht die Erfüllung meines Menschenberufs, sondern auf meinem vernünftigen freyen Willen und auf meiner ernstlichen Selbstthätigkeit. Es steht uns aber schlechterdings frey zu seyn, was wir wollen. Kein Mensch ist Herr über meine Vernunft: Keiner kann mich nöthigen gedankenlos zu seyn, wenn ich sonst denken will: Keine Gewalt kann mir wehren absichtlich zu handeln, wenn ich sonst meinen freien Willen behaupten will. Ist die Ueberzeugung von die-

sen Wahrheiten lebendig; hängen nicht blos die Worte derselben in unserem Gedächtnisse und Munde, beten wir das nicht blos als Sprüche nach, die wir in der Schule gelernt haben; sondern gehen sie in das ganze System unserer Thätigkeit über; so werden wir zwar vernünftiger Weise Alles anwenden, um beraubende und stöhrende Zufälle zu verhüten: Treffen sie uns aber dennoch; so werden sie uns nicht hinwerfen. Angreifen werden sie uns, aber nicht überwinden. Und wenn? — wenn wollen wir nun anfangen nach dieser seligen Ueberzeugung zu streben? Als Männer? oder, wenn wir mit unsern Bemühungen um zeitliches Glück zu Stande seyn werden? Ach Gott! das hieße ja das vernünftige Leben bis nach dem Tode verschieben. Nein! je früher wir sie begründen; desto fester steht — desto wohlthätiger wirkt sie. Je jünger wir sie vollenden; desto größer ist die Zahl der Leiden, die wir uns dadurch ersparen. Je z itiger wir den Baum der belebenden Erkenntniß pflanzen, desto länger und reichlicher werden wir die Früchte desselben genieſſen. Ach, wenn die Jugend bedächte, was zu ihrem Frieden dienet!

54.

Für Menschen, die in Gesellschaft leben und leben müssen, ist Nichts erwünschenswürdiger als Friede, Nichts schrecklicher und fürchterlicher als Zank und Zwietracht. Ist's nicht der Zweck des geselligen Lebens, daß wir einander helfen und trösten — daß wir durch gemeinschaftliche Bemühung den Grad der Glückseligkeit erreichen wollen, der jedem Einzelnen zu erlangen nicht möglich ist? Heißt's nicht mit der linken Hand niederreissen, was die Rechte gebauet hat, wenn wir uns erst zu Beförderung eines gemeinschaftlichen Interesse verbinden und uns dann, durch eigennützige Absichten geleitet, wieder trennen? Ja! selbst diejenigen, die sich nicht bis zur Vorstellung eines vernünftigen Zwecks erheben können, müssen es fühlen, daß der Friede wohl — und der Unfriede weh thut. Es ist mehr als doppelter Lebensgenuß, wenn der Bissen Brodts, den wir essen, durch freundliche Gesichter gewürzt; durch liebreiche Theilnehmung jedes Vergnügen versüßt und jedes Leiden gelindert wird: und diejenigen können ihres Lebens nicht eine Stunde froh werden, die einander Alles Gute abzustreiten suchen und,

wenn sie das nicht können, wenigstens den Genuß desselben durch Neid verkümmern; die, wenn sie auch das Gute schon haben, doch auf den Gebrauch desselben keine sichere Rechnung machen können, weil sie nicht wissen, wie lange die Mißgunst es ihnen lassen wird. — Aber, man hat gut Friede und Einigkeit predigen: sie scheint dem Menschen in der Natur zuwider zu seyn. Wie? Sollte es möglich seyn, daß Menschen, deren Jeglicher seinen eigenen Kopf, seine eigenen Sinne, seine eigenen Meinungen, seine eigenen Bedürfniße und Wünsche hat; daß diese Menschen ohne Streit bey einander leben könnten? Muß nicht der Fall alle Tage eintreten, daß Mehrere Etwas begehren, was doch nur Einer haben kann? Wie kommen die Mehreren dazu, daß sie dem Einen den Vorzug geduldig einräumen sollen? und, wenn der Eine weiter Nichts haben soll, als, was außer ihm kein Anderer begehrt, so muß er sich in Zeiten auf den Hungertod gefaßt machen! — Und, würde nicht selbst die gewünschte Eintracht bald ein ewiges Einerlei hervorbringen, bey dem die Thätigkeit einschlafen und alles gesellige Leben langweilig werden müßte? Ach! freilich sind die Meinungen und die

Neigungen der Menschen sehr mannichfaltig; aber, die Vernunft kann und soll Einheit darein bringen. Freilich, so lange wir als Thiere beysammen leben, die Nichts als die Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse zur Absicht haben, werden wir uns, wie diese, um jeden Bissen, um jeden bequemen Platz, um jeden eingebildeten Vortheil beißen. Aber, lieber laßt uns als vernünftige Menschen beysammen leben! Die Vernunft giebt Allen gleiche Gesetze: folgen wir diesen; so sind wir einig. Um uns aber vor dem einschläfernden Einerley zu schützen, wollen wir einander immer unsere verschiedenen Meinungen mittheilen. Es wird unterhaltend genug seyn sie von der Unpartheylichkeit der Vernunft gegen einander abwägen zu sehen. Die Mannichfaltigkeit belustiget; aber die Einigkeit bringt Ruhe und Friede.

55.

Das beßte und sicherste Mittel mit seinen Nebenmenschen Friede und Eintracht zu erhalten,

besteht nicht in den Verträgen, darin sie einander wechselseitige Vortheile versprechen: denn, Versprechen und Leisten sind bekanntermaßen zwey ganz verschiedene Dinge: daher die Friedensschlüsse der Staaten insgemein Nichts anders sind, als Verabredungen, dadurch sie Zeit gewinnen ihre Schwerdter zu wetzen und sich zu neuem Streite zu rüsten. Es besteht auch nicht in den Gesetzen, die unsere Obrigkeiten uns geben; auch nicht in den Strafen, die den Uebertretern dieser Gesetze gedrohet werden: denn, es ist noch nie ein Gesetz von Menschen gegeben worden, welches ungestraft zu übertreten die andern Menschen nicht Mittel gefunden hätten: auch nicht in den Waffen und Wehren, wodurch die Menschen sich ihren Feinden furchtbar zu machen gedenken: denn, die Feinde haben eben so fürchterliche Waffen und Wehren; sondern, es besteht in unsern Gesinnungen. Wer Friede haben will, der hat Friede: Wem aber mit Eintracht Nichts gedient ist; der lebt im Streite. Zwey sittliche Fertigkeiten oder Tugenden sind es, welche Jeden, der sie besitzt, vor Krieg und Zank schützen: Nachgiebigkeit und Sanftmuth heißen sie, die Antipoden von Störrigkeit und

Grimm. Nachgiebigkeit ist nicht Feigheit: denn diese ist Folge der Temperamentsschwäche; dagegen Jene ein Resultat vernünftiger Ueberlegung ist. Nachgiebigkeit ist auch nicht Dummheit: denn die Dümmsten sind insgemein die Störrigsten. Der Vernünftige giebt nach, so oft er es kann, ohne seiner Pflicht zu nahe zu treten. Jeder Mensch hat seine Rechte und seine Pflichten. Beyde muß der kennen, der als ein guter Mensch in der Welt leben will. Oft kann der Friedfertige seinen Rechten entsagen, ohne seiner Menschenwürde und ohne den Rechten eines Andern Etwas zu vergeben: aber, seinen Pflichten kann er nie entsagen, auch der Kleinsten nicht, ohne sich selbst herabzuwürdigen und also die Menschheit im Ganzen zu verunehren. Wenn mir Jemand den Rock nimmt; so steht es mir frey ihm auch den Mantel zu lassen, obgleich Beyde mein rechtmäßiges Eigenthum sind: aber mit unbeugsamer Härte muß und will ich streiten und kämpfen gegen den, der mir zumuthet mich an dem Eigenthume eines Dritten zu vergreifen. Wenn der Staat meine Bürgerrechte schmälern und meine Gewerbsfreiheit einschränken will: ich kann der Gewalt weichen und bleibe darum doch Mensch: aber

keiner Macht darf ich nachgeben, die mich hindern will, meiner Menschenpflicht gemäß, an Erweiterung meiner Kenntnisse und Veredelung meiner Sitten zu arbeiten. — Was sollen wir also von denen denken, die uns bereden wollen, daß Nachgiebigkeit Schande sey; daß die Ehre uns verbinde, keinen Schimpf unerwiedert und keine Beleidigung ungerochen zu lassen? Um recht gelinde von ihnen zu urtheilen, müssen wir sagen, daß sie nicht wissen, was Ehre oder Schande sey; nicht wissen, daß unendlich mehr Muth erfordert werde, um Beleidigungen und Zudringlichkeiten gelassen zu ertragen, als sie zu rächen.

56.

Freilich giebt es einige Menschen in der Welt, welche lieber Alles allein haben und den Andern gar Nichts lassen möchten; welche gerade den Gutwilligsten am ersten und am öftersten zum Gegenstande ihres Muthwillens machen; welche sich einbilden, die Nachgiebigkeit sey Nichts weiter als eine Aufmunterung zu stärkern Zumu-

thungen. Wollte man diesen immer nachgeben; so würde gerade der bessere Theil der Menschen den Erdboden räumen müssen: denn, die Zudringlichkeit der Zänker würde ihnen endlich die Luft abstreiten. Also auch die Pflicht des Nachgebens muß ihre Gränze haben; aber, wenn wir diese erreichen; so folgt daraus — nicht, daß wir nun die Streitfahne aufstecken müssen; sondern nur, daß wir nun stehen bleiben. Ich kann fest stehen, ohne den Andern zum Kampfe auszufordern: ich kann mein Recht behaupten, ohne dem Andern das Seinige streitig zu machen: ich kann meinen Feind von seinem Unrechte zu überzeugen suchen, ohne der Pflicht der Sanftmuth dadurch das Mindeste zu vergeben: ich kann mich so gar gegen Angriffe vertheidigen und doch alle Augenblicke zum Frieden bereit seyn. Und durch diese friedfertige Standhaftigkeit machen wir uns nicht etwa ein Verdienst um unsere Feinde. Nein! das Gesetz der Vernunft fordert sie von uns und der Vortheil, den sie gewährt, empfiehlt sie uns. Wenn wir bedenken wollen, daß Härte und liebloses Wesen eher zur Erbitterung reizt, als zur Gerechtigkeit aufmuntert; daß wir durch Zank und Feindseligkeit uns selbst mehr Schaden

thun, als unsern vorgeblichen Feinden; daß auch die gerechteste Sache durch die Hitze des Streits unmöglich Etwas gewinnen kann; daß gute Worte immer eine gute Statt finden und daß den Aufgebrachten zu besänftigen Nichts geschickter ist als Sanftmuth; daß wir durch Zorn und Gegenbeleidigung, anstatt unsern Widersacher zum Rechte zu bekehren, uns im Unrechte ihm gleich stellen; daß diese Sanftmuth eine leibliche Tochter der Liebe ist, in welcher die Erfüllung aller Gesetze besteht; daß wir folglich ohne diese Tugend selbst die Würde vernünftiger Menschen nicht behaupten können; so werden wir wohl davon überzeugt werden, daß der Sanftmüthige sich um sich selbst, um seine Freunde und um die Menschheit verdient macht. Solltest du, o Freund! die Charaktere des Sanftmüthigen und des Zanksüchtigen in zweyen neben einander gestellten Menschengesichtern ausgedrückt sehen und dann urtheilen, welches du liebenswürdiger findest; ich wette darauf, du würdest dich nicht einen Augenblick besinnen.

57.

Wenn man nun sieht, daß die Menschen ihre Gesundheit aufopfern und ihr Leben wagen um — eine Hand voll Geld zu gewinnen; daß sie sich dem Muthwillen so genannter Gönner Preis geben, um — eine gute Mahlzeit zu erhaschen; daß sie ihren guten Namen und oft ihre bürgerliche Wohlfahrt in den Wind schlagen, um — den Kitzel der Wollust eine Weile zu genießen; daß sie ihre halbe, oder ganze Lebenszeit vor den Füßen eines Großen herumkriechen, um — einen Titel oder ein Ordensband davon zu tragen; so sollte man meinen, daß es um das Geld und um die guten Mahlzeiten und um die Wollust und um die Titel und Ordensbänder eine gar herrliche Sache seyn müsse; daß kein anderes Gut des Erdenlebens, ja dieses Leben selbst nicht, mit ihnen in Vergleichung zu stellen sey. Aber, wenn man diese Gegenstände beym Lichte besieht und zugleich den Werth und die wahre Bestimmung des Menschen erwägt; so wird man bald davon überzeugt, daß gesunder, richtig denkender Verstand unendlich besser ist, als jene Kleinode der Sinne und der Einbildung. Zwar ist es keine gute Sittenlehre, nach wel-

cher man sich erlaubt, Ein Gut des Lebens auf Kosten des Andern zu erheben: und es würde selbst dem Verstande keine Ehre machen, wenn er, so zu sagen, aus Eigennutz den sinnlichen Genuß verachten wollte. Aber, eben so wenig ist ihm zuzumuthen, daß er sich soll verachten und blos zum Dienste des sinnlichen Genusses gebrauchen lassen. Es wäre gewiß ungerecht, wenn die wenigen gebildeten Glieder der Gesellschaft das Volk wegen seiner Rohheit, seiner Unwissenheit, seiner Vorurtheile und seines Sklavensinnes verachten wollten: aber, wenn sich diese Gebildeten, mit Verleugnung ihres mühsam errungenen Vorzugs, nur immer als Mittel und Werkzeuge sollen gebrauchen lassen, das Volk in seiner Unwissenheit, seiner Rohheit, seinen Vorurtheilen und seinem Sklavensinne zu erhalten; das ist doch fürwahr nicht minder schreiende Ungerechtigkeit. — Wenn nun Eins von Beiden entbehrt werden soll; entweder die Ergötzungen der Sinnlichkeit, oder die Thätigkeit des Verstandes; so darf doch wol die letztere darauf rechnen, daß die Vernunft ihr den Vorzug zuerkennen wird? — Dieser Rangstreit interessirt vornehmlich denjenigen, der auf allgemein begehrte Genüsse keinen Anspruch ma-

chen darf. Scheint uns also gleich der Weg zu dem, was man in der Welt etwa Glück, Ehre, Pracht, Wolleben, Hoheit, Glanz nennet, nicht gebahnt zu seyn; so dürfen wir in Wahrheit darum dem Schicksale nicht Schuld geben, daß es uns zurück gesetzt habe; so lange es uns nur bey körperlicher Nothdurft den Weg zu Bildung des Verstandes nicht verschlossen hat. Unter allen den äußern Gütern, welche die Menschen schön und edel nennen, ist kein Einziges, dessen richtige Kenntniß ich gegen den Genuß desselben ohne Kenntniß, vertauschen möchte. Wer also dem Menschen das tägliche Brodt verkümmert, der behandelt ihn wol hart; aber, wer es versucht, die Thätigkeit der Geisteskräfte zu hemmen, der ist unter allen Tyrannen der Abscheulichste.

58.

Daß die Menschen den so genanten Stein der Weisen und die unaufhörlich bewegende Kraft und das Universalmittel für alle Krankheiten noch nicht erfunden haben; darüber brauchen wir uns nicht zu verwundern: denn, das Alles sind Dinge, die, so viel wir wissen, den Ge-

setzen der Natur geradezu widersprechen. Wenn sie dem Erkenntnißvermögen der vernunftlosen Thiere noch weniger, als ihrem eigenen seine wahre Gränze zu bestimmen und die Kunsttriebe derselben noch weniger, als die Ursachen der Erdbeben und der Nordscheine zu erklären wissen, so ist das auch nicht zu verwundern: denn, alle diese Dinge fallen nicht in den Sinn. Aber, daß sie unter allen Theilen der Natur gerade denjenigen, der ihnen am nächsten liegt, die Menschennatur, am wenigsten kennen; daß sie die Edelste aller Naturkräfte, die menschliche Vernunft, nicht zu entwickeln suchen, folglich auch weder kennen noch schätzen, sondern, so zu sagen, wie ein weggeworfenes Ding, mit Füßen treten; daß sie allen Träumereien und allen Wahrsagereien und allen Gaukeleien lieber trauen, als vernünftigen Erkenntnissen, daß sie den habsüchtigen, so genannten Klugheitsregeln egoistischer Machthaber lieber folgen, als den uneigennützigen Gesetzen der Sittlichkeit; daß sie sich um ihre wahre Bestimmung weder bekümmern, noch überall Etwas davon hören mögen und also größtentheils aus der Welt gehen, ohne eigentlich zu wissen, warum sie da gewesen sind; darüber muß man sich

allerdings verwundern: denn, welcher Gegenstand in der ganzen weiten Welt, sollte man meinen, dringt sich dem Menschen mehr zur Beobachtung und Betrachtung auf, als seine eigene Natur? Folgt nicht auf alle Eindrücke, die die Aussendinge auf ihn machen, ein Reiz zur Selbstthätigkeit? Welche andere Naturkräfte kann er freier und mit gewisserem Erfolge untersuchen, als seine eigenen? Welches Bedürfniß kann für ihn dringender seyn, als den Zweck seines Daseyns zu kennen: eine Kenntniß, auf der sein ganzes vernünftiges Leben beruht? und zu welchem andern Bedürfnisse werden ihm die Befriedigungsmittel so reichlich angebothen, als zu diesem? — Bei Gott, es gehört viel Stumpfheit und viel Verblendung dazu, um über der leidenschaftlichen Verfolgung kleiner Nebenabsichten seine Hauptbestimmung zu vernachläßigen. — Ist's nun nicht recht gut, junge Freunde, daß wir diese Betrachtung heute schon machen? — Ja, unter allen Erkenntnissen, die in diesem Leben uns möglich sind, ist die Kenntniß unserer eigenen Natur und Bestimmung die Wichtigste: und unter allen Geschäften, auf die wir unsere Lebenszeit wenden können, ist das Bestreben, unsere Bestimmung

zu erreichen, die Nothwendigste. Dieß sey der Gesichtspunkt, den wir bei unserm wissenschaftlichen Studiren und bei allen unsern Bemühungen nie aus den Augen lassen wollen. Ob wir viel oder wenig Gutes in diesem Leben genossen haben; darauf wird bei dem Ausgange desselben wol Nichts ankommen: aber, ob wir so gut geworden sind und so viel Gutes gethan haben, als uns möglich war; darauf wird Etwas ankommen. Entweder dieß stärkt uns gegen die Schrecken des Todes, oder gar Nichts!

59.

Daß die Welt jemahls nach Grundsätzen der reinen Sittlichkeit werde regiert werden, das dürfen wir nun wol nicht hoffen: denn, wer Grundsätze erkennen und darnach handeln soll; der muß mit offenen Sinnen und thätigem Verstande in der Welt herum wandeln: Jenes, um Erfahrungen und Belehrungen zu sammeln; dieses, um das Gesammelte immer zu sichten und zu läutern, bis endlich ein kleiner Vorrath selbst

erkannter Wahrheit, als reiner Gewinn für den Verstand übrig bleibt, aus dem er die Gründe seiner Urtheile und Handlungen nehmen kann. Die wenigsten Menschen finden an dieser Art zu leben Geschmack. Die Meisten haben so viel zu essen, zu trinken, zu schlafen, zu spielen und mit ihren Leidenschaften zu thun, daß sie zum Denken keine Zeit übrig behalten. Die Meisten begnügen sich Meinungen anzunehmen, die sie entweder blindlings nachbeten, oder so erlangen, daß sie sich aus elf Meinungen die Zwölfte zusammensetzen: und diese sind ihnen denn so wichtig, daß sie sie in allen Theilen ihres Wirkungskreises geltend zu machen suchen. Daher wird selbst unter denen, die in den größten und heiligsten Angelegenheiten der Menschen zu sprechen haben, das stärkere Geschrei der Meinungen die schwächere Stimme der vernünftigen Grundsätze immer ersticken und die Klasse der kalten Denker wird in diesem Menschengeschlechte niemahls weder die Mächtigste noch die Zahlreichste werden. — Freilich scheint dabei die Sache der Menschheit nicht eben im beßten Gange zu seyn: denn, wenn diese nur in so fern gefördert werden kann, als die Wahrheit aus Gründen erkannt wird und die Gesetze aus

reiner Achtung befolgt werden: was hat sie in einer Welt zu hoffen, die durchaus von eigennützigen Meinungen regieret wird? Die Meinungen der Menschen sind ja von so leichter Bauart, daß man unter Hunderten kaum Eine gegründete und wahre annehmen kann: sie sind so mannichfaltig, daß man auf jeden Kopf immer eine eigene und andere rechnen muß: sie sind so widersprechend, daß man, ohne sehr zu irren, einen Streit Aller gegen Alle annehmen könnte: sie sind endlich so unbeständig wie die Richtungen der Windstöße, daß man fast bei jedem Menschen morgen eine andere Meinung erwarten darf, als er heute hat: welchen Irrthümern sind also bei der Herrschaft, oder vielmehr bei diesem ewigen Kriege der Meinungen — welchen Gefahren sind nicht die wichtigsten Geschäffte der Menschheit ausgesetzt? — Ja! wenn diese Geschäffte und Angelegenheiten nicht noch unter einer höhern Regierung stünden, deren Absichten sich doch wol durch menschliche Meinungen nicht vereiteln lassen; so müßte man an der Erreichung irgend eines Menschenzwecks verzweifeln! — Was soll nun aber der Vernünftige, der Freund der Wahrheit dabei thun? — Ach, das ist eine

Frage, zu deren Beantwortung wir uns wol länger Zeit nehmen müssen.

60.

Was der Vernünftige bei dem Gewirre der menschlichen Meinungen thun soll? — Er soll sich weder mit dem Strohme fortreißen, noch den unglücklichen Gedanken in sich aufkommen lassen, wider den Strohm schwimmen, oder ihn gar aufhalten zu wollen. Das Erste ist verderblich, das Andere unmöglich. Lasset uns einen Mittelweg suchen! Wir kennen zwar wol ein Sprüchlein, welches von manchen Leuten gar für eine Klugheitsregel gehalten wird, nemlich: daß man mit den Wölfen heulen müsse, wenn man einmal unter ihnen wohnt; aber, es ist, wie die meisten sprüchwörtlichen Lehrsätze, ein Blendlicht. Wer bei einem Auflaufe des gereitzten Volks zu Hause bleibt, handelt ohne Zweifel am klügsten. Also auch, wer Selbstständigkeit genug hat, um Nichts darum zu meinen, weil's Tausende vor ihm gemeint haben und Tausende neben ihm meinen: Wer

nicht wähnt den ganzen Beruf des Menschenverstandes erfüllet zu haben, wenn er sich unter zwölf verschiednen Meinungen die Beßte auslies't; wer sich bemüht die Sachen selbst, nicht blos die Meinungen und Redensarten der Menschen von den Sachen kennen zu lernen; wer den Stoff zu seinen Urtheilen aus den ächten Quellen schöpft und selbst den höchsten Autoritäten nicht ohne Prüfung folgt; nur der ist sich bewußt als vernünftiger Mensch gehandelt zu haben. Die Welt aufklären, d. i. seine Meinungen der Welt als Grundsätze aufdringen zu wollen, ist eben so pflichtwidrig als vergeblich. Pflichtwidrig: denn, welcher sterbliche Mensch ist denn sicher davor, daß er in seiner Meinung nicht der Welt einen baaren Irrthum aufbürdet? wer kann denn behaupten in ausschließlichem Besitze der Wahrheit zu seyn? Anbiethen können wir — sollen wir so gar; aber nicht aufnöthigen! — Vergeblich: denn, je heller unsere Begriffe sind, desto weniger ist die rohe, gedankenlose Menge ihrer empfänglich. Wer blind ist und noch nie gesehen hat; dem kann man unmöglich einen Begrif von Licht und Farbe beibringen: denn, was nicht im Sinne gewesen ist, das kann auch nicht im Verstande seyn.

Also auch, wer für Wahrheit und Sittlichkeit keinen Sinn hat; wer über diese Gegenstände noch nie gedacht hat; der kann auch unmöglich vernünftige und sittliche Grundsätze fassen. Das beßte Theil wählen wir wol, wenn wir sagen, was wir denken; so weit unser Beruf das mit sich bringt; übrigens aber uns eben so wenig einer Gewalt über anderer Leute Meinungen anmaßen, als wir Andern eine Gewalt über unsere eigenen Meinungen einräumen dürfen: denn, hier ist das Gebiethe, in welchem der vernünftige Mensch eben so wenig seine persönliche Freiheit und Unabhängigkeit aufgeben, als Andere darin beschränken darf. Glücklich ist, wer sich durch das brausende Geschrei der menschlichen Widersprüche durchgearbeitet hat und nun auf einem festen Grunde steht, wo er ruhig zusehen kann, wenn der große Haufe der Menschen von den Stürmen der Leidenschaften auf dem grundlosen Meere der Meinungen hin und her getrieben wird.

61.

Nicht jeder Wohlthäter ist ein Menschenfreund; sondern es giebt unter den sogenannten Gutherzigen eitele, weichliche, leichtsinnige und listige Menschen, welche oft geben ohne zu lieben, helfen ohne zu trösten und wohl thun ohne froh zu machen. Gleichwol ist es kein Verdienst um die Menschheit die Wohlthätigkeit verdächtig zu machen oder herabzuwürdigen: denn, zu geschweigen, daß guter Same doch gute Früchte trägt, sollt' ihn auch gleich eine unreine Hand ausgestreuet haben; so macht sie auch das Herz des Sterblichen der vernünftigen Menschenliebe empfänglich. Also ist die Neigung wohlzuthun, auch als bloße Temperamentstugend betrachtet, immer Eine der glücklichsten Anlagen. Veredelst du sie durch Verbindung mit deiner Pflicht; so wird sie dir eine Stufe werden, auf der du zu der Würde eines wahren Menschenfreundes empor steigen kannst. Aber, um wohl zu thun, muß man wol reich und mächtig seyn: Reich, um ohne merkliche Einbuße geben — und mächtig, um ohne große Anstrengung helfen zu können? Denn, wer selbst dürftig ist; wie sollte dem Etwas übrig bleiben, dadurch er fremdem

Mangel abhelfen könnte? — Gewiß, der versteht die Kunst, wohl zu thun, sehr wenig, der also urtheilt. Nicht der ist der edelste Wohlthäter, der das Meiste — sondern, der am willigsten giebt. Nicht der hat das größte Verdienst um uns, der die meiste Kraft anwendet, um zu helfen, sondern, der dem dringendsten Bedürfnisse abhilft. Nicht im Gegebenen und Geleisteten besteht das Wesen der Wohlthat, sondern in der Art zu geben und zu leisten. Nein! fürwahr, die ächte Quelle der Wohlthaten ist weder der Geldbeutel, noch irgend eine Art des äußern Reichthums; sondern der gute Wille. Wer wohlwollend ist, der ist ganz gewiß auch wohlthätig: denn der ernstliche Wille bleibt nie ohne thätigen Erfolg und Gelegenheit, das Gute, das er will, zu thun, findet er allenthalben. Lasset uns also nie über Unvermögen klagen: wir würden damit die Vorsehung lästern. Sind uns doch der Kräfte, vermöge deren der Mensch auf den Menschen wirken kann, so Viel gegeben: sollte denn nicht Eine darunter seyn, die wir zum Vortheile des Schwächern anwenden könnten? Sind doch der bedürftigen Menschen so Viel und die Bedürfnisse so mannichfaltig: sollte denn nicht Eins darunter

seyn, zu dessen Befriedigung wir beytragen könnten? So lange wir uns eines gesunden Körpers und gesunden Verstandes freuen, besitzen wir einen Schatz, aus dem wir Vielen mittheilen können, denen er abgeht. Ach, für manche Arten der Leidenden ist schon die aufrichtige Erklärung des guten Willens eine erquickende Gabe und oft ist für den Schwachen und Betrübten ein freundliches Wort des Trostes eine wichtigere Wohlthat, als ein theuer erkauftes Geschenk. — Lieben wir die Menschen, wie unsere Brüder; so werden wir auch bereit seyn, Alles, was wir vermögen, brüderlich mit ihnen zu theilen: und, wenn Jeder dem Andern willig mit der Gabe dient, die er empfangen hat; so werden Dürftigkeit und Armuth von der Erde fliehen, wie Finsterniß vor der aufgehenden Sonne.

62.

Ein gesunder Mensch kann, wenn er nicht durchaus ungeschickt oder faul ist, an jedem Tage mehr arbeiten und gewinnen, als nöthig ist, um sein Leben zu erhalten: denn, die Na-

tur ist mit Wenigem zufrieden. Was soll er nun mit diesem Ueberschusse seiner Kräfte anfangen? Soll er, wenn die Natur befriediget ist, nun fortfahren sich anzustrengen, bis auch alle Bedürfnisse der Einbildung befriediget sind? Oder, soll er nach eingenommener Nahrung die Verdauung müssig abwarten, bis ihn der Hunger erinnert, sich wieder um eine Mahlzeit zu bemühen? — Ja, wenn der Mensch mit der Raupe gleiche Bestimmung hätte! Aber, unter allen Wesen auf der Erde ist Keines, das so viele und mannichfaltige Kräfte hat, als der Mensch. Da er nun mit sich selbst so bald fertig wird; sollen wir dieses Uebermas der Kräfte nicht für einen Beweis annehmen, daß ein Mensch verpflichtet sey, andern Menschen zu helfen und zu dienen? — Allerdings! sagen unsere dienstbeflissenen Brüder: darum suchen wir eben Dienste: Das ist unser Wunsch und Streben: darauf warten wir ja: darum lernen, darum studiren wir, daß wir mit der Zeit in einem Dienste können angestellt werden. Aber was gilt's, diese dienstwilligen Seelen suchen nicht den Dienst, sondern den Lohn des Dienstes: und dann ist ihr Dienen nicht mehr Handlung der Pflicht, sondern des Eigennutzes:

dann dienen sie weder Gott noch ihren Nebenmenschen, weder dem gemeinen Wesen noch ihren Freunden, sondern lediglich sich selbst. O, lieben Freunde, lasset uns nicht um's Lohn dienen; nicht immer fragen: Was wird uns dafür? Wer Alles, was er thun soll, als ein Kapital betrachtet, das er nicht eher ausleihen will, als, bis ihm jüdischer Wucher zugesichert wird; wer seine Früchte lieber vermodern, als die Armen genießen — und seine Kräfte lieber im Müssiggange erschlaffen läßt, als sie zum unbezahlten Dienste des Nebenmenschen anwendet; wer den Wahn hegt, daß ihm Alles, was er hat, blos zum Selbstgenusse gegeben sey; geschieht dem wol zu viel, wenn wir ihn niederträchtig nennen? Lebt der vernünftig, der sich und seine Kräfte nur immer dem Meistbiethenden feil hält? Ach, wo die Pflicht uns ruft; da dürfen wir nicht nach Vortheil fragen. Wenn der innere Trieb des Gewissens nicht mehr über uns vermag, als der äußere Reiz des Gewinns; fürwahr, so sind wir zur Sittlichkeit verdorben. — Freilich haben die Menschen jenen Wink der Natur mißverstanden, brauchen die Fülle ihrer Kräfte nicht zum Dienste, sondern zum Druck, nicht zur Hülfe, son-

dern zum Schaden derer, die mit ihnen leben; danken Gott dafür, daß er sie reich und mächtig gemacht hat, und mißbrauchen ihr Vermögen und ihre Macht der Ordnung Gottes zum Hohne. Aber, weit entfernt, daß die Allgemeinheit dieses ungestraften Mißbrauchs ihn rechtfertigen sollte; wollen wir Beobachtungen dieser Art blos als warnende Beyspiele annehmen, und uns dadurch aufmerksam machen lassen, damit wir verständiger werden.

63.

Es ist ein altes gangbares Vorurtheil, daß einige Menschen ausdrücklich von der Natur bestimmt seyn zu dienen; Andere aber das Vorrecht haben, sich bedienen zu lassen. Das ist freilich sonderbar; aber, noch sonderbarer ist es, daß man ihm so gar durch Gründe einen Schein der Wahrheit zu geben sucht. „Wie „könnten sonst", sagen unsere Staatsklugen, „wie könnte sonst der weiße Pflanzer reich wer„den, wenn der Schwarze nicht Sklav wäre? „Wie könnte der Höfling Tafel halten, wenn

„der Bauer nicht Frohndienste thäte? und, wie „könnte der Monarch ruhig schlafen, wenn der „Soldat nicht wachte?" Gerade, als wenn das Menschengeschlecht um reichwerdender Pflanzer, um tafelhaltender Höflinge und um schlafender Monarchen willen geschaffen wäre! — O Menschenverstand, wie mußt du dich mißhandeln lassen, um für die Thorheit Schutzwehren zu erfinden! — Also, daß ein Theil der Menschen ausschließlich bestimmt sey dem Andern zu dienen; das wird selbst von denen für ausgemacht angenommen, zu deren Last die feine Rechtsregel gereicht. Weil aber doch Niemand gern seine Bestimmung überschreiten will, so sind Viele gar ängstlich um die rechte Gränze ihrer Dienstschuldigkeit besorgt. Es ist ihnen Leid davor, daß sie zuviel thun möchten und es befremdet sie, wenn sie aufgefordert werden Leuten zu dienen, denen sie nicht verpflichtet zu seyn glauben. Ist diese Pünktlichkeit gerecht, oder tadelnswürdig? Um hier auf's Reine zu kommen, muß man nur einen Unterschied machen zwischen den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft und den Forderungen der Sittlichkeit; einen Unterschied zwischen dem, wozu mich mein körperliches Bedürfniß

nöthiget und dem, wozu mich das Gesetz der Vernunft verbindet. In der bürgerlichen Gesellschaft genieße ich Lebensunterhalt und Sicherheit. Beydes giebt sie mir nicht umsonst; sondern, sie verlangt dafür — Geld, oder — Dienste. Habe ich das Erste nicht; so muß ich freilich die Andern leisten. Und hier halten wir genaue Abrechnung: hier binden wir uns an den Buchstaben der Matrikel: hier thun wir nicht einen Schritt mehr, als, wozu wir können gezwungen werden. Aber, ganz anders verhält es sich, wenn die Rede von dem ist, was wir einander als Menschen schuldig sind. Von dem Unterschiede zwischen Herrn und Diener weiß die Natur Nichts. Sie giebt Allen Kräfte und bestimmt sie zu gemeinschaftlicher Thätigkeit und gemeinschaftlichem Genusse im geselligen Leben. Das Recht der Natur ist kein Lehnsrecht: und die Verbindlichkeiten, die uns die Vernunft auflegt, sind keine Miethkontrakte. Nicht blos der Geringe soll dem Vornehmern dienen; nicht der Arme dem Reichen; nicht der Jüngere dem Aeltern; nicht der Schwächere dem Stärkern, aus Achtung für dessen Ueberlegenheit; sondern der Mensch dem Menschen; und das aus keinem andern Rechtsgrun-

de, als: Weil er ein Mensch ist. — Wem etwa das Wort eines Andern Mehr gilt, als der Ausspruch seiner Vernunft, der höre, was Christus sagt: Welcher unter Euch der Vornehmste seyn will, der sey der Andern Diener! Und diese Regel muß selbst der Lohnsüchtige gelten lassen: denn, wer die meisten Dienste geleistet hat, der muß doch wol auf den größten Lohn rechnen dürfen?

64.

Sollte nicht der gute Wille auch zuweilen durch den Mangel der Kräfte gehemmt werden? Sollte nicht mancher Mensch Grund haben zu sagen: Gern, gern wollte ich meinen Nebenmenschen dienen; aber, womit? Ich bin weder so reich, daß ich Geschenke machen oder Wohlthaten erzeigen — noch so mächtig, daß ich Verfolgten oder Angegriffenen Schutz gegen ihre Feinde gewähren — noch so angesehen, daß ich den Verkannten oder Zurückgesetzten durch meine Empfehlung befördern könnte. Was soll

ich

ich thun? — Auf diese Frage, Freund, antwortet dir vorerst die Bibel: Ein Jeglicher diene dem Andern mit der Gabe, die er von Gott empfangen hat! Jeder thue so viel als er thun kann; so thut er genug! Wie? solltest du denn so gar ärmlich von der Natur ausgestattet seyn, daß in deinem ganzen Wesen kein Vermögen wäre, welches du zum Vortheile deines Freundes in Thätigkeit setzen könntest? Was thust du denn für dich selbst? — Ist's nicht wahr, du sorgst für deinen Leib, für dessen Gesundheit, Erhaltung und Bequemlichkeit? Du sorgst für deine Gemüthskräfte, um in deinen Geschäften klüger und mit deinem Zustande zufriedener zu werden? sorgst auch für deine bürgerlichen Verhältniße, um bey Ehren und gutem Namen zu bleiben? sorgst endlich, wenn du vernünftig bist, auch für die Bildung deiner Sitten, um deinen Menschenwerth zu erhöhen und deine Menschenbestimmung zu erreichen? — Wohlan! thue eben das für deinen Nebenmenschen, so hast du die Pflichten der Liebe getreulich erfüllet. Schade wär's um den guten Willen, wenn er das Vermögen zu handeln allemal erst von der blinden Gottheit, die

man Glück nennt, erwarten sollte! Nein! im Menschen selbst muß die Quelle des Guten seyn, mit dem er Andern helfen und dienen kann. Wenn Gott dem Menschen ein Gesetz giebt; so muß es nicht erst auf den glücklichen Zufall ankommen, ob er es soll beobachten können, oder nicht. Wer nicht Geld und Gut hat, der hat vielleicht gesunde Glieder: und mit ein wenig Bemühung ist dem Hülfsbedürftigen oft mehr gedient, als mit Geschenken. Wer kein Machtwort zum Vortheil des Verlassenen sprechen kann, der kann doch wol ein Wort der Liebe und des Trostes sprechen: Auch das ist oft heilender Balsam für ein verwundetes Herz! Und wer nicht empfehlen oder gerade zu befördern kann; der kann doch vielleicht guten Rath ertheilen. Dazu braucht man ja weiter Nichts als gesunden Verstand. Ach, es ist eine Wahrheit, von der Geschichte aller Tage bestätiget: Wo weder Geld, noch Macht, noch Ansehen helfen kann; da hilft Verstand! Und wer endlich gar nichts weiter zu geben hat; der lasse wenigstens sein Licht in guten Beispielen leuchten und gebe unverdächtige Zeugniße seines guten Willens. Warlich, er wird sich dadurch um die Menschenwürde weit mehr verdient ma-

chen, als der kunstreichste Lehrer, der aus bezahlter Pflicht prediget.

65.

Namen sind Zeichen und Worte sind Schall. Bezeichnen sie nicht Begriffe; drücken sie nicht Gedanken und Empfindungen aus; so sind sie leer und unbedeutend und haben weit weniger Leben als das Gezwitscher eines Vogels. Und der Mensch, wenn er auch eine noch so große Menge Worte ausspricht, hat darum nicht mehr Werth, als eine Maschine, welche klingelt oder klappert, so oft sie in Bewegung gesetzt wird. Wenn wir also gleich viele Dinge mit Namen zu nennen wissen und viele Wortreihen aus dem Gedächtniße hervor langen können; so dürfen wir darum doch nicht sagen, daß wir Kenntniße besitzen. Namenkenntniß ist so wenig ein brauchbarer Reichthum unseres Verstandes zu nennen und so wenig vermögend, die fruchtbare Thätigkeit desselben zu unterhalten, als die Hülsen und Schalen der Früchte die Kraft haben unsern Körper zu nähren; sondern alsdenn erst

sind wir auf dem Wege vernünftig urtheilen und sittlich gut handeln zu lernen, wenn wir mit den Worten Begriffe verbinden und also vermittelst derselben von der Natur und Beschaffenheit der Dinge klare und deutliche Vorstellungen bekommen. Solche Vorstellungen kann und soll der Mensch haben: sie sind Bedingung seines moralischen Lebens: kann und soll an Vermehrung, Aufklärung, Berichtigung derselben arbeiten, so lange als er lebt: denn, ohne Wachsthum an Erkenntniß ist Wachsthum in der Tugend nicht möglich. Darum gab der Gott, der Menschen schuf, ihm Sinne, zu empfinden, Verstand, um zu denken und Sprache, um sie als Mittel zur Beförderung des Denkens vernünftig zu gebrauchen. Dazu stellete er den Reichthum der Natur und die mannichfaltigen Gegenstände der Welt vor uns hin, damit wir sie sollten betrachten und erforschen, unterscheiden und anwenden. Noch stehn wir auf dem Platze, junge Freunde, da wir von der Herrlichkeit der Natur umgeben sind. Hier können wir den Stoff, an dem unser Denkvermögen sich üben soll, aus der ersten Hand nehmen. Diese Schule ist für dich, o Jüngling, weit lehrreicher, als die Zelle, in der du unverstandene oder mißverstan-

dene Worte für dein Gedächtniß sammelst: denn, das Anschauen der Sachen thut weit schnellere Wirkung als das Wahrnehmen der Zeichen: und wenn du einen einzigen Gegenstand der Natur oder der Kunst aufmerksam beobachtest; so macht dich das gewiß verständiger, als, wenn du zehen Hefte voll gelehrter Phrasen auswendig lernst. Das ganze Bücherstudium, das vergiß nie, ist nur Noth- und Hülfsmittel, nur Surrogat des Naturstudiums; gut genug, um uns zu der Zeit zu beschäftigen, da wir weder Sachen, noch lebende Menschen um uns haben können: aber, es soll nur unsern Appetit wekken; sättigen kann und soll es uns nicht.

66.

Dinge, die verschiedene Namen haben, müssen auch ihrer Natur nach verschieden seyn! Dieser falsche Satz ist lange Zeit der Grund unzähliger falschen Folgerungen, lange Zeit das Princip falscher, zerbrechlicher Systeme gewesen, darum gewesen, weil die Menschen, zufrieden, verschiedene Namen zu hören, sich nicht die Mühe nahmen

die Natur und Beschaffenheit der Dinge zu untersuchen, die durch diese Namen bezeichnet werden sollten. Durch eben diesen Wortklang verleitet, hat man sich lange Zeit erlaubt den Menschen verschiedene Gattungen der Weisheit zu verkaufen: eine Staatsweisheit, und eine Weltweisheit; eine Lebensweisheit und eine Schulweisheit; wohl gar eine irdische und eine himmlische Weisheit; ohne jemahls den Grund dieser verschiedenen Benennungen bestimmt angeben — ohne den Charakter der Einen und der Andern zeichnen — ohne die Grenzlinie ziehen zu können, wo die Eine aufhört und die Andere anfängt. Man wähnte blindlings, daß es ja doch verschiedene Dinge seyn müßten, weil man ihnen verschiedene Namen gegeben hätte: und, wer im Besitz der Einen zu seyn glaubte, hielt sich für berechtigt, über die Andern zu spotten. So weit geht das Bestreben der Menschen, einander durch leeren Klingklang zu bethören! Aber, freilich: wollten die Weisheitsverkäufer nicht um die Kundschaft kommen; so mußten sie wol den Kunstgrif anwenden, durch welchen sich andere Kaufleute von ihrer verlegenen Waare helfen: Man giebt ihr einen unbekannten Namen, um die Leute zu überreden, daß es ein neuer

Mode-Artikel sey und also dadurch wieder auf eine Weile Käufer anzulocken. Es ist gewiß keine Waare in der Welt, mit der nicht vielfältiger Betrug getrieben wird. So lange also die Weisheit Waare bleibt, ist Nichts anders zu erwarten, als, daß Einer dem Andern seine Grillen und gelernten Sprüche für Weisheit — auch wol Eine und eben dieselbe Sache unter verschiedenen Namen, mehr als Ein Mal verkauft. Wollen wir weise werden, Freunde, so müssen wir nicht wähnen, daß die Weisheit gelernt werden, d. i. aus dem Kopfe des einen Menschen in den Kopf des Andern übergehen könne, so, wie etwa ein Hausrath aus einer Wohnung in die Andere; müssen auch nicht Viel auf die Anpreisungen bezahlter Lehrer rechnen: sonst gleichen wir den Gästen, die sich völlig beruhigen, wenn sie nur der Wirth versichert, daß er ihnen guten Wein verkaufe. Selbstthätig alle seine Kräfte anwenden, um die Natur der Dinge kennen zu lernen und sodann seiner eigenen Erkenntniß gemäß redlich handeln; das ist die einzige wahre, Menschen mögliche Weisheit.

67.

Wenn wir davon überzeugt sind, daß der Urheber der Natur das vollkommenste Wesen ist; so wird das Bestreben, die Natur kennen zu lernen, der sicherste und leichteste Weg seyn, zur Kenntniß ihres Urhebers und seines Willens zu gelangen, so weit, als das überhaupt Menschen möglich ist: so wird auch der Satz: Ahme die Natur nach, geschickt seyn, um ein System der menschlichen Sittenlehre darauf zu gründen: denn, wenn wir, die wir ein Theil der Natur sind, immer so handeln, wie es mit der Einrichtung des Ganzen übereinstimmt; sollten wir da wol fehlen? sollten wir durch Beförderung des Naturzwecks nicht Alles erfüllen, wozu uns Gott in diesem Erdenleben bestimmt hat? — Es wird also nur darauf ankommen, daß wir diesen Zweck kennen lernen: und wie sonst können wir zu dieser Kenntniß gelangen, als, durch Beobachtung der Naturerscheinungen in allen ihren Theilen, vom Sonnenstäubchen an, bis auf das Gemüth des Menschen? In dem Maße nun, als wir den Zusammenhang dieser Erscheinungen mit jenem Zwecke finden, wird es uns auch leicht

werden, die Gesetze abzuleiten, durch deren Befolgung unsere freie Thätigkeit mit der nothwendigen Naturwirksamkeit in Harmonie gesetzt werden soll. Wenn Gerecht so viel heißt, als, was mit den Gesetzen übereinstimmt; so dürfen wir, um gerecht zu seyn, nur die Natur nachahmen: denn, diese bleibt ihren Gesetzen immer getreu, ist noch nie um ein Haar breit davon abgewichen. Und eben um dieser Gesetzmäßigkeit willen, ist ihre Dauer fester, ihre Wirksamkeit sicherer und ihre Fruchtbarkeit gröser, als die Dauer, die Wirksamkeit und Fruchtbarkeit aller menschlichen Anstalten, zu deren Erhaltung sie, nach Anweisung ihrer Klugheit, so oft von den Gesetzen abweichen müssen. Blieben wir auch den Gesetzen unserer moralischen Natur, d. i. den Vernunftgesetzen, getreu, so würden wir gute und sehr glückselige Menschen seyn: denn, die Glückseligkeit der Menschen ist gewiß nicht auf Wunder berechnet; sondern die Natur würde nach ihrem ordentlichen Laufe den Menschen vergnügen, wenn er ihr nicht immer aus allen Kräften entgegen arbeitete. Besteht die Gütigkeit in dem Streben nach Anderer Glückseligkeit; so dürfen wir, um gütig zu seyn, nur die Natur nachahmen: denn, diese

thut und giebt Alles, was Erdengeschöpfe froh machen kann. Sie giebt unpartheiisch, entzieht niemahls ihre Gaben aus Mißgunst, oder Rachbegierde, oder Eigennutz; sondern ihre Hand ist mild für Freund und Feind. Sie giebt reichlich, zählt denen, die sie zu versorgen hat, die Bissen nicht ängstlich zu; sondern ihr Maß ist Ueberfluß: und nur der schlemmenden Einbildungskraft gieriger Menschen war es möglich, ihre Vorräthe zu erschöpfen. Sie giebt sicher und unausgesetzt, und, wenn je Mangel am Nothwendigen entstand; so war es gewiß nicht Versäumniß der Natur, sondern Habsucht und schlechte Wirthschaft der Menschen, die ihn verursachte. O Gott! welche Schätze der Weisheit liegen in deinen Werken und Ordnungen! Lasset uns Freunde der Natur werden!

68.

Wenn der Mensch der Natur, d. i. den Einrichtungen Gottes in der Welt gemäß leben will; so muß er nicht blos die Natur der Erde

und ihrer Produkte; sondern auch seine eigene Natur kennen: denn, der Mensch ist ein selbstständiges Wesen, dessen moralisches Leben auch alsdenn noch fortdauern kann und soll, wenn keine Erde mehr und von den Naturreichen Keines mehr seyn wird. Die Natur des Menschen besteht nicht blos im organischen Bau seines Körpers: denn, der Mensch ist mehr als Pflanze. Also der Natur gemäß leben: heißt das etwa Nahrung in sich nehmen; sich von einem Orte zum Andern bringen lassen und allenfalls, ehe man wieder ablebt, seines Gleichen hervorbringen? Ach, das ist ein Pflanzenleben: wie sollte das dem Menschen genug thun? Die Natur des Menschen besteht auch nicht in seiner Sinnlichkeit: denn, der Mensch ist mehr als Thier, soll wenigstens mehr als Thier seyn. Nach der Weise derer zu urtheilen, die in unsern Tagen sich auf ihren Natursinn das Meiste zu Gute thun, sollte man freilich meinen, der Mensch brauche, um der Natur gemäß zu leben, weiter Nichts, als zu essen und zu trinken, was ihm gut schmeckt; zu schlafen, so oft er müde ist; Jeden, der ihm in den Weg tritt, auf die Seite zu stoßen; sich aller Sorgen für die Zukunft zu entschlagen; und, wenn er in

diesem güldnen Stande der Natur sich gesättigt, erhohlt und gepaart hat; so sey nun weiter Nichts zu thun für ihn, als, höchstens ein Liedchen zu singen, den Mond zu beäugeln und diejenigen auszulachen, die unter mühsamen Arbeiten grau werden. Aber, das ist ein Leben, das in die Romanenwelt gehört, wo es um weiter Nichts zu thun ist, als, die Einbildung eine Weile zu unterhalten. Die Natur des Menschen besteht in Verbindung aller seiner Kräfte, in gemeinsamer Thätigkeit derselben, unter der Leitung seines obersten Vermögens, der Vernunft. Also durch mäßige Befriedigung der Körperbedürfnisse die erste Bedingung des menschlichen Erdenlebens erfüllen; vermittelst seiner Sinne den Stoff sammeln, mit dessen Bearbeitung alle die höhern Kräfte sollen beschäfftiget werden; aus diesen Vorstellungen Begriffe bilden; diese Begriffe mit einander vergleichen und verknüpfen, ordnen und zu einem Erkenntnißsysteme verweben; durch diese Vergleichung den Zusammenhang der Mittel mit ihren Zwecken, bis zum höchsten Zwecke des menschlichen Daseyns, und mit demselben die Gesetze seiner Beförderung und Erreichung kennen lernen; diesen Gesetzen die ganze Thätigkeit seiner Leibes- und Seelenkräfte,

von der einfachsten Bewegung des Fußes an bis zum Bau der Lebenssysteme, unbedingt unterwerfen und sich alles dessen, was im Gemüthe vorgeht, immer deutlicher bewußt zu werden streben: das heißt der Natur gemäß leben; das heißt: Mensch seyn.

69.

Edel sollte freilich nur das heißen, was einen eigenthümlichen, bleibenden, vorzüglichen, wahren Werth hat; Allein, die Einbildungskraft der Menschen, die so gern der Vernunft vorgreift, erklärt sehr oft das für edel, was vorzüglich zu seyn scheint: denn, den Schein für die Sache zu nehmen, bleibt einmal der herrschende Gebrauch der Sterblichen, der der beliebten Geistesträgheit zu Gefallen geheiliget worden ist. So nennen wir diejenigen Steine und Metalle edel, die mehr schimmernden Glanz — obgleich an sich nicht mehr innern Werth, und für die Menschen weit weniger Nutzen haben, als Kiesel und Eisen; nennen die Men-

schen Edel und und Hochedel, welche zufälliger Weise in der bürgerlichen Gesellschaft auf einen höhern Platz gekommen sind und daher größer als ihre Mitbürger zu seyn scheinen. Lassen wir jenen Steinen und jenen Metallen und jenen Menschen ihre edeln Namen: wir verlieren dabei Nichts. Heiße doch edel, wer und was da will: wir wollen streben, edel zu seyn. Ist der Mensch unter allen Erdenwesen mit den größten Anlagen versehen; ist er unter allen Naturprodukten der höchsten Veredelung fähig; so muß auch wol ein Edler Mensch unter Allem, was nur auf der Erde zu finden ist, den größten Werth haben. Allerdings, wenn der Adel persönlich erworben und nicht von Vorfahren geerbt, noch für Geld gekauft ist; wenn er in Eigenschaften und Verdiensten und nicht in äußern willkührlich ertheilten Vorrechten besteht; wenn er sich nicht auf Stammbäume und Diplome, sondern auf Humanität und sittliche Würde gründet; so steht der veredelte Mensch unter Allem, was die Erde trägt, auf dem Ersten Platze; so ist auch wol die Bemühung, sich sittlich zu veredeln, das würdigste Studium, dem alle übrige Sorgen und Geschäffte dieses Erdenlebens müssen untergeordnet werden.

Und dieser Veredelung sind alle Geschlechter, alle Alter, alle Stände in gleichem Grade fähig. Der hinter dem Pfluge geht, kann eben so wohl ein edler Mensch seyn, als, der auf dem Throne sitzt: und der Jüngling kann nach dem Maße seiner Fähigkeiten eben so edel denken und in seinem Wirkungskreise eben so edel handeln, als der Mann, oder der Greis in dem Seinigen. Was sollte ihn hindern? — Um edler Gefühle theilhaftig zu werden, braucht man nicht groß und schön zu seyn: denn der Werth des Menschen klebt nicht am Leichnam. Um edel zu denken, braucht man nicht gelehrt zu seyn: denn, der Werth des Menschen beruht nicht auf seinem Wissen. Um edel zu handeln, braucht man nicht reich und vornehm zu seyn: denn der Werth unserer Handlungen kann nicht nach Gelde geschätzt werden und hat Nichts mit der Reihe gemein, in welche der Mensch durch's politische Loos etwa geschichtet wird. Sondern, was den Menschen edel macht, das sind edle Sitten: und diese producirt der gute Wille: ein Talent, dazu die Anlage keinem Sterblichen versagt ist.

70.

So lange als Menschen auf der Erde leben, streben sie auch nach Glückseligkeit. Auch meinen die Weisen unter den Menschen, daß das so seyn müsse; daß das Sehnen und Streben nach Glückseligkeit von der menschlichen Natur unzertrennlich sey; daß der Mensch bei Allem, was er thut, vor Allem andern auf sein eigenes Wohlbefinden Rücksicht nehmen müsse. Kaum ist der Mensch zum Bewußtseyn gekommen; so schafft er sich ein Bild von Wohlseyn, Vergnügen, Glückseligkeit. Dieses Bild mahlt er aus, so lange er lebt, nimmt weg und setzt zu, je nachdem seine Organe, seine Vorstellungen und seine Umstände sich ändern. Und dieses selbst gemahlte Bild, sucht er wirklich zu machen, so gut er die Mittel dazu aufbringen kann. Bei Manchem sieht's aus, wie ein Plan, dessen Theile nach den Regeln der Klugheit in einander verwebt sind. Bei Andern ist's blos eine Reihe Einfälle, die eben so wenig unter einander, als mit irgend einem vernünftigen Zwecke zusammenhängen. In dem Einen Falle so wohl als im Andern ist's die Triebfeder seiner Handlungen, der Mittelpunkt, um den sich die ganze Sphäre seiner Thätigkeit herum-

herum dreht. Darum sucht er seine Kräfte zu erhöhen und auszubilden; darum strebt er die Kräfte und Produkte der Natur kennen und brauchen zu lernen; darum verbindet er sich mit andern Menschen, in der Erwartung, daß sie ihre Glückseligkeit aufopfern werden, um die Seinige zu befördern; so wenig er auch dieses Opfer zu erwiedern gesonnen seyn mag; darum kauft er sich in Zünfte ein, tritt Religionsparteien und Staatsfaktionen bei, läßt sich in geheime Gesellschaften einweihen, legt Gelübde ab, und unterwirft sich strengen Observanzen; darum wünscht er das Vergangene zu erfahren und sucht das Zukünftige zu erforschen: Alles in der Hoffnung, Materialien zum Gebäude seiner Glückseligkeit zu finden; darum sieht man ihn mit Einer Hand säen und pflanzen und mit der Andern die Gewächse des Landes zerstören; darum wühlt er im Eingeweide der Erde und wagt sein Leben um ein schimmerndes Steinchen; darum schlachtet er Thiere und Menschen, weil er seinen Genuß um so Viel zu verlängern glaubt, als er den Ihrigen abkürzt; darum zieht er von Einem Orte zum Andern und bleibt in der Fremde das, was er in der Heimath war; darum überläßt er sich auf einem schwimmenden

Holze dem Winde und den Wellen und wagt das Ganze gegen einen kleinen Theil; darum läuft und sorgt und wacht und schwitzt und arbeitet er rastlos, immer in der Meinung, daß er dem Ziele seiner Wünsche mit jedem Tage näher komme. Und wir selbst; seit wenn stehen wir denn etwa auf der Höhe, von der wir — mit Lachen oder mit Bedauern — auf das Gewimmel der Glücksklienten herab blicken? — Ach, es ist kein Wunder, daß wir uns alle gewöhnt haben, das nachzuahmen und zu suchen, was wir von Kindes Beinen an sehen und empfehlen hören. Aber, wenn wir verständiger werden, so lasset uns die Augen öffnen und Acht haben auf dieses Streben und Leben der Menschen unter der Sonne und dann unsern Verstand aufrufen, daß er den Aufwand der Mühe mit dem Gewinne, und das Unternehmen mit dem Erfolge vergleiche. Diese Betrachtung wird ohne Zweifel für die künftige Einrichtung unsers Lebens lehrreich werden.

71.

Die Menschen haben nun so lange und so emsig, wie sie sagen, nach Glückseligkeit gestrebt; haben alle ihre Kräfte dazu aufgebothen; haben die Kräfte der ganzen Natur erforscht und angewandt; haben sich in große und kleine Gesellschaften verbunden, um einander zu helfen; haben selbst die Gottheit zu Hülfe gerufen, Jeder nach der Vorstellung, die er sich von ihr machte; thun das alles noch jetzt und zwar, wie es scheint, mit größerem Ernst und Eifer als jemahls: und doch sind sie, beim Lichte besehen, mit all ihrem Streben und Sorgen der Glückseligkeit noch nicht sehr nahe gekommen. Sie sind im Ganzen genommen heute um Wenig oder Nichts glückseliger, als sie vor tausend Jahren waren: und es würde schwer genug halten, auf der ganzen Erde einen einzigen Menschen zu finden, der nach innerem Gefühl und mit Ueberzeugung von sich sagt: Ich bin ganz glückselig! Krankheiten und Gebrechen sind noch immer so gewöhnlich als jemahls: wenn Einer zu Reichthum kommt, so werden Hunderte dafür arm: kümmernde Nahrungssorgen sind das allgemeine Loos der arbeitenden

Klasse; die Einschränkungen der Völker durch die Habsucht ihrer Beherrscher wird je länger je drückender: Alle, die eine Weile in der Welt gelebt haben, behaupten mit Uebereinstimmung, daß die Zeiten schlimmer werden und eine Menge der Menschen stirbt, ehe er noch einmal den Vorschmack der gewünschten Lebensglückseligkeit genossen hat. Also, ungeheure Kräfte aller Menschen-Generationen sind in ununterbrochener Thätigkeit gewesen und jetzt, nach vielen hundert oder tausend Jahren ist's noch zweifelhaft, ob sie vorwärts oder rückwärts gekommen sind! Ei! wozu hat denn nun alles Forschen, Streben, Ringen und Anstrengen gedient? Das Verhältniß der Wünsche und Bedürfniße zu den Befriedigungen bleibt Ein Mal, wie das Andere, und der ganze Unterschied zwischen alten und neuen Zeiten besteht darin, daß die Menschen meistentheils jetzt andere Güter wünschen und über andere Mängel klagen als ehemahls. Fürwahr, das ist eine auffallende Erscheinung für einen denkenden Menschen! Bei der Schwierigkeit sie zu erklären sind Einige auf den desperaten Gedanken gefallen: Es gebe auf dieser Erde gar keine Glückseligkeit: der Mensch könne und solle hier gar nicht glückselig werden. Aber,

um Gottes willen! für wen sind denn die Gegenstände des Genusses da? Wozu haben wir denn die Vorstellung von Glückseligkeit, wenn wir sie nie erlangen können? und den Trieb darnach, wenn er nie gestillet werden soll? — Ist der Mensch darum auf die Erde gesetzt, daß er sich sehnen und quälen soll, ohne jemahls gesättiget und beruhiget zu werden? daß er bis an die Lefzen im Wasser sitzen und doch für Durst verschmachten soll? — Andere meinen: die Glückseligkeit des Menschengeschlechts steige von Zeit zu Zeit, aber freilich nur sehr langsam. Wie? es werden also Jahrtausende erfordert, um einen kaum merklichen Schritt zu thun? Und, was haben die Elenden gethan, die in frühern Zeiten lebten, daß sie den Genuß des Guten den kommenden Geschlechtern überlassen sollen, an dessen Erwerb sie doch auch haben arbeiten helfen? Kurz, die Menschen scheinen wahrhaftig in diesem Punkte noch nicht recht zu wissen, woran sie sind. Aber, das ist beunruhigend und das Leugnen giebt so wenig Trost als die Hoffnung, daß es der Nachwelt besser gehen werde. Nein! Gottes und der menschlichen Vernunft würdiger ist die Meinung: Es giebt eine Glückseligkeit für die Menschen in die-

sem Erdenleben, die unserer Natur völlig angemessen ist und den, der sie erlangt, vollständig vergnügt. Der Mensch kann dazu gelangen: Der Weg dazu steht allen Sterblichen offen; aber, er ist schmal und Wenige sind, die ihn finden.

72.

Gleichwie es Menschen giebt, die darum nicht gefallen, weil sie schlechterdings gefallen wollen; welche das einzige rechte Mittel zu gefallen, die Natur, verfehlen und durch das, welches sie anwenden, die Kunst, die Nachahmung, die Affektation, ihre Absicht selbst geflissentlich hindern; Also kann man auch sagen, daß die Menschen, einzeln und im Ganzen genommen, darum nicht glückselig werden, weil sie durchaus glückselig werden wollen. Sie erlangen das, wornach sie streben, darum nicht, weil sie unmittelbar darnach streben: sie finden das, was sie suchen, darum nicht, weil sie es suchen. Was auch unsere politischen Menschenkenner sagen mögen: Das unmittelbare Streben nach Glückseligkeit gehört nicht zur Bestimmung des Menschen

in diesem Erdenleben. Das läßt sich durchaus beweisen, welche Art der Beweise man immer verlangen mag. Freilich hat der Mensch eine Vorstellung von Glückseligkeit; freilich fühlt er ein Verlangen zum Besitz und Genuß derselben zu kommen: auch hat er das Vermögen darnach zu streben und Anlagen zum Genuß: aber, aus dem Allen folgt doch wahrhaftig nicht, daß er bestimmt sey lebenslang nach dieser Glückseligkeit zu streben. Der Mensch hat auch eine Vorstellung vom Essen und Trinken; er fühlt ein Bedürfniß alle Tage Nahrungsmittel zu sich zu nehmen; der unbefriedigte Hunger und Durst thut so weh, als dem Unglücklichen fehlgeschlagene Wünsche thun; der Mensch findet auf der Erde Speise und Trank und an sich selbst das Vermögen und die Werkzeuge Speise und Trank in sich zu nehmen: aber, folgt nun etwa aus dem Allen, daß Eine der Hauptbestimmungen des Menschen in diesem Leben Essen und Trinken sey? — Wir mögen forschen und suchen in welcher Quelle der Erkenntniß wir wollen; so werden wir finden, daß die Güter, in deren Besitz und Genuß die Menschen sich glückselig schätzen, vom Zufalle abhängen, den sie durch alles Streben und Künsteln und Anstrengen doch

nie in ihre Gewalt bekommen werden; oder vielmehr von unabänderlichen Naturgesetzen, die die Menschen nicht so nach ihrer Konvenienz modeln und auslegen können, wie etwa ihre positiven; daß sich also die Befriedigung unserer Wünsche zwar hoffen und erwarten, aber nicht erjagen läßt. — Wie lange werden nun wol die Menschen den Götzen, den sie Glückseligkeit nennen, noch anbeten? Es giebt einen ganz andern Zweck, dessen Beförderung und Erreichung ganz ohne Zweifel in des Menschen Vermögen steht. In der Ueberzeugung, daß es meine Hauptbestimmung sey unmittelbar nach diesem zu streben, will ich alle meine Kräfte anwenden, um die wahre Gestalt der Dinge kennen zu lernen, damit ich nicht, wie Ulysses Gefährten, Sirenen für Nymphen ansehe. Ich will die Geschichte der Welt und die Geschichte des Tages studiren, um durch warnende Beispiele weiser zu werden und nicht bis ins Alter den Kindern gleich zu bleiben, die, weil sie Nichts vernünftigeres vorzunehmen wissen, sich Mühe geben einen Schatten zu haschen.

73.

Wenn wir Fehler begangen haben; — und das soll in dieser Sterblichkeit oft geschehen — so haben wir unter drei Maßregeln zu wählen, welche wir ergreifen wollen. Entweder wir leugnen sie; oder, wir entschuldigen sie; oder wir erkennen und verbessern sie. Leugne den Fehler, den du begangen hast! Das ist zwar die Erste Regel, welche uns die hochberühmten Lehrer der Weltklugheit geben, wenn sie uns zeigen wollen, wie der Mensch thöricht seyn und doch weise scheinen — wie er Unvernunft mit Glückseligkeit verbinden — wie er das Gesetz durch List verspotten könne; wie es mit Hülfe eines verschmitzten Kopfes möglich sey sich ohne Nachtheil für das, was man Ehre und Glück nennt, über Vernunft und Sittlichkeit weg zu setzen. Unter dem Ansehen dieser Lehrer wird denn auch die Fertigkeit begangene Fehler zu leugnen, Kindern sorgfältig beygebracht, so bald sie nur lallen können; wird in allen großen und kleinen Geschäfften der Menschen fleißig geübt; wird, so oft sie ihre Absicht erreicht, als ein Meisterstück eines göttlichen Verstandes gerühmt; dagegen, der Muth, die Wahr-

heit auch da, wo sie beschämend ist, zu gestehen, für einen ganz unzweydeutigen Beweis dummer Einfalt gelten muß. Allein, diese Geschicklichkeit zu leugnen ist kindisch: das ist das Gelindeste, was man davon sagen kann: denn, welcher reife Verstand wird sich erlauben, eine kleinere Thorheit durch eine Größere klug machen zu wollen? Jeder begangene Fehler zieht zweyerley Folgen, oder, wenn wir wollen, zweyerley Strafe nach sich: eine Natürliche und eine Willkührliche oder Positive. Die Letztere ist so zufällig, so vorübergehend, so unwichtig, daß es wahrhaftig die Mühe nicht lohnt sich durch eine Lüge davon zu befreyen. Die Natürliche können wir durch alles Leugnen doch nicht hindern. So wenig als der Schade an den Feldfrüchten ersetzt wird, wenn der Besitzer leugnet, daß sie vom Hagel getroffen worden seyn: und so wenig als der Kranke seinen Tod dadurch um eine Stunde aufhalten kann, daß er die Krankheit, die seinen Körper zerstöhrt, auf das hartnäkigste leugnet; eben so wenig kann ein Mensch das sittliche Uebel, welches auf jeden begangenen Fehler unausbleiblich folgt, durch sinnreiches Leugnen verhüten. Also, was wird denn nun durch's Leugnen eigentlich gewonnen, wenn

es gelingt? die Fertigkeit, der Allwissenheit Gottes und der Wachsamkeit seines eigenen Gewissens Hohn zu sprechen; die Unverschämtheit, das Zutrauen guter Menschen mit Verachtung wegzuwerfen; die Ehre, von den Kennern der feinsten Politik für einen abgefeimten Schalk gehalten zu werden; das kützelnde Bewußtseyn, kurzsichtige Menschen hintergangen zu haben. Das sind die ehrenvollen Preise, nach welchen der Leugner ringt. Wahrhaftig, ein Mensch, der diesen kühnen Fortschritt vom Schlimmen zum Schlimmern macht, kommt mir vor, wie ein Reisender, der auf einen Irrweg gerathen ist, und, so bald er das merkt, lieber auf seiner Verirrung geflissentlich beharren, lieber in unbekannten Gegenden sich allen Gefahren aussetzen, lieber den ganzen Zweck seiner Reise aufgeben, als auf den rechten Weg zurückkehren will.

74.

Sehr sinnreich sind die Menschen bisweilen in Erfindung der Vorwände, durch welche sie begangene Fehler zu entschuldigen denken; aber, die Mühe, die sie darauf wenden, ist immer schlecht angewandt: denn, sie verfehlen ihre Absicht durchaus. Vor andern Menschen brauche ich meine Fehler nicht zu entschuldigen: denn, als sittlich freier Mensch stehe ich vor ihrem Gerichte nicht: vor Gott und meinem Gewissen kann ich sie nicht entschuldigen: denn, vor diesen Gerichten gilt kein Sachwalter, als die Wahrheit. — Was nützen alle die gleißenden Farben, mit welchen wir unsere Schandflecke zu übertünchen suchen? Durch welche Kunst können wir das, was falsch ist, wahr — mit welchem Vorwande können wir das, was unrecht ist, recht machen? Mit eingebildetem Nothzwange nicht: denn, wo ist auf Erden die Gewalt, die mich zwingen könnte, dem anerkannten Vernunftgesetze entgegen zu handeln? Darum ist der Mensch frey, daß er soll Macht haben Gutes zu erwählen und Böses zu verwerfen: und — Schade um die Vernunft, die sich in dieser Freiheit nicht zu behaupten weiß.

Mit Verführung durch Beyspiel nicht: denn, das Beyspiel der Thoren ist für den Vernünftigen keine Regel. Die Gewohnheit, nur immer das zu thun, was man andere Leute thun sieht, ist selbst höchstfehlerhaft: und es ist fürwahr keine Weisheit, wenn man sich vornimmt, einen Fehler mit dem Andern zu entschuldigen. — Mit der unbezwinglichen Stärke der Leidenschaft nicht: denn, das ist gleich so Viel, als, wenn ein Kranker behaupten wollte: seine Krankheit wär' unvermeidlich gewesen, weil er ja seine unmäßige Freßbegierde nicht bändigen könnte. O Menschenvernunft, was bist du, wenn du glaubst, deine Schwäche hinter thierischen Begierden verstecken zu müssen? — Mit vorgeblicher guter Absicht nicht: denn, es ist eine schädliche Lehre: Lasset uns Böses thun, damit Gutes daraus erfolge! Zu geschweigen, daß die Folgen unserer Handlungen gar nicht in unserer Gewalt stehen; so zeigt es auch sehr wenig Achtung für's Gute an, wenn man sich erlaubt, gute Absichten durch schlechte Mittel zu schänden. Ja, es liegt in der Vorstellung, daß man eingestandene Fehler entschuldigen könne, ein barer Widerspruch, gleich der lächerlichen Ausflucht eines Angeklagten, der, durch ane-

kannte Handschrift überführt, seine Schuld einräumt und doch auch zu gleicher Zeit behauptet, daß er Nichts schuldig sey. Wo ich wirklich unschuldig bin, da ist meine Handlung kein Fehler; aber, von wirklich begangenen Fehlern ist die Schuld des Begehenden unzertrennlich: denn, unmöglich kann eine und eben dieselbe Rechnung zugleich falsch und auch recht seyn. Weiß der Mensch einmal, daß er, durch die Sinnlichkeit verleitet, in diesem Leben Fehler begehen kann; so ist's allein seiner Vernunft würdig, daß er aus allen Kräften strebt, ihrer so wenig als möglich zu begehen.

75.

Wenn die Vermeidung aller Fehler uns in diesem Erdenleben unmöglich ist, so ist das Einzige, was wir zu Verminderung dieses Uebels thun können, dieses, daß wir jeden begangenen Fehler erkennen und so bald als möglich zu verbessern suchen. Aber, was heißt das? Heißt es das, was schon geschehen ist,

ungeschehen machen? Das ist unmöglich! oder, heißt es das Versäumte nachhohlen? Das wäre gerade so Viel als, Eine Stunde zwey Mal leben: oder heißt es die Folgen unserer Thorheiten und Fehler hindern? Das steht durchaus nicht in unserer Gewalt: oder heißt es versprechen, diesen Fehler nie wieder zu begehen? Das ist vergeblich: denn, wo wirklich guter Wille ist, da bedarf's keines wörtlichen Versprechens: und, wo der Wille fehlt, da hilft auch das leere Versprechen Nichts. Es heißt dahin arbeiten, daß man sich der Thätigkeit aller seiner Gemüthskräfte und ihres Zusammenhangs mit den äußern Handlungen immer deutlicher bewußt werde, und sich also das wahre Verhältniß seines Willens zum Gesetze lebhaft vorstellen lerne. Wem also daran gelegen ist, daß nicht die Geschichte jedes verlebten Tages wie ein Verzeichniß begangener Thorheiten aussehen soll; wem daran gelegen ist, daß die nagende Bereuung und die übeln Folgen der sogenannten Jugendsünden nicht eine lange Reihe männlicher Jahre verbittere; wessen ernstlicher Wunsch es ist, daß die Vernunft so zeitig als möglich, die ihr gebührende Herrschaft über die Neigungen handhabe; der suche vor allen Din-

gen mit sich selbst, mit seinem eigenen Verstande und Herzen bekannt zu werden, der schärfe seinen innern Sinn und übe sich in der Kunst, seine geheimen Neigungen zu überraschen, ehe er sich von ihnen überraschen läßt: der studire Zweitens die Gesetze; nicht jene willkührlichen Gesetze der Machthaber, welche Eigennutz und Herrschsucht diktirt haben; sondern die göttlichen Gesetze der Vernunft, welche Jedermann verpflichten und überall anwendbar sind; der schaffe sich je eher je lieber die Fertigkeit an, alle Menschenhandlungen, seine eigene und fremde, nach dem Gesetze zu prüfen, das über sie gebiethet! Aber, wie ängstlich muß diese ununterbrochene Selbstbeobachtung — wie steif und einförmig ein Leben seyn, wo Alles nach dem Gesetze gehen soll, das ewig einerlei bleibt! Wer das im Ernste einwirft; der meint wol, daß süße Träume den Menschen glückseliger machen, als der Genuß bei wachenden Augen; daß der ruhiger lebe, der in die Fremde reiset und nicht wissen mag, was zu Hause vorgeht, als, der sein Haus und seine Habe in Obacht nimmt: der meint wohl, daß die Abweichung angenehmer sey als die Regel; daß der Mensch, der mit den Füßen schreibt und auf den Händen geht, ein leichteres Leben führe

und

und ein gefälligeres Ansehen habe, als ein Anderer, der der Natur folgt; daß ein thörichtes, regelloses und gesetzwidriges Leben vergnügter und schöner sey, als ein pflichtmäßiges? — Gott, öffne uns die Augen, daß wir sehen!

76.

Wenn wir des Morgens vom Schlafe erwachen; so sind wir heiter und frei, und, können wir anders die Fehler des gestrigen Tages vergessen; so ist Nichts geschickter uns zur Liebe des Schöpfers und zu unserer Pflicht aufzumuntern, als ein Blick in die Welt an einem so schönen, heitern, angenehmen Morgen, wie der heutige ist. Wir sehen die ganze Natur erquickt und lachend; und halb todt müßte der Mensch seyn, der sich in ihrer Mitte nicht zum Genuß, zur Dankbarkeit und zur Betrachtung gestimmt fühlte. Die Pflanzen stehen frisch und verkündigen die Alles schützende und nährende Liebe. Die blühenden Bäume und grünenden Wiesen stellen eine Pracht auf, in wel-

cher die Augen des denkenden Menschen das Sinnbild eines sehr reichen Wohlthäters erblicken. Der Vogel — singt oder schreit; und sein Ton klinge, wie er will; so ist er Ausdruck des Wohlbefindens und zeigt, daß er sich seines Lebens freue. Die Munterkeit aller Thiere verkündiget, daß sie in ihrer Art Gutes die Fülle genießen, wobey Keines ihrer Bedürfniße unbefriediget bleibt. Die Menschen, jung und alt, verlassen ohne Reue die Wohnungen des Winters, um die Ströhme der Frühlingswonne mit allen Sinnen zugleich einzusaugen; und der fleißige Landmann reget und rühret sich, um der Erde den Samen anzuvertrauen, den sie ihm bald mit reichem Wucher wieder zurück zu geben verspricht. Die Sonne schickt ihre erwärmenden und befruchtenden Stralen auf unsere Erde: sie ist das Werkzeug der göttlichen Lebenskraft, dessen Wirksamkeit nie einigen Abgang leidet. Felder und Gärten erschöpfen sich, um die nährenden Theile ihres Schooßes den Gewächsen mitzutheilen, die einst wieder Thiere und Menschen nähren sollen. Die ganze Erde ist mit den Reizen des Frühlings geschmückt und erscheint, wie eine fruchtbare Mutter, geschwängert mit dem Segen Gottes,

der das Herz des Menschen mit Hoffnung erfüllet und Allem, was lebet, wieder auf ein Jahr Nahrung und Freude verspricht. Dieß alles sehen und bemerken wir und freuen uns darüber, daß auch wir unsern Antheil an diesem mannichfaltigen Guten heute zu genießen und für die Zukunft uns zu versprechen haben. Aber, wir wollen weder blos einsaugen, wie die Pflanzen, ohne Vorstellung und Gefühl; noch blos verschlingen, wie die Thiere, ohne Begriffe vom Wesen und Unterschiede der Dinge; noch blos empfinden, wie die Kinder der Sinnlichkeit, ohne Nachdenken über Zweck und höhere Bestimmung; sondern bedenken, daß dieß alles nur Mittel sind zu Erhaltung des thierischen Lebens, als der Bedingung des menschlichen Erdenlebens; daß wir den Genuß des Schönen nur als Aufmunterung zum Streben nach Erkenntniß des Wahren und Ausübung des Guten annehmen sollen. Wir finden, als vernünftige Menschen, im Reichthume der Natur den Stoff, durch dessen Vorhaltung unser Verstand zur betrachtenden Thätigkeit gereizt — und die geliehenen Vorräthe, durch deren Gebrauch und Anwendung unsere sittliche Natur entwickelt werden soll. Auf diese Art kann und

wird die belebende Kraft der Frühlingssonne auch in uns die Keime der edleren Natur befruchten.

77.

Der Anfang jedes neuen Tages ist uns nicht nur darum erfreulich, weil wir damit die Erlaubniß erhalten, das Gute, das wir schon haben, noch ferner zu genießen, sondern auch, weil wir hoffen dürfen, daß mit der Verlängerung unseres Erdenlebens auch eine Vermehrung des Guten, dessen Genuß uns vergönnet ist, ein merkliches Wachsthum an Vollkommenheit, ein nicht unbedeutender Fortschritt zu Erreichung unserer höchsten Bestimmung verbunden seyn werde. Also jeder neue Tag ist für uns wahrer Gewinn an Glückseligkeit und sittlicher Fertigkeit, und wir haben Ursache sehr froh darüber zu seyn, daß wir den heutigen bessern Tag erlebt haben: denn, entweder, ich muß mich heute besser befinden und besser seyn als gestern, oder, ich muß Etwas an meiner

Schuldigkeit versäumt haben. Was ich gestern gelernt habe, das kann ich nun heute schon anwenden, schon als Grundlage zu neuen Kenntnissen benutzen; und was ich gestern Gutes gethan habe, das muß mir mein heutiges Bestreben, Gutes zu thun, schon sehr erleichtern. Die Erfahrungen des gestrigen Tages sind nicht mit dem Sonnenlichte verschwunden, sondern sind ein bleibendes Material, aus dem sich der geschäfftige Geist ein, an Vollständigkeit täglich zunehmendes Gebäude errichtet. — Was ich gestern gelitten habe, das ist nun heute schon überstanden und überstandenes Leiden bringt nicht nur Beruhigung; sondern stärkt auch den Muth, das ohne Zweifel noch bevorstehende zu erwarten. Habe ich gestern äußere Güter erworben; so müssen sie sich heute schon auf mehr als Eine Art verzinsen. Verlieren kann ich sie freilich auch wieder: und gesetzt, ich hätte heute weniger körperliche Kräfte, oder weniger Geld als gestern; so muß doch mein Geist heute geschickter seyn, diesen Verlust zu ertragen, als er vielleicht gestern gewesen seyn würde. Ja, wenn der Zustand des Menschen nicht blos in den Empfindungen des äußern Sinnes — und das Leben nicht blos in Bewegung der Körper-

theile besteht; so kann man wol sagen, daß der vergebens da gewesen ist, dessen Zustand nicht mit jedem Tage besser — dessen Leben nicht mit jedem Tage wirksamer und menschlicher wird. So bringt es die Einrichtung des weisen Weltschöpfers mit sich, und unsere Schuld ist es, wenn der Erfolg des menschlichen Lebens ihr nicht entspricht. Zugegeben also, daß die Verbesserung unseres Zustandes uns, als sinnlichen Menschen, nicht gleichgültig ist; so lasset uns nur bedenken, daß dieser Zustand durchaus von unsern Sitten abhängt, daß es folglich in unserer Gewalt steht, keinen Tag, auch den heutigen nicht, vorbey gehen zu lassen, ohne an demselben den Grund zu einer bessern Zukunft zu legen. Thun wir das; so werden wir jederzeit auf den verflossenen Theil unseres Lebens ohne Reue zurück und auf den noch bevorstehenden Theil mit freudiger Hoffnung voraus sehen.

78.

Zu dem vielen Guten, das wir der Natur abzulernen können, gehört auch die gute Haushaltung, welche auf der Universalregel beruht, daß man zu keinem Zwecke, weder mehr noch weniger Mittel anwenden soll, als zu vollständiger Erreichung desselben gerade nöthig ist. Die Natur ist so reich und dennoch würde ihr ganzes System über den Haufen fallen, wenn sie ein einziges Mal diese Regel überträte. Das wissen wir gewiß, ob wir gleich der Natur nicht nachrechnen können: — und wir, die wir so arm sind, sollten jenes Gesetz ohne merklichen Schaden übertreten dürfen? — Ach, man müßte den frohen Genuß nur in der Unbesonnenheit und die größte Last des Lebens in den Gesetzen finden, wenn man hier leichtsinnig denken und handeln wollte. Sprich nicht: „Ich habe noch „keine Haushaltung zu führen: denn, ich bin „arm und die Anwendung der wenigen Güter, „die ich mein nenne, hängt nicht von philoso„phischen Regeln, sondern von den Umständen „und vom Drange der jedesmaligen Bedürfnisse „ab!" — Als ob der Arme weniger verpflichtet wäre vernünftig zu handeln, als der Reiche!

Gewiß, die Stecknadel fordert so wohl eine zweckmäßige Anwendung als der Edelstein: und, wer nur etliche Groschen besitzt, hat eben so wohl Ursache gut damit Haus zu halten, als, wer sein Vermögen nach Tonnen Goldes berechnet. Als ob Geld und äußere Güter die einzigen Gegenstände der guten Haushaltung wären! Fürwahr, die Zeit, die wir uns kindisch zu vertreiben suchen, so wohl als die edelsten Gemüths- und Leibeskräfte, sind uns zu weisem Gebrauche gegeben. Als ob endlich das vernünftige Leben von Umständen abhängen dürfte und die Bedürfnisse der Sinnlichkeit dringender wären als die Pflicht! Nein, bei Gott! das Gesetz der Vernunft war eher und dauert länger, als alle deine Umstände und Bedürfnisse. Die Kunst, das rechte Verhältniß des Mittels zum Zwecke zu berechnen, ist in Wahrheit die größte und wichtigste Kunst des Lebens, eine Kunst, mit der wir billig die ersten gefährlichen Versuche an Kleinigkeiten machen, damit wir schon eine Fertigkeit darin besitzen, wenn unsere Haushaltung einmal ins Große geht: eine Kunst, die sich viel leichter zu einer Zeit lernt, da wir noch große Vortheile von ihrer Ausübung zu hoffen haben, als späterhin, wenn uns Nichts weiter

übrig ist, als, das Versäumniß derselben im Gefühl des Schadens, den es uns zuzog, zu bereuen. Niemand hat mehr Ursache sich der guten Haushaltung zu befleißigen, als der Jüngling: denn Niemand hat Mehr zu verlieren, als er. Nur Schade ist's, daß die Meisten schon Bankeroute machen, ehe sie noch das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben; daß sie, gleich den leichtsinnigen Schwelgern, die Nothwendigkeit der guten Haushaltung mit Zeit und Kräften erst alsdenn einsehen, wenn das Meiste und Beßte schon verschwendet ist. O, lasset uns werben und sparen, weil es noch Zeit ist!

79.

Der Mensch lebt gewissermaßen auf eine doppelte Art. Sein sinnliches Leben ist Genuß und sein sittliches Leben ist Thätigkeit. Gewiß ist's, daß Beide zur Bestimmung des Menschen gehören, so lange er hier auf dieser Erde athmet und Brodt isset: denn, wozu wären ihm die Anlagen gegeben, wenn er nicht Ge-

brauch davon machen sollte? Gewiß, daß der sinnliche Genuß nicht nur erlaubt, sondern auch eben so wohl Pflicht des Menschen zu nennen ist, als die sittliche Thätigkeit. Aber, das scheint den Sterblichen minder ausgemacht zu seyn, ob ihrer Natur der Genuß um der Thätigkeit willen, oder die Thätigkeit um des Genusses willen gegeben sey? — Es giebt Einige, welche früh aufstehen und spät zu Bette gehen, und alle ihre Kräfte in emsige Thätigkeit setzen; aber Warum? — Um viel Mittel zu erwerben, dadurch sie ihren Trieb nach sinnlichem Genuß befriedigen können: welche rastlos nach Erkenntniß streben und die Fertigkeit ihrer Verstandeskräfte immer zu erhöhen suchen: — um sich dadurch den Weg zu einem genußvollen Leben zu bahnen; welche nicht nur bürgerlich gerecht, sondern auch sittlich gut zu handeln beflissen sind; weil sie das für den sichersten Weg halten, im ruhigen Genuß des Guten zu bleiben, das sie entweder schon haben, oder noch zu erwerben gedenken: welche aber der Arbeit und des Wahrheitsuchens und des Tugendfleißes überdrüßig werden, so bald sie merken, daß diese Bemühungen auf ihren Genuß keinen vortheilhaften Einfluß mehr haben; welche in dem,

was sie frohen Lebensgenuß nennen, den allein wichtigen Gegenstand zu sehen meinen, auf welchen die Thätigkeit aller Menschenkräfte zu richten sey; welche also die angenehmen Gefühle für den Zweck, Weisheit und Tugend aber für die Mittel zu Beförderung und Erreichung desselben halten. Aber, heißt das nicht die Vernunft zur Dienerinn der Sinnlichkeit herabwürdigen? heißt das nicht die Meinung verrathen, daß der Schöpfer uns darum zu Menschen gemacht habe, damit wir desto ungestöhrter Thiere seyn können? Ist's nicht die natürliche Folge dieser Maxime, daß man das Mittel verwirft, so bald man bemerkt, daß durch das Entgegengesetzte der Zweck schneller und leichter erreicht wird? und, wenn wir an eine Fortdauer des Menschenlebens glauben; sollte wol der sinnliche Genuß oder die sittliche Thätigkeit auf das künftige Leben mehr Einfluß haben? — Der größte Theil der Menschen entschlägt sich freilich solcher Betrachtungen, aus dem Vorurtheile, daß der Gegenstand nur zu den Spitzfindigkeiten der Schule gehöre; daß im Leben Nichts darauf ankomme. Aber, das ist falsch. Die Geschäffte des einzelnen Menschen so wohl als der Staaten, ja das, was man den Geist des Zeit-

alters nennt und der ganze Weltgang: Alles muß eine verschiedene Richtung bekommen, je nachdem es von dem Einen, oder von dem Andern Princip ausgeht. Wenn wir uns also mit dem Nachdenken über solche Fragen ernstlich beschäfftigen; dann sind wir gewiß auf gutem Wege.

80.

Einer sagt: Lasset uns arbeiten, damit wir zu essen und zu trinken haben: lasset uns fleißig seyn, damit wir ungestört ruhen können: lasset uns unsere Kräfte anstrengen, damit wir bei dem Vergnügen süße Erholung finden: lasset uns dem Vaterlande dienen, damit wir versorgt und hervor gezogen werden: lasset uns gut und gerecht seyn, damit wir in Zeit und Ewigkeit dafür belohnt werden. Der Andere spricht: Lasset uns essen und trinken, damit wir arbeiten können: lasset uns ruhen, damit wir hernach emsig und fleißig seyn können: lasset uns im Vergnügen Erhohlung suchen, damit wir

hernach wieder unsere Kräfte anstrengen können: lasset uns nach einer Anstellung streben, nach einem Platze, auf welchem wir mit unsern Kräften dem Vaterlande nützliche Dienste leisten können: lasset uns die guten Folgen, die wir ietzt erfahren und künftig hoffen, für Aufmunterung zum eifrigern Streben und zur strengeren Thätigkeit annehmen! — Da hören wir nun zwei ganz entgegen gesetzte Meinungen. Was der Eine zum Zwecke macht; das macht der Andere zum Mittel, und umgekehrt. Welcher Parthei wollen wir nun beitreten? — Die erste Meinung ist die Herrschende. Wenige kennen einen andern Bewegungsgrund zum Fleiße und zur Sittsamkeit, als einzuerndende Vortheile. Die Verbindungen der Menschen zu Gesellschaften: wer verlangt Etwas anderes davon, als Erleichterung des Erwerbs und Sicherung des Genusses? und selbst viele Glaubenssysteme würden den größten Theil ihrer Bekenner verlieren, wenn man ihnen den höchsten Zielpunkt, den Genuß großer Glückseligkeit, aus den Augen rückte. Eben darum ist es schwer zu behaupten, daß der Genuß der Thätigkeit untergeordnet seyn müsse, ohne zugleich dem größten Theile der Menschen geradezu ins Auge zu schlagen:

schwer, sich vorzunehmen: ich will essen, um zu leben, und geniessen, um thätig zu seyn; wenn man sich nicht zugleich entschliessen will ein Sonderling zu werden und sich dem Spotte des grossen Haufens blos zu stellen. Wie? würde es heissen: Du willst wol klüger seyn als unsere lieben Alten, die Staaten gegründet, Religionen gestiftet und wissenschaftliche Systeme gebaut haben? — Doch, was schwer ist, das ist darum der Vernunft nicht unmöglich. Wir sind freilich Glieder einer Gesellschaft; aber, wir haben doch auch Jeder selbst einen Kopf. Wir brauchen uns auch nicht den Schmarotzer-Pflanzen gleich zu stellen, die nur so lange leben und sich halten können, als sie sich an grössere Stämme anschmiegen. Unsere Selbstständigkeit fordert von uns, daß wir nicht lebenslang nachbeten, sondern je eher je lieber selbst denken, nicht ewig nachahmen, sondern endlich einmal nach eigener Erkenntniß handeln. Und, wenn wir gleich nicht nöthig haben, immer mit den irrenden Menschen in offener Fehde zu leben; so dürfen wir doch auch Wahrheit und Pflicht nicht dem herrschenden Sinne und der herrschenden Sitte aufopfern. Lasset uns Muth fassen; bedenken, daß Leben nicht blos Genies-

sen, sondern hauptsächlich Handeln heißt. Lasset uns der göttlichen Ordnung folgen, welche will, daß der Leib Werzeug der Seele, die Sinnlichkeit Weg der Erkenntniß und die Lust Aufmunterung, nicht Bewegungsgrund, zur Pflicht seyn soll. Lasset uns über dem Gefühl des Angenehmen die Erkenntniß des Wahren und die Ausübung des Guten nie vergessen! Lasset uns Menschen seyn!

81.

Wenn man von den gewöhnlichen Menschen sagt, daß sie Dieses **wollen** und Jenes **nicht wollen**; so drückt man sich eigentlich ganz unrichtig aus. Die Meisten wollen gar Nichts, sie begehren blos: denn, der Menschen die einen Willen haben, sind äußerst Wenig. Wille setzt ja Vernunft voraus: und die Vernunft hat bey dem Menschengeschlechte das Schicksal eines guten, edlen Samenkorns, das zwar in die Erde gelegt ist, aber dessen Entwickelung und Wachsthum durch die Menge des schnell aufschießen-

den Unkrauts erstickt wird, wenn es kaum gekeimt hat. — Aber, sie handeln doch, die Menschen: wie könnten sie handeln, wenn sie nicht wollten? — Ei! diese Handlungen sind nicht Produkte eines freien Willens, nicht Resultate vernünftiger Entschließungen; sondern, sie folgen auf einander, wie die Punkte einer Linie, die von fremder Hand, meist ohne Zuthun der Handelnden gezogen worden ist. Man kann sagen: ihre Handlungen gleichen einer Reihe Bäume, die von der Hand der Gewohnheit, oder durch die Macht der Beispiele und der herrschenden Meinungen, oder durch die Autorität der Erzieher gepflanzt worden sind, und die nun weiter keine Veränderung leiden, als, daß sie von Zeit zu Zeit größer wachsen, Früchte tragen, wie es ihre Natur nun so mit sich bringt und endlich so stark werden und so fest einwurzeln, daß keine Gewalt groß genug ist, um sie zu beugen, oder auszurotten. Doch, um nicht immer in Blumen zu reden: Bei einem großen Theile der Menschen wird die Folge ihrer Handlungen durch Gewohnheit und Herkommen bestimmt. „Wie ich's „einmal gewohnt bin, so handele ich: Was bis„her geschehen ist, das soll auch künftig geschehen:

hen: „Wie's lange gewesen ist; so muß es blei-
ben!" — Das und ähnliche Sprüche sind die Ma-
ximen, aus denen ihre Sittenlehre zusammenge-
setzt ist. Bequem mag sie wol seyn; aber, sie
verräth auch keine Spur eines vernünftigen
Willens. Sie hat blos das Verdienst eines
wohl unterhaltenen Mechanismus, vermöge
dessen die zweite Bewegung auf die Erste folgt,
heute wie gestern, und, wenn das Triebwerk
nicht wandelbar wird, auch noch in zwanzig
Jahren, wie heute und gestern; ohne daß die
Maschine selbst weiß, wie Kräfte und Wirkun-
gen eigentlich zusammenhängen. Ein solcher
Gewohnheitsmensch kann nicht sagen: ich will,
weil ich soll: sondern Jede seiner Handlungen
erfolgt aus keinem andern Grunde, als, weil
sie gerade an der Reihe ist. Nein! das ist kein
Menschenleben: denn, wodurch unterscheidet
sich sonst das Menschenleben vom Thierleben,
wenn's nicht durch das Vermögen ist, nach
selbst erkannten Grundsätzen mit klarem Be-
wußtseyn zu handeln? — Diesen Unterschied
soll man an unserer Handlungsweise nie vermis-
sen. Die Verzichtleistung auf gesellschaftliche
Vorrechte mag wol Bescheidenheit seyn; aber

die Verachtung menschlicher Vorzüge ist Niederträchtigkeit.

82.

Die Beispiele Anderer gehören auch zu den Gängelbändern, wodurch die Handlungen vieler Menschen geleitet werden; ja, sie herrschen über Manchen so gewaltig, daß er es für ehrenvoller hält mit tausend Thoren Thor, als unter tausend Thoren der einzige Kluge zu seyn. Die Furcht, ein Sonderling genannt zu werden; die ängstliche Frage: Was werden die Leute von mir sprechen, wenn ich mich auszeichne? Die Schande, roth zu erscheinen, wo Andere blau, oder gar schwarz gehen; diese Besorgnisse treiben oder hemmen ihn weit mächtiger, als die Furcht seine Menschenwürde zu verlieren. Sehet da eine Art Menschen, die auch keinen vernünftigen Willen hat. Sie gleichen den Thieren, welche herdenweis den ersten Zweien oder Dreien nachlaufen, ohne zu ahnden, wohin? Sie wissen in keinem Falle,

was sie machen sollen, wenn sie nicht Einen haben, der es ihnen vormacht: sie lernen nimmermehr den Weg kennen, sondern bleiben lebenslang blinde Nachtreter. So lange wir Kinder sind, werden wir freilich nur durch unsere Neigungen, und, wo diese Nichts gelten sollen, durch die Beispiele der Größern bestimmt: daher unsere Erzieher uns fleißig ermahnen Alles so zu machen, wie wir es verständige Leute machen sehen. Aber, wer das für Regel auf Lebenszeit annimmt und nicht begreift, daß die Nachahmung so früh als möglich der eigenen Ueberlegung Platz machen muß; der legt eben dadurch das armselige Geständniß ab, daß er zeitlebens ein Kind bleiben will. — Die Beispiele anderer Menschen sind allerdings von sittlicher Brauchbarkeit, und, wer sie nicht beobachtet, der bringt sich selbst um beträchtliche Vortheile. Sie erinnern uns stillschweigend an unsere Pflicht und warnen uns laut vor Verletzung derselben. Sie muntern uns auf zur Nacheiferung im Guten und schrecken uns ab vor dem, was des vernünftigen Menschen nicht würdig ist. Sie geben uns manchen Stoff zum Vergleichen und Schätzen und Nachdenken und reichlichen Anlaß, unsere Grundsätze

immer sorgfältiger zu prüfen und genauer zu bestimmen. Aber vorschreiben, was wir zu thun oder nicht zu thun haben; Muster seyn, die wir blindlings nachahmen; unsern Willen fesseln und jede vernünftige Entschließung hindern: — nein, bei Gott! das sollen sie nicht. Dafür haben wir Vernunft und kennen Gesetze, daß wir nicht den Vögeln gleich seyn sollen, die Nichts weiter singen können, als, was ihnen vorgesungen wird, noch den Affen, die zwar die Bewegungen des menschlichen Körpers nachahmen, aber sich nicht zu rathen wissen, so bald eigene Begriffe und Absichten erfordert werden. Was die Gesetze fordern, das thun wir, ohne darnach zu fragen, ob's neben uns Alle thun; oder ob's Keiner thut. Ich will Niemandes Richter seyn; aber auch Niemandes Sklav. Die Beispiele meiner Lebensgefährten sollen mich erfreuen, wenn sie gut sind; aber, die Freiheit meines Willens sollen sie mir nicht rauben.

83.

Kinder haben freilich keinen eigenen Willen: denn, sie haben noch nicht den Gebrauch der Vernunft, ohne welchen kein Wille denkbar ist. Sie bedürfen daher, daß man ihnen sage: was recht und gut und anständig ist; daß man sie lehre, weise, leite: und dem Verstande der Kinder bringt's Ehre, wenn sie thun, was ihnen von Aeltern und Verständigern geheißen ist. Aber, lebenslang kann das nicht so bleiben. Nein! darum werden Kinder geführt, daß sie selbst sollen gehen lernen: darum werden ihnen Gedanken mitgetheilt, daß sie selbst sollen denken lernen: darum werden ihnen Vorschriften gegeben, daß sie endlich keine Vorschriften mehr brauchen sollen. Und, wenn man die Kinder vor eigenwilligem Starrsinne warnt; so soll damit nicht die Entwickelung ihres eigenen freien Willens, sondern nur die Widerspenstigkeit ihrer Neigungen gegen den gesetzlichen Willen ihrer Vorgesetzten verhütet werden. Wer nun aber diese Ordnung verkennt und wähnt, daß er sich zeitlebens auf die Urtheile und Sprüche seiner Lehrer und Erzieher berufen müsse; wer da glaubt darum zu lernen, daß er nie denken

dürfe; der zeigt eben dadurch, daß er auch keinen vernünftigen Willen hat; der gleicht dem trägen Körper, welcher sich nicht eher bewegt, als bis ein anderer Körper ihn durch einen Stoß in Bewegung setzt, oder dem lockern Gesthürme, das nirgends Haltung hat, wo es nicht eine Stütze findet, an die es sich lehnen kann. Ja, Schande ist's für den reifenden Verstand, wenn er von seinen Urtheilen und Handlungen gar keinen Grund anzugeben weiß, außer dem alten pythagoräischen: Der Meister hat's gesagt. Der blinde Glaube ist eben so vernunftwidrig, als die blinde Nachahmung: die Autoritäten mögen wol in Gesellschaften, die regiert werden müssen, am rechten Platze stehen, mögen auch in der Geschichte Achtung verdienen, wo es um glaubwürdige Zeugnisse zu thun ist: aber, im sittlichen Menschenleben gelten sie Nichts und ein falscher Satz wird dadurch, daß ein vornehmer oder berühmter Mann ihn gesagt hat, nicht wahr. Es ist wol ein großer Vortheil für uns, daß wir die Urtheile verständiger Menschen erfahren und die Mühe ist nützlich, die wir uns geben, die Meinungen Anderer anzuhören, zu vergleichen, zu prüfen; aber, man muß in Wahrheit sehr arm

an Geiste seyn, um sie ungeprüft als Regeln seines Denkens und Verhaltens anzunehmen. Auch sie sind Nichts weiter, als Material, dem unser eigener Verstand erst eine brauchbare Form geben muß: wo nicht; so gleichen unsere Meinungs-Aggregate und unsere Handlungsreihen der Kleidung eines Bettlers, aus Stücken zusammen gesetzt, deren Jegliches für einen andern Körper gemacht war. Es war einmal eine Zeit, wo gewisse Leute behaupteten, daß sie von Gott zu Vormündern der menschlichen Vernunft bestellt wären und daher verlangten, daß durch ihre Autorität alles weitere Nachdenken unnütz gemacht werden sollte. Aber, die menschliche Vernunft wird doch endlich auch einmal mündig werden!!

84.

Dem Menschen, der in der Welt thätig seyn, nicht blos zehren, sondern auch schaffen will, ist es nöthig, daß er zu aller Zeit seinen wahren Wirkungskreis kenne. Ehe er

sich mit der Frage: Was soll ich thun? ernstlich beschäfftigen kann, muß eine Andere beantwortet seyn: Was kann ich thun? Wie weit erstreckt sich meine physische, bürgerliche, ökonomische Macht? Darauf antworten uns nun wol die Kenner der menschlichen Natur, indem sie uns die Kräfte derselben aufzählen und genau verzeichnen: Was? und Wieviel? sie damit ausrichten kann. Allein, mit diesen Allgemeinheiten darf sich Niemand begnügen. Freilich haben alle Menschen in der Regel zwei Augen; aber, es sieht doch Einer weiter als der Andere. Alle Menschen haben Füße; aber, sie laufen nicht Alle gleich schnell: und alle Menschen haben Köpfe; aber sie sind wahrhaftig sehr verschieden gebildet und gerichtet. Es ist mir also gar nicht genug zu wissen, was der Mensch thun kann; sondern, ich muß genau wissen, was ich Mensch thun kann: ich, nach meinem Geschlechte, in meinem Alter, bei meinen Fähigkeiten und bereits erlangten Fertigkeiten, vor den Gewohnheiten und Neigungen, die bereits herrschend bei mir geworden sind, in dem Lande oder in der Stadt, da ich lebe, in der Gesellschaft, deren Glied ich bin, auf dem Platze, der mir angewiesen ist, unter den Um-

ständen, die meine gegenwärtige Lage bestim-
men? — Sind die Gränzen des Wirkungskrei-
ses für jeden Menschen auf diese Art bezogen;
dann wird es so schwer nicht seyn, für Jeden
auch eine individuelle Sittenlehre zu geben.
Dann wird man wol leicht einsehen, daß es für
Kinder nicht interessant seyn kann, das rechte
Verhalten der Ehegatten zu studiren; daß es
unnütz sey den Sklaven die Pflichten der Könige
einzuschärfen; daß es wenig Erbauung schaffen
könne, wenn man dem Blinden eine Strafpre-
digt über die verbothene Augenlust hält und daß
es ganz unnöthig sey dem Gefesselten das Sprin-
gen zu verbiethen. Was ich nicht thun kann,
das braucht mir weder befohlen noch verbothen zu
werden: Beides ist vergeblich! Hieraus läßt sich
nun wol leicht begreifen, wie trüglich die Rech-
nung mancher klugen Leute sey, welche den so
genannten Staatszweck ohne Hülfe der Men-
schenbildung, blos durch die Gewalt der Regie-
rung zu erreichen denken: denn, meinen sie,
Karren schieben und Steuern geben können wol
auch ungebildete Menschen; welche wähnen:
Regieren heiße weiter Nichts, als, bei Strafe
der Execution befehlen, ohne zu untersuchen,
ob die Unterthanen auch vermögend seyn das

Befohlne zu leisten; welche sich begnügen, allgemeine Gesetze zu geben, ob schon die Menschen, die darnach leben sollen, weder ihre Kräfte kennen, noch das Vermögen besitzen, jene Gesetze auf ihre Handlungen richtig anzuwenden. Niemand kann über sein Vermögen verpflichtet werden. Was würde es also nützen, wenn man uns gleich befehlen wollte in den Mond zu steigen?

85.

Kennest du aber deinen Wirkungskreis, o Sterblicher, dann sollst du suchen ihn auszufüllen, nicht aber, ihn muthwilliger Weise zu verengen. Deine Kräfte sind der sichere Maßstab deiner Pflichten; das heißt: Du bist verbunden, alle deine Kräfte in ihrer ganzen Stärke und in der Richtung, die die Gesetze vorschreiben, in Thätigkeit zu setzen. Es ist eine gottlose Maxime, wenn manche Leute sagen: Wer Viel lernt, der muß Viel thun: Um also nicht Viel thun zu dürfen, will ich lieber nicht

Viel lernen; will meine Menschenkräfte lieber unentwickelt und unausgebildet lassen; will das Pfund, das mir anvertrauet ist, nicht auf Wucher thun, will's lieber vergraben. Wer so denkt und lebt; der handelt nicht nur wider seine Pflicht, sondern auch wider seinen eignen Vortheil: denn, er verschließt sich selbst eine Menge Wege, die ihn zu dem führen könnten, was die Menschen Glückseligkeit nennen. Was würde man von einem Landwirthe halten, der hundert Morgen Acker besitzt; aber, anstatt sie zu bauen, nur hier und da eine Bohne hin steckt? — oder von einem Studirenden, der, anstatt seine Gemüthskräfte zu üben, nur Tag für Tag die Wörter fremder Sprachen lernt? — oder von einem Kaufmanne, der, anstatt ein Waarenlager zu halten, nur immer heute so Viel einkauft, als er morgen wieder zu verkaufen denkt? — Aber, so sind manche Menschen; drehen sich auf einem kleinen engen Plätzchen herum, wenn ihnen gleich das halbe Land offen steht; rühren und regen sich nicht und schreien hernach, wie die Kinder, wenn ihnen Gott nicht alles Gute, das sie gern haben möchten, im Schlafe beschert. Was Ein Mensch thun kann, scheint im Verhältniß zur Vollkommen-

heit seiner Natur und zur Glückseligkeit des Menschengeschlechts ohnehin sehr Wenig zu seyn. Dieses Wenige wird durch Kürze der Lebenszeit, Widerstand anderer Menschen und zufällige Hinderniße noch vermindert. Wollen wir nun, ausser diesen unvermeidlichen Einschränkungen, die Gränzpfähle unsers Wirkungskreises noch unnöthiger Weise weiter zurück stecken; so gleicht unser Leben gar dem Zustande einer Raupe, die sich eingesponnen hat und Nichts weiter thut, als, daß sie sich innerhalb ihrer Puppe bewegt. Im bürgerlichen Leben ist allerdings Jedem sein Zirkel angewiesen, dessen Gränzen er nicht leicht überschreiten kann, ohne Andern Eintrag zu thun; aber, im sittlichen Leben kann unser Wirkungskreis nie zu groß werden; daher wir lebenslang an dessen Erweiterung zu arbeiten, als Menschen verpflichtet sind. So wie unsere Vermögen dem Grade nach zunehmen, muß auch ihre Wirksamkeit sich weiter erstrecken. Ja! das Sinnbild unserer Thätigkeit seyn die Ringe auf der Oberfläche eines stillen Wassers, die durch Bewegung entstehen und sich vom Mittelpunkte aus, auf allen Seiten gleich weit ausdehnen. Zum Fleiße ward das Leben vom Schöpfer uns gegeben

und nicht zu träger Rast. Dem Fleiße nur folgt Segen, wie Fruchtbarkeit dem Regen: ohne ihn sind wir uns selbst zur Last!

86.

Wäre die Tugend ein äußerliches Ehrenzeichen, womit man prahlen könnte, wie mit einem Ordenssterne; oder ein Erwerbszweig, wodurch Jeder, der sich damit befaßt, Kapitale sammeln könnte; Gewährte sie ein angenehmes Schauspiel für die Augen; oder einen Kitzel für die Zunge, oder sonst einen süßen Genuß für die äußern Sinne; was gilt's, die Menschen würden eben so blind und gierig der Tugend nachlaufen, als wie sie jetzt dem Range, dem Golde und der Wollust nachlaufen sehen. Aber, so ist die Tugend weiter Nichts, als ein Vorzug des Gemüths, der seine Inhaber öfter dem Hasse und der Verachtung, als der Ehrerbiethung und Bewunderung des großen Haufens aussetzt; der so viele Aufopferungen verlangt, daß ihre Verehrer weit mehr Hoffnung haben

dabei arm, als reich zu werden; der, anstatt die lüsternen Sinne zu vergnügen, ihnen Gesetze der Mäßigkeit vorschreibt und mit unnachläßlicher Strenge Gehorsam verlangt. Darum wird die Tugend wie ein Tyrann behandelt, dem man schmeichelt, so lange man sich von seiner Gnade Vortheil verspricht und auf den man Satyren macht, so bald man sein entbehren zu können glaubt. Darum hat sie das Schicksal einer unsichtbaren Gottheit, die von denjenigen Leuten am prächtigsten gelobt wird, die sie am wenigsten kennen; der man dient, so lange man sie zum Deckmantel oder zum Werkzeuge seiner eigenen Leidenschaften brauchen kann; der man aber den Dienst auffagt, so bald man einen Götzen mit mildern Händen zu finden glaubt; der ihre Priester nur darum Anhänger zu schaffen suchen, weil sie dadurch für sich ein Reich zu gründen denken: denn, für Menschen, die Alles auf Gewinn, auf Vortheil für das physische, sinnliche Leben berechnen, kann die Tugend durchaus keinen Werth behalten, so bald sie die traurige Entdeckung machen, daß sie durch die fleißigste Verehrung derselben ihre jährlichen Einkünfte auch nicht um einen Thaler vermehren können. Ja, Freunde, wer durch

die Tugend sein Glück in der Welt zu machen hofft, der kennt sie nicht und mißbraucht sie: und, wer sie euch als ein Mittel empfiehlt zu Ehren und Ansehen zu gelangen, wol gar Geld und Gut zu erwerben, der würdigt sie herab und täuscht euch so grob, wie ein Goldmacher. Sie gleicht nicht einer Jungfrau, die durch ihre Mitgift Liebhaber anlockt; sondern, sie will um ihres eigenen Werths willen geschätzt seyn: sie schreckt diejenigen zurück, die nur ihre Zeit bei ihr vertändeln wollen; aber, je näher man mit ihr bekannt wird, und je ernstlicher man sie verehrt, desto liebenswürdiger erscheint sie. Lästig dünkt sie denen, die die den ersten Versuch mit ihr machen; aber je anhaltender man sie übt, desto leichter wird sie. Opfer fordert sie allerdings, die nach der hier gangbaren Gütertaxe sehr theuer sind und den Menschen fast alles Vergnügens zu berauben scheinen; aber, wenn sie nur einmal gebracht sind; dann sieht der Tugendhafte bald ein, daß es nur leidige Mißbräuche waren, denen er entsagen mußte. Sie steht nicht im Dienste des wandelbaren Glücks, welches gewöhnlich Einem aufhängt, was es hundert Andern entzieht; sondern mit der strengsten Unpartheilichkeit

macht sie Jeden, der ihr treu bleibt, der Glückseligkeit würdig.

87.

„Die Kunst Menschen zu erziehen, ist unter „allen menschlichen Künsten die Erste und Wichtigste: denn, die Veredelung jedes andern „Naturprodukts gewinnt nur Mittel; aber, „wer den Menschen veredelt, der arbeitet unmittelbar für den höchsten und letzten Zweck. „Durch die Erziehung wird der Mensch das, „was er werden kann und soll. Sie leget früh „den Grund zu seiner sittlichen Würde und zu „seiner Glückseligkeit; sie entwickelt in ihm die „Vermögen, die seiner Natur eigen sind; sie „übt ihn in zweckmäßiger Thätigkeit und stellt „ihn endlich als einen sittlich guten und brauchbaren Menschen dar. Ist's nun nicht die Erziehung, der die Menschen ihre edelsten Vorzüge und ihr sittliches Leben zu verdanken haben?" — — Durch solche prächtige Worte zur Ehre der Erziehung, sucht man Diejenigen,

gen, denen dieses Geschäfft aufgetragen ist, über alle die Mühseligkeiten zu trösten, die sie dabei ausstehen müssen. Und das Erziehungsgeschäfft möchte ja diese Lobrede wol verdienen, wenn es nur ausgeübt würde. Aber, bis jetzt gehört es noch ins Reich der Ideale und der frommen Wünsche; und das, was man Erziehungsanstalten nennt, in Familien und Staaten, ist größtentheils weiter Nichts als Werkstätte, auf welchen ein gutes Material in eine schlechte Form gegossen wird. Noch streiten die Weisen darüber, was aus dem Menschen werden kann oder soll. Wir Andern modeln indessen die Kinder, so gut wir's gelernt haben: und da die große Streitsache über die wahre Bestimmung und Würde des Menschen noch nicht ausgemacht ist; so nimmt einstweilen jeder Erzieher sich selbst für das vollkommenste Muster und bemüht sich in seinen Zöglingen Menschen zu schaffen, die seinem Bilde ähnlich sind. Weiß also der große Weltregierer die Menschen nicht auf andern Wegen ihrem Zwecke näher zu bringen: durch unser Erziehungswesen, wie wir es bisher getrieben haben, geschieht's gewiß nicht. Wir lehren zwar und vermahnen Viel; wir befehlen und verbiethen und beloh-

nen und strafen und nennen das Erziehung: aber, die Beyspiele unseres Lebens erziehen eigentlich und sind mächtiger als Alles, was wir absichtlich für unsere Kinder thun. Daher müssen alle Generationen bekennen: Unsere Kinder werden das, was wir sind. Man möchte daher denen, die der Erziehung bedürfen, wol zurufen: Wartet nicht auf Erzieher: sie sollen erst noch gebohren werden: Verlasset euch nicht auf Lehrer; sie sind Menschen, die euch ihre Irrthümer, so wohl wie ihre Kenntnisse, und ihre Fehler so wohl wie ihr Gutes mittheilen. Wer nicht selbst an seiner Erziehung arbeitet, für den bezahlt man Unterricht und Aufsicht vergebens. Wer nicht den ernstlichen Willen hat sich zu bilden, der bleibt wol ungebildet, und, wenn ihm auch die Schätze der Gelehrsamkeit stromweis eingefüllt würden. Freilich thut der sachkundige und rechtschaffene Lehrer Mehr als der Unkundige und Saumselige; aber, der selbstthätige Verstand thut Mehr als Beide. Freilich soll der Erzieher weiser seyn, als der Zögling; aber die wirkende Vernunft geht über den Erzieher. Was also die Erziehung thun kann, das ist gute Saat; aber, eigener Fleiß giebt ihr erst das Gedeihen.

88.

Die Menschen denken sich einen Zustand, welchen sie Unabhängigkeit nennen und in demselben glauben sie die größte Glückseligkeit ihres Lebens zu finden. Denn, so mannichfaltig auch die Bilder der Glückseligkeit sind, welche die menschliche Phantasie mahlt; so kommen sie doch wol darin Alle überein, daß sie auf denselben Befriedigung ihrer Neigungen und sinnlichen Triebe sehen. Wenn nun, denken sie, diese Sättigung unserer Begierden blos von uns selbst und von unserm Belieben abhienge; wenn es uns völlig frei stünde, die Lustbringenden Gegenstände, so lange wir wollten, zu genieſsen; wenn auch nicht einmal der Ekel diesem Genusse Gränzen setzte; was müßte das nicht für ein herrliches Leben seyn! Darum wünschen sie diesen Zustand sehnlich; darum streben sie, alt und jung, Jeder nach der Art der Unabhängigkeit, bei der ihre herrschende Neigung sich freien Spielraum versprechen kann. Zwei Gegenstände kennen wir vornehmlich, von denen die Menschen abhängig sind, nemlich die Gesetze der Natur und der Wille anderer Menschen. Beide Arten der Abhängig-

keit sind ihnen lästig; daher wünschen und suchen sie sich davon zu befreien, so gut sie können. Aber, man möchte wol zu ihnen sagen: Ihr wisset nicht, was ihr wünscht: ihr verkennet eure wahren Verhältnisse und euern Zweck. Sehet ihr denn nicht, daß die Eine Art der Abhängigkeit wohlthätig und die Andere blos eingebildet ist? — Der Anfang, die Dauer und der Ausgang des menschlichen Lebens, die Erweiterung und Einschränkung seines körperlichen Wirkungskreises, die angenehmen Genüsse so wohl, als die widrigen oder schmerzhaften Gefühle des Körpers, ja selbst ein Theil seiner Erkenntnisse hängt von den Kräften der Natur ab. Das alles ist dem Menschen nicht recht: er wünscht über die Kräfte der Natur gebiethen zu können. Er wünscht Etwas unmögliches und, wenn's auch möglich wäre, ihm schädliches. Freilich khmmt's uns vor, als wenn wir zur Erhaltung und zur Annehmlichkeit unseres physischen Lebens durch eigene freie Handlungen Viel beitrügen: und warum, fällt dem Kurzsichtigen ein, sollte dieser freiwillige Beitrag nicht noch können erweitert werden? Aber, er bedenkt nicht, daß die Wirksamkeit unserer Kräfte durch die Gegenwirkung der Na-

turkräfte erst erweckt und unterhalten wird; daß also eine Menschennatur außer Verbindung mit der übrigen Natur gar nicht denkbar ist. Und, gesetzt, sie ließe sich denken: was würde aus dem Leben der Menschen werden, wenn die Leitung der Naturbegebenheiten in den Händen der Menschen stünde. So ist doch noch in Einem Theile unseres Lebens Ordnung und Festigkeit. Aber, wenn auch hier die so genannte freie Willkühr der Menschen vorwaltete; so würden Gesundheit, Wachsthum, Leben so gut ein Spiel der Launen und Einfälle seyn, wie unser bürgerlicher Zustand. Schon die Freiheit von den Gesetzen der Natur abzuweichen, in deren Besitz der Mensch wirklich ist; wird sie nicht auf alle Weise gemißbraucht? — O! lasset uns froh darüber seyn, daß wir von der Natur abhängig sind: wir stehen unter einer sehr gütigen und weisen Regierung.

89.

Die Gesetze der Natur sind göttlichen Ursprungs und ihnen unterworfen zu seyn, darf sich wol kein Sterblicher schämen. Aber, das ist ärgerlich, daß ein Mensch vom Andern abhängen soll, die doch an Anlagen und Rechten einander gleich sind. Wenn ich essen und trinken, aufstehen und zu Bette gehen, reisen und zu Hause bleiben, arbeiten und ruhen soll, nicht zu der Zeit, da ich es für gut befinde; sondern da's andere Menschen mir vorschreiben: wenn ich nicht so viel Güter haben und genießen soll, als die gütige Natur mir anbiethet, sondern nur so Viel als die geizigen Menschen mir lassen wollen: wenn ich wol gar genöthigt seyn soll, nur das zu wissen, was ältere Leute mich lehren wollen, und das zu glauben, was mächtigere Menschen zur Wahrheit gestempelt haben: Heißt das nicht mir alle Selbstthätigkeit untersagen und meine Vernunft in Fesseln legen? — Nein, Freund! Du irrest dich. Die Selbstthätigkeit kann dir nie untersagt — und deine Vernunft kann nie in Fesseln gelegt werden. Die Natur steht deinem Sinne immer offen — und, so lange du lebst, kann die Thätigkeit deines

Verstandes kein Sterblicher hemmen. Wenn du jedes Mal erkennest, so Viel dein Gesichtskreis dir verstattet — und deiner Erkenntniß gemäß Entschließungen fassest; so lebst du als Mensch, gesetzt auch, die Ausführung deiner Entschlüsse wäre dir unmöglich. So fern du also ein sittlich vernünftiges Wesen bist; so fern deine Vernunft wirklich selbstthätig ist, hängst du nicht von andern Menschen ab, sondern genießest der uneingeschränktesten Freiheit, die du nur immer für dieses Erdenleben verlangen kannst. Aber, so fern du ein sinnlicher Mensch bist und nach Glückseligkeit strebst; kannst du nicht von andern Menschen unabhängig seyn: denn, du lebst nicht allein auf der Erde und deine Nebenmenschen streben so gut nach Genuß wie du; haben so viel Recht zu genießen, wie du; sind nicht nur insgesamt, sondern auch zum Theil einzeln, stärker als du: Wie in aller Welt kannst du verlangen, daß sie Alle zurück treten und dir den Platz räumen sollen, auf welchem die genießbaren Güter den Sterblichen angebothen werden? Heißt das nicht so Viel als: Ich will allein haben, was die Natur für Alle zum gemeinschaftlichen Genusse bestimmt hat? — Die Sache im rechten Lichte

betrachtet, hängst du, Mensch, darin nicht so wohl von andern Menschen, als von deiner eigenen Sinnlichkeit ab, welche nur durchaus das begehrt, in dessen Besitz sich Andere vor dir gesetzt haben. Ja, ja! es steht dir frei nach dem zu trachten, was deinen Sinnen wohl thut; aber, dann widersprichst du dir, wenn du sagst: Ich will unabhängig seyn und hängst doch selbst das Herz an Güter, die du nur aus anderer Menschen Händen bekommen kannst. Was folgt daraus? Daß es bei dir selbst steht, wie abhängig du seyn willst; daß du immer in dem Grade unabhängiger wirst, als du die Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse den Gesetzen der Vernunft unterwerfen lernst. Der Sinnenmensch ist Knecht, so glücklich er auch sey: des Weisen edler Geist bleibt auch im Kerker frei.

90.

Wenn wir zwei Menschen, oder auch zwei Staaten mit einander kämpfen sehen; so sind wir freilich gewohnt zu fragen: auf wessen Seite das Recht sey? aber, man darf niemals

glauben, daß die Eine Parthei durchaus Recht und die Andere durchaus Unrecht habe; sondern, man kann Hundert Mal für Ein Mal annehmen, daß sie Beide Unrecht haben. Es ist nie der Streit der Vernunft mit den Leidenschaften, sondern immer der Streit Einer Leidenschaft mit der Andern. — Recht setzt ja Vernunft voraus; aber, die Vernunft behauptet ihre Rechte nie mit Gewalt, weder der Fäuste noch der Waffen, sondern blos durch Gründe. Sie sieht den wilden Streitern in Gelassenheit zu und wartet es ab, bis diese kaltblütig genug seyn werden, um ihre Gründe zu hören und anzuerkennen. So lange die Menschen die Erreichung ihrer Absichten weniger auf Gesetze als auf Kräfte berechnen; so lange sie durch Gewalt mehr als durch Liebe — durch Streit mehr als durch Vernunftgründe auszurichten glauben; so lange sie ihren Begierden das Recht und ihren Einbildungen die Wahrheit aufopfern; sind sie den ungezogenen Kindern gleich, denen der Genuß einer Leckerei mehr werth ist als alle versprochene Belohnungen der Enthaltsamkeit; die lieber einen kümmerlichen Bissen einander gewaltsam aus den Händen reißen, als die Fülle des Ueberfluß

ses liebreich aus den wohlthätigen Händen ihres Vaters empfangen wollen; die es besser finden bei Behauptung ihres Eigensinnes zu darben, als auf dem Wege der Ordnung und Folgsamkeit zu genießen. Die ewige Vernunft hat den Menschen für dieses Erdenleben einen Zweck bestimmt und es Allen möglich gemacht, ihn zu erreichen: denn, die Mittel dazu sind vollständig und reichlich da. Mithin könnten die Menschen nie nöthig haben, sich um diese Mittel zu zanken, zu raufen und zu würgen, wenn sie nicht lebenslang von einer eingebildeten Glückseligkeit träumten und vom Geiste der Habsucht besessen wären, die Mehr begehrt, als sie braucht, gleich dem blutdürstigen Thiere, das Mehr würgt, als es verzehren kann. Sollten den Menschen jemahls die Augen geöffnet werden, daß sie sähen; wollten sie jemahls begreifen, daß entbehrende Würdigkeit weit besser sey als unwürdiger Besitz: Mit Einem Worte: Könnten sich die Menschen jemahls zur Menschheit erheben; so würden sie der Glückseligkeit, die sie jetzt weder kennen noch besitzen, gewiß fähig und theilhaftig werden: und, was sie sich durch alles Ringen und Streiten nie verschaffen werden, das würden sie aus der Hand Gottes

willig und reichlich erhalten. Viele Kluge halten das für unmöglich. Es sey! Aber, was die Menschen nicht können; das kann der Mensch!

91.

Wir lassen uns lehren; gehen wenigstens an die Orte, wo gelehret wird: und, wenn man uns fragt: Warum? so antworten wir: Um zu lernen! Ist das Ernst; haben wir wirklich die Absicht unsere Erkenntniß zu erweitern und unsere Fertigkeiten zu erhöhen; so werden wir allezeit den Unterricht suchen, der unsern Fähigkeiten und wahren Bedürfnissen angemessen ist; so werden wir unser Gemüth in diejenige Stimmung und Fassung zu setzen suchen, die zum Aufmerken und Denken erfordert wird; so werden wir alle die Mittel redlich und emsig anwenden, ohne deren Gebrauch es unmöglich ist, den vorgesetzten Zweck zu erreichen; so werden wir von Zeit zu Zeit bei uns selbst berechnen, ob wir vorwärts oder rückwärts kommen; so werden wir in dem Bewußtseyn Fortschritte ge-

macht zu haben, Aufmunterung zu doppeltem Eifer finden: Dieses Bewußtseyn wird uns Muth machen, die äußere Einförmigkeit, welche von dem Leben eines Studirenden unzertrennlich ist, gern zu ertragen: und, welches bürgerliche Geschäfft uns auch in der Folge zu Theil werden mag; so werden wir es nie bereuen dürfen Kenntnisse erworben und unsere Geisteskräfte daran geübt zu haben; so werden wir überall finden, daß der Denkende und Geübte sich und Andern mehr Nutzen schafft, als der Ungebildete, der gedankenlos Melodien nachsingt, so wie er sie etwa vorsingen hört. — Ist es aber nicht dein ernstlicher Wille, o Jüngling! nach Erkenntniß und nützlicher Fertigkeit zu streben; bist du blos hier, um den Schein eines geschäfftigen Menschen zu haben; gehst du nur zu den Lehrern, weil deine Vorgesetzten es dir geheißen haben, oder, weil du Andere gehen siehst; sitzest du blos da, um die Zeit hinzubringen, einstweilen älter und größer zu werden und die günstigen Umstände abzuwarten, mit deren Hülfe du das Glück deines Lebens zu machen denkst; betrachtest du die Schule blos als ein Joch, welches dem Jünglinge von neidischen Alten aufgelegt wird,

damit er nicht zu lüstern, oder zu muthwillig werde; hältst du das Lerngeschäfft für einen willkührlich geforderten Frohndienst, für den man einst ein Amt, und mit dem Amte Brodt, als eine gnädige Belohnung, hoffen darf; unterwirfst du dich der harten Bedingung, nicht, weil du als freier Mensch willst, sondern, weil du als unterthäniger Gehorcher mußt; treibst du die Plackerei so weit du es nöthig findest, um ohne Ahndung durchzukommen; so geht der schönste Theil deines Lebens geradezu verloren; so gleicht deine Jugend einer tauben Blühte, welche abfällt, ohne daß sie den Ansatz zu einer Frucht zurückläßt; so untergiebst du dich lästigen Gesetzen, ohne den geringsten Vortheil davon zu haben; so gleichst du einem Irrenden, der zwar immer thut, als wenn er fortgienge, aber in der That selbst nicht weiß, wo er hin will. — Keiner von uns komme jemahls hierher ohne wahre Wißbegierde: und Keiner gehe von dannen, ohne sich eines Wachsthums an Erkenntniß und Geschicklichkeit bewußt zu seyn: so werden die Tage, die wir hier verleben, auch der heutige, Segen und Freude auf unsere kommenden Jahre bringen.

92.

Was Freude sey; wissen wir Alle und die schlechteste Belehrung über diesen Gegenstand würde wol diejenige seyn, die mit einer schulgerechten Beschreibung anfienge. Wer sie Ein Mal geschmeckt hat, wünscht sie sich täglich und stündlich wieder; aber die Kunst stets frölich zu seyn, gehört mit zu den Aufgaben der Weisen, von denen sie sich immer um so viel weiter zu entfernen scheinen, je ängstlicher sie sie suchen. Die Freude gehört mit zu dem Gefolge der allgemein angebeteten Glückseligkeit und täuscht ihre Verehrer so oft wie ihre Gebietherin. Wer sie sucht, findet sie selten; aber, wo man sie am wenigsten zu finden glaubt, da ströhmt sie am reichlichsten zu. Ohne Zweifel hat Gott den Samen der Freude sehr reichlich in unser Herz gelegt und in der Natur sind tausend Dinge, die ihn befruchten. Gleichwol ist die Freude unter den Menschen Etwas seltenes. Des Seufzens und Klagens, der Unzufriedenheit und des Mißvergnügens ist kein Ende; aber der fröhlichen Gesichter sieht man hier zu Lande wenig. — Woran mag das liegen? An der Kargheit des Gebers, oder am Unvermögen des Empfän-

gers? — Unter mehreren Ursachen scheinen mir folgende Drei sehr wirksam zu seyn. Erstlich: Die Menschen suchen die Quellen der Freude außer sich, die sie doch in sich haben müssen. Sie gehen vom Weine zum Spiele und vom Spiele zum Tanze und treiben sich so von einem Orte zum andern; wähnen die Freude bald den angeblich Geliebten aus dem Munde zu saugen, bald mit dem, was in den Schüsseln liegt, einzuschlingen. Wer in der Stadt nicht froh wird, der zieht auf's Land und denkt da umsonst zu bekommen, was er in der Stadt mit allem seinen Gelde nicht erkaufen kann; während daß der Landbewohner die Stadt sucht, um sich da die Langeweile, die ihn zu Hause plagt, im Schauspiele zu vertreiben. Am Ende findet Keiner, was er sucht: denn, sie bringen ihre eigene Stumpfheit überall mit hin. Wer gesund und hungrig ist; dem schmekken alle Speisen gut; aber, wer sich den Magen verderbt hat, dem eckelt vor Allem. Also auch, wer zur Freude gestimmt ist, der wird alle Stunden froh; aber, wer einmal verstimmt ist, der findet auf der Erde und im Himmel Nichts, das ihn erfreuen könnte. Unschuldige Kinder freuen sich über ein Geschäfft oder ein

Spiel, das der milzsüchtige Misanthrop für äuſserst langweilig hält. Dem Freunde der Natur ist der Aufgang der heitern Sonne ein höchsterfreulicher Anblick: der Freund des Luxus nennt's eine Alltagsbegebenheit und verschläft ihn. Das nüchterne Auge findet in den blühenden Bäumen ein erquickendes Schauspiel; dagegen der Leerkopf am schönsten Frühlingstage nach den Spielkarten fragt. Wenn also gleich für den Gefühllosen eine neue Welt geschaffen würde, so dürfte sie bald für ihn an Freude so leer seyn, wie die Alte: denn, wer einmal nicht genieſsen kann, der wird überall vergebens eingeladen. Ach, es ist doch Schade um die schönen Anlagen in der Menschennatur!

93.

Wer lange genieſsen will, muß mäßig genieſsen. Wo nicht, so stumpft er die Organe bei Zeiten ab und macht sich alles Genusses für die Zukunft unfähig. Ob wir gleich eben so wenig nach Zahl und Maß bestimmen können, wie

wie viel ein Mensch genießen darf, als, wie viel er thun kann; so ist es doch gewiß, daß der Empfänglichkeit unserer Natur eben so wohl als der Thätigkeit ihre Gränzen abgemessen sind und daß diese nie ohne schädlichen Einfluß auf's ganze Leben überschritten werden. Sehen wir doch, daß die Pflanze, so sehr sie auch nach Regen lechzt, durch Fäulniß an der Wurzel angegriffen wird, wenn die Näße zu groß ist; sehen wir doch, daß die Saite reißt, wenn sie zu stark gespannt wird und daß das schärfste Messer am ersten Scharten bekommt, wenn man Steine damit schneidet; sehen wir doch in allen Theilen der Natur, daß das Unmäßige — daß alles, was zuviel geschieht, schädlich ist, und nur die Menschennatur sollte ohne Maß genießen können und nicht dadurch leiden? — Nein! gewiß, was wir an Heftigkeit und Stärke zu gewinnen denken, das verlieren wir an der Dauer. Es ist wahr, die Kräfte der menschlichen Natur können Viel tragen; aber, durch jede Ueberspannung verlieren sie an Wirksamkeit und halten's in die Länge nicht aus. Der junge kraftvolle Mensch kann seiner Natur Etwas zumuthen; aber, übertreibt er es; so muß er sicherlich im Alter dafür büßen. Man sagt: die

Freude sey die Würze des Lebens, bestimmt, das Leben schmackhaft zu machen. Gut! aber, wer allzu stark würzt, dessen Geschmack wird stumpf und er kommt bald dahin, daß er Nichts in der Natur mehr wohlschmeckend findet. Eben so geht es Allen, die der Freude zu begierig nachjagen. Sie werden des Gewöhnlichen bald überdrüßig; sie verlangen immer stärkern, immer angreifendern Genuß, und, wenn sie erst recht anfangen sollten zu leben, sind sie schon so gefühllos, daß die Natur und die Kunst ihre Reize vergebens aufbiethen, um ihnen Freude zu machen. Wer heute zu gierig genießt, der empfindet morgen Ekel: und, wer sich in der Jugend zu viel freut, der bereitet sich ein freudenloses Alter. Wer im Ueberfluße sinnlicher Genüße aufgewachsen ist, der muß wenigstens im dreyßigsten Lebensjahre sterben, wenn ihm nicht die Welt eben so sehr als er der Welt zur Last werden soll. „Ich habe schon" — sprechen solche verabschiedete Wollustknechte, — „ich habe nun schon Alles g nossen, was die Erde schönes hat und bin aller der Vergnügungen so satt, daß die reichsten Könige sich vergebens bemühen würden, mir eine recht frohe Stunde zu machen," Helfe Gott diesen Elenden, wenn

er kann! Wir aber, Freunde, wollen uns zwar, als vernünftige Menschen, unseres Lebens freuen; aber nicht dabei die Lebenskraft erschöpfen!: zwar auf steigende Freuden des kommenden Alters hoffen; aber sie nicht voraus nehmen: zwar schöpfen aus den mannichfaltigen Quellen der Freude, die die gütige Hand Gottes für uns eröffnet hat; aber auch uns hüten, daß wir nicht das Gefäß zerbrechen!

94.

Der Gott, der den Menschen geschaffen hat, ist auch Schöpfer der Natur, die so viel Erfreuliches für den Menschen hervor bringt. Es ist also gewiß seine Absicht, daß wir genießen sollen; aber daß wir unser Leben in unthätigem Genuße zubringen sollen, das ist seine Absicht nicht. Er schuf die Freude für den Menschen, aber nicht den Menschen für die Freude. Der Mensch kann Etwas mehr thun als Freude genießen: ein sicheres Zeichen, daß er auch Mehr zu thun bestimmt ist. So lange wir der Ord-

nung der Natur getreu bleiben, können wir sicher darauf rechnen, daß wir in unserm Leben viel Freude haben werden; aber, wer sie ausser der Ordnung sucht, der findet sie entweder gar nicht, oder, sie wird ihm ein tödtendes Gift. Sie ist vorzüglich für den Menschen bestimmt; aber sie ist nicht Endzweck unseres Lebens: sie soll uns auch nicht geschenkt werden; sondern, wir sollen sie erwerben: sie soll nicht vor der Thätigkeit hergehen, sondern auf die pflichtmäßige Thätigkeit folgen: sie soll uns nicht locken zur Anstrengung unserer Kräfte; sondern nach der Anstrengung erquicken: sie soll, als unverdienter, aber unausbleiblicher Lohn zukommen dem, der redlich gearbeitet hat. Denn, was kann dem denkenden Menschen mehr — was kann ihm gerechtere Freude bringen, als das Bewußtseyn, den Beruf der Menschheit treulich erfüllt, Zeit und Kräfte wohl angewandt, an Erkenntniß, Fertigkeit und sittlicher Würde gewonnen zu haben? Und, wo dieses Bewußtseyn fehlt; müssen da nicht alle, auch noch so angenehme Gegenstände des äussern Sinnes gleichgültig werden? Mag sich wol der böse Schuldner an den köstlichen Gefäßen im Hause seines mahnenden Gläubigers ergötzen?

Kannst du wol die sinnliche Lust mit Freudigkeit des Herzens genießen, indem dich dein Gewissen dieses Genusses für unwürdig erklärt? indem es dich an Versäumniße, Thorheiten, verlohrne Jahre und verschwendete Kräfte erinnert und dir den bittern Vorwurf macht, daß du erndest, wo du nicht gesäet hast; daß du, Müßiger, dich mit dem Thätigen gleicher Vortheile anmaßest? — Wie verkehrt also, wenn der träge Mensch den Lohn vor der Arbeit verlangt? wenn er genießen will, ehe er erworben hat? wenn er nicht wartet, bis ihm sein beschiedener Theil gegeben wird, sondern vor der Zeit nimmt, Mehr als ihm nach den Gesetzen der Ordnung je beschieden werden konnte? Ist's da zu verwundern, wenn er sich selbst seines Rechts verlustig macht? wenn er darben muß in einem Alter, da seine Zeitgenossen in vollem Genusse sitzen? wenn er die Quelle erschöpft, ehe er noch halb gesättiget ist? — Die Natur ist reich genug, um die Begierden der Menschen zu befriedigen; aber, diese Begierden sollen nicht die Ordnung der Natur zerstöhren. Will der Mensch seine Kräfte tyranniſiren; so ist es billig, daß Niemand als er selbst das Opfer seiner Tyrannei werde. Wir aber wissen uns selbst wol besser zu schätzen, als,

daß wir unsere Pflicht dem Vergnügen und unsern Menschenwerth der Wollust aufopfern sollten. Und, wir wagen dabei Nichts: denn, je weniger wir die Freude absichtlich suchen; desto öfter und reichlicher werden wir sie finden.

95.

Ich habe Pflichten! Diese Wahrheit kann im System der Selbstkenntniß, der Zeit nach, wol nicht die Erste — aber, sie muß gleichwol die Grundlage seyn, auf welcher alles das, was wir von uns selbst wissen, ruhet; der Mittelpunkt, in welchem alle Vorstellungen, die wir uns von unserem Lebensplane machen, zusammen laufen. Ich habe Pflichten! das heißt: ich stehe unter Gesetzen, denen ich zu gehorchen verbunden bin. Ich mag gleich jung oder alt seyn, einsam oder in Gesellschaft leben; Diener oder Herr, Unterthan oder Gebiether heißen, mag mich gleich zum Heidenthum oder zum Christenthum bekennen; mag das Daseyn und die Vorsehung Gottes glauben oder läugnen; mag

gleich ewige Belohnungen und Strafen erkennen oder nicht; so habe ich Pflichten, die, wenn auch alle Welt sie mir erließe, wenn auch Gott im Himmel sie nicht von mir forderte; die ich mir doch selbst nicht erlassen kann, so lange ich Mensch zu heißen verdienen will. — Ich habe Pflichten: das ist, leider! die Wahrheit, die der arme Sterbliche theils sehr dunkel und schwach, theils sehr spät und unvollständig, theils im ganzen Leben gar nicht erkennen lernt. Das kommt daher, weil man uns von Jugend auf unsern Stand, unsern Reichthum, unsern Rang, unsere Gewalt, unsere Ansprüche, unsere Hoffnungen und Aussichten, unsere Vergnügungen, unsere werbenden Geschäffte, Alles wichtiger vorstellt als unsere Pflichten; weil wir von Kindesbeinen an nach Neigungen, nach Beispielen, nach Launen und Einfällen, nach Moden und Gewohnheiten, nach Befehlen der Vorgesetzten, nach Klugheitsregeln, aber nie nach Gesetzen zu handeln angeführt werden: und, wenn ja von Pflichten die Rede ist; so werden sie uns als Bedingungen einer gewissen Glückseligkeit, als Beförderungsmittel eines sinnlichen Genußes, als Forderungen vorgestellt, die wir leisten müssen, um Belohnungen zu erhalten und

Strafen zu entgehen: wie Dienste werden sie uns beschrieben, die der gerechte Gott aufzulegen sich ja durch seine vielen Wohlthaten ein Recht erworben hat, gleich dem Besitzer eines Landgutes, der, als Lehn- und Gerichtsherr mit dem Kaufpreise auch das Recht von seinen Unterthanen Frohndienste zu verlangen bezahlt hat. Pflichten, so vorgestellt und so gelernt, werden ganz gewiß vergessen, so bald wir uns nur einigermaßen überreden, daß jene Glückseligkeit, jener Genuß, jene Belohnungen, auch ohne Leistung der geforderten Pflichten zu erhalten seyn werden, oder, daß der keine Strafe zu besorgen habe, der vorsichtig genug ist, um sich der Aufsicht des Frohnvoigts zu entziehen. Und, wie leicht überredet sich davon der Genußsüchtige, der die Unbeständigkeit der Menschen kennt und die Beständigkeit Gottes nicht kennt, der sich gern einbildet, daß eine versäumte Pflicht dem Menschen eben so leicht vergeben werden müsse, als man einem Bothen darum den bedungenen Lohn nicht verweigern kann, weil er etwa einen schönen Gruß auszurichtn vergessen hat. Aber, sind wir vernünftige Menschen; so darf Ueberredung uns nie für Ueberzeugung gelten: und, unter allen Wahrheiten, von denen

wir lebendige Ueberzeugung suchen, sey das die Erste: Ich habe Pflichten!

96.

Mein Nebenmensch hat Rechte! Diese Wahrheit erfahren wir darum eher, als wir die Lehre von unsern Pflichten erkennen, weil die Menschen um uns her immer fertiger sind ihre Rechte geltend zu machen, als ihre Pflichten zu leisten: denn, Schulden einfordern ist für sie ein interessanteres Geschäfft, als Schulden bezahlen. Mein Nebenmensch hat Rechte: er mag gleich jünger oder älter, schwächer oder stärker, ärmer oder reicher, geringer oder vornehmer seyn als ich; mag gleich mein Untergebener oder mein Vorgesetzter, Mitbürger oder Fremdling, Ketzer oder Glaubensgenoß, Freund oder Feind, Verbrecher oder Heiliger, Sklav oder Monarch heißen: so lange er Mensch ist, muß ich in ihm den Menschen würdigen, der das ist, was ich bin und eben das werden kann, was ich zu werden wünsche und hoffe. Er kann fordern, daß ich ihn nicht blos als Werkzeug zu Errei-

chung meiner Absichten gebrauche und ich muß ihn eben so behandeln, wie ich von Nebenmenschen behandelt zu seyn verlange. Alle zufällige Schicksale verändern Nichts von alle dem, was im Wesen des Menschen seinen Grund hat: folglich kann Nichts in der Welt — auch seine eigenen Handlungen, hießen sie gleich nach unsern Urtheilsformeln Hochverrath und Majestätsverbrechen — auch diese können ihm nicht den Verlust seiner Menschenrechte zuziehen. — Mein Nebenmensch hat Rechte! Diese ewige Wahrheit wird eben so wenig durch Gewaltstreiche als durch die Sophistereien des Staatsrechts widerlegt werden: denn, was in der Natur gegründet ist, das können bewaffnete Heere nicht umstürzen und, was die Vernunft bestimmt hat, das können Politik and Schulphilosophie nicht ändern. Dennoch sind wir gemeiniglich nur in so fern geneigt, unsern Nebenmenschen Rechte zuzugestehen, als diese Gewalt haben, sich darin zu behaupten: und das kommt ebenfalls daher, weil wir von Jugend auf gewöhnt werden, nicht sittlichen Gründen, sondern nur körperlicher Gewalt nachzugeben; weil die Meisten, von denen wir die Lebenskunst lernen sollen, uns regieren, anstatt

daß sie uns erziehen sollten; sich mehr Mühe geben, uns ihre Ueberlegenheit fühlen zu lassen, als unsere Kräfte zu entwickeln und uns zum Bewußtseyn unserer Selbstständigkeit zu bringen: weil sie schon ihre Rechte zu behaupten glauben, wenn sie uns nur eine Grimasse abzwingen, die wie Vollziehung ihrer Befehle aussieht. Ist's nicht wahr, daß in den Familien und Schulen so gut das Recht des Stärkern gilt, als in den Staaten? — Schändliche Verwahrlosung der Menschheit! Gewalt und Recht für Eins halten ist ein toller Wahn, dadurch wir uns selbst muthwillig um unsere Würde bringen und uns in das Reich der Thiere herab setzen, in welchem freilich das Schwächere ein Raub des Stärkern wird. Lasset uns einmal vernünftig denken und erkennen, daß die Rechte unserer Nebenmenschen so wenig als die Unsrigen auf Ueberlegenheit an Kräften, sondern auf Gesetze gegründet sind. Alle Menschen sind unsere Lebensgenossen, die zu alle dem Guten, was die Natur hervorbringt, mit uns gleiches Recht haben. Das wollen wir ihnen nicht verkümmern, sondern einem Jeglichen ungefordert geben, was ihm gebührt, nicht, weil er Gewalt hat es zu erzwingen; sondern, weil er Recht dazu hat.

97.

Wenn man das Thun und Wesen der Menschen unter der Sonne betrachtet; so muß man sich freilich darüber wundern, daß sie gewöhnlich kleine Zwekke durch große Mittel zu erreichen suchen; daß sie zu einem sehr nahen Ziele durch weite Umwege gelangen; daß sie die wichtigsten Güter ihres Lebens aufwenden, um dafür Kleinigkeiten zu gewinnen. Sie gehen acht, zehen oder noch mehr Jahre in die Schulen und wenden also einen beträchtlichen Theil ihrer schönen Jugendjahre auf, um — einige Antworten auf einige Fragen aus dem Gedächtnisse hersagen zu lernen. Sie lassen sich Wissenschaften und Künste lehren, studiren fremde Sprachen, lesen große Bücher, besuchen fremde Städte und Länder, lernen da eine Menge fremder Worte, Meinungen und Menschengesichter kennen und verzehren damit die Kräfte ihres blühenden Alters, um als Männer — sich satt essen zu können. Sie nehmen die größten Anstrengungen auf sich, dienen den Einfällen, den Launen und tollen Leidenschaften der Großen und Mächtigen; machen sich selbst zu Sklaven und zu elenden Werkzeugen der unwürdigsten Hände, um von ihren

gnädigen Herren — einen Titel oder ein Ordensband zu erhalten. Und die allergrößte Menge der Menschen sorgt, schwitzt, wacht, leidet und arbeitet, opfern ihre Gesundheit, ihre Lebensfreuden, ihre Vernunft, ihre ganze Menschenwürde auf, — nicht für sich, sondern um diejenigen recht reichlich und gemächlich zu nähren, die im Müßiggange von dem Schweiße der gedrückten und dienenden Menschenklasse schwelgen, und schätzen sich sehr glücklich, wenn ihnen nur die Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen, nicht durch die Hunde entrissen werden. — Wie? können denn die Menschen in ihrem Leben nicht wichtigere Zwecke erreichen? Ist ihre Natur zu nichts besserem eingerichtet? Ach ja! aber, sie lassen die Natur nicht aufkommen. Sie könnten ein menschliches Leben führen; aber, das Thier- und Maschinenleben scheint ihnen behaglicher zu seyn. Sie könnten Männer werden; aber, sie bleiben Kinder. Sie könnten ihre Gemüthskräfte veredeln; aber, die Sorge für Haut und Magen erschöpft ihre ganze Thätigkeit. Großer Gott! wenn solche Menschen nun den wahren Ertrag eines funfzigjährigen Lebens berechnen sollten: müßte nicht so mancher Schloßbewohner be-

schämt zu sich selbst sagen, daß er um sich und um die Welt, mit dem Pavian, den er aus Ueppigkeit ernährte, gleiche Verdienste habe? Müßte nicht so mancher Hüttenbewohner, der nicht eigentlich gelebt, sondern nur sich unter den Füßen seines Despoten gewunden hat, gekränkt zu sich selbst sagen, daß er gerade so viel Lebensgewinn davon trage, wie der Wurm neben ihm: Das Glück nicht ertreten zu werden! Das ist eine niederschlagende Bemerkung; aber sie soll uns nicht verleiten, die Armen zurückgebliebenen zu verachten; sondern, sie soll uns aufmuntern, unsere Kräfte kennen zu lernen und uns edlere, der Menschheit würdigere, Zwecke vorzusetzen. Daß wir vernünftige, sittlich gute Menschen werden: das allein ist der Mühe werth. Alles übrige sind Kleinigkeiten!

98.

Daß die Absichten, welche die Menschen sich vorsetzen, sehr leicht zu erreichen sind: daß es nicht viel Zeit und Mühe koste, dahin zu kommen, wohin sie zu kommen sich vorsetzen; daß sie ihren Lebenszweck eben so mit Bequemlichkeit zu befördern wähnen, wie man etwa an das Ziel eines Spaziergangs kommt; und daß sie bei Erreichung desselben überall mehr auf glücklichen Zufall rechnen, als auf eigenes Streben und Bemühen; das sieht man auch schon daraus, weil Manche unter ihnen so viel müssige Stunden übrig behalten, für welche sie Zeitvertreib suchen und sie gern mit den unnützesten Spielereien hinbringen, wenn sie dabei nur der tödtenden Langeweile entgehen. Man müßte nicht gar weit in der Welt gekommen seyn, wenn man nicht Menschen sollte gefunden haben, die, ohne sich zu schämen, bekennen, daß sie Nichts zu thun wissen, und denen es nicht einfällt, daß sie Satyren auf sich selbst machen, wenn sie die Stunden ihres Lebens in geschäfftige und müßige eintheilen. — O, du armer Sterblicher! ist's wahr, daß du Ursache hast dich über die kurze Dauer deines Lebens zu

beklagen; ist's wahr, daß dieses kurze Leben eine Kette von Sorgen, Arbeiten und Mühseligkeiten ist, welche dich nie zur Ruhe kommen lassen; ist's wahr, daß es viele Mühe kostet, alle die Hindernisse zu überwinden, die unserem Streben nach Vollkommenheit im Wege stehen: ist's wahr, daß deine Vermögen so eingeschränkt sind, wie du dich und Andere gern überreden möchtest; ist's wahr, daß man von dem Viel fordern wird, welchem Viel gegeben ist; und glaubst du im Ernste, daß du von jedem Augenblicke deines Lebens wirst Rechenschaft geben müssen: Woher hast du denn die müßigen Stunden? — Ist's wahr, daß du kaum genug hast, um deinen Menschenberuf zu erfüllen; woher kommt dir denn der Ueberschuß? Das ist also auch Einer von den Widersprüchen, durch welche die Menschen ihrem gesunden Verstande Hohn zu sprechen pflegen. In Wahrheit; wer Etwas mehr als die Nothdurft des thierischen Lebens und den Kützel der Sinne sucht; wer mit den Talenten, die ihm verliehen sind, — und hätt' er auch nur Eins erhalten; — wuchern will; wer davon überzeugt ist, daß sein Zustand im künftigen Leben der Stufe der sittlichen Vollkommenheit, die er hier

hier erstieg, entsprechen wird; der hat keine Minute, geschweige denn eine Stunde übrig, die er müßig nennen könnte. — Verlohrne Stunden, ach, sie nagen zu spät das Herz mit Gram und Reue: Und den entwichnen Augenblick bringt kein Gebet, kein Wunsch zurück. — Willst du mir und meinen Freunden eine vorzügliche Wohlthat erzeigen, Gütiger Himmel! so bewahre uns nur vor müßigen Stunden! — Doch, warum wollen wir als Wohlthat vom Himmel erflehen, was wir als vernünftige Menschen uns selbst gewähren können?

99.

Man kann wol sagen, daß der Mensch zweierlei Bestimmung habe: eine Natürliche und eine Willkührliche. Von der Natur ist er bestimmt Mensch zu seyn, im edelsten Sinne des Worts: das heißt: sich alle die Fertigkeiten, deren die Menschennatur — in dem Grade, dessen seine Natur fähig ist, eigen zu

machen. Willkührlich bestimmt er sich zu einem Geschäffte, oder zu einer Lebensart, dadurch er sich der Gesellschaft nützlich zu machen, und — was ihm noch wichtiger ist, — den Unterhalt seines Leibes zu gewinnen, oder das Glück seines Lebens zu befördern gedenkt. Auf die Erste dieser beiden Bestimmungen wird insgemein nicht sehr geachtet: wenigstens wendet man nicht leicht Mühe daran, denn, sagt man: Mensch bin ich ja schon von Natur, warum sollt' ich mir denn erst Mühe geben es zu werden? Aber, Brodt habe ich nicht von Natur; sondern ich muß mir erst Mühe geben es zu erwerben: und eben darum ist es eine wichtige Sorge für jeden, besonders jungen Menschen, das Geschäfft zu wählen, wodurch er das Meiste erwerben und sein Glück am leichtesten, schnellsten und sichersten machen kann. Manche glauben sogar: Jeder Mensch sey von der Natur zu einem gewissen bürgerlichen Geschäffte bestimmt: die Natur erkläre ihren Willen deßfalls oft durch ganz besondere Anlagen, hervorstechende Neigungen, außerordentliche Schicksale, wo nicht gar durch Prodigien und Träume: indeß bleibe es immer eine schwere Aufgabe für den Verstand des Menschen, das zu treffen, was

die Natur mit ihm im Sinne hat. Aber, das ist nicht glaublich. Man findet bekanntermaßen in den werbenden und verdienstvollen Geschäfften der Menschen viel Unsittliches, Thörichtes und Spielendes: und zur Unsittlichkeit, Thorheit und Spielerei hat die Natur gewiß keinen Menschen bestimmt. Ach nein! es ist um so viel wahrscheinlicher, daß die Natur dieses der eigenen Laune des Menschen überlassen habe, da, beim Lichte besehen, wenig darauf ankommt; da die Hauptbestimmung des Menschen hiermit in ganz geringer Verbindung steht. Ob du das Brodt, das dich nährt, als Bauer oder als Gerichtsherr erwirbst: es schmeckt dir Ein Mal so gut, wie das Andere, wenn du es sonst mit Appetite genießest. Die Produkte, welche du der Welt lieferst, mögen Kleider oder Bücher heißen: sie werden Beide gebraucht und bezahlt, wenn sie gut sind: und auch die schlechten finden ihren Käufer. Ob ein Theil der Kleidung durch ein Ordensband oder durch ein Tragband verdeckt ist; das hat auf das Vergnügen deines Herzens so wenig Einfluß als auf deinen Menschenberuf: denn, diesem durch Bildung des Verstandes und der Sitten genug zu thun, findest

du in allen Ständen Gelegenheit, wenn du sonst willst: und wenn du nicht willst; so taugst du zu keinem Geschäffte und bist jeder Gesellschaft schädlich. Darum wollen wir unsere größte Aufmerksamkeit auf unsere Hauptbestimmung richten; wollen uns bemühen Menschen zu werden: denn, gute Menschen schaffen immer Gutes, sie mögen angreifen, was sie wollen.

100.

Die Frage: Ob wir von Natur Menschen — und also der Mühe uns zur Menschheit zu bilden, überhoben sind? läuft mit einer Andern auf Eins hinaus, nemlich: ob alle Dinge so, wie die Natur sie producirt, dem Menschen gut genug und so brauchbar sind, daß er auf Veredelung derselben keine Mühe zu wenden braucht? — Getraut sich kein Verständiger dieses Letzte zu behaupten; so kann der Vernünftige eben so wenig jenes Erste zugeben. Wir behauen den Stein, reinigen und poliren das Metall, wir warten, pfropfen und

ziehen den Baum, wir zähmen das Thier und richten es zu unserem Dienste ab: an Alles wenden wir Fleiß und Mühe, um es seiner wahren Bestimmung näher zu bringen: und nur der Mensch sollte ohne alle Geistespflege Mensch werden? sollte im Stande der Rohheit und Wildheit seiner Bestimmung genug thun? sollte allenfalls schon mit seiner Rechenschaft auskommen, wenn er nur Brodt, im weitesten Sinne des Worts, erwerben und standesmäßig verzehren gelernt hat? — Ja, wenn Menschsseyn weiter nichts hieße, als Essen und Trinken, Schlafen und seines Gleichen hervorbringen; höchstens die Worte nachsprechen und die Gebehrden nachahmen, durch welche die äußere Form der Geschäffte bestimmt ist, und für deren richtige Ablieferung dem Menschen in der Gesellschaft sein Unterhalt — obgleich Einem reichlicher als dem Andern, gegeben wird; wenn dieses halb thierische und halb mechanische Leben, diese Maul- und Gebehrdengeschäffte dem Menschenberufe genug thäten; so möchte die Bildung zur Menschheit allerdings nicht mehr Arbeit und Fleiß erfordern, als man bis jetzt darauf zu verwenden gewohnt ist. Aber, so weit sich die Menschennatur in ihren Anla-

gen und Fähigkeiten über die Natur aller andern Erdenwesen erhebt; so gewiß erfordert auch die Ausbildung derselben unendlich mehr Sorgfalt und Mühe, als die Veredelung irgend eines andern Naturprodukts. Ach, unter allen Formen, welche die menschliche Kunst hervorzubringen im Stande seyn mag, ist die Menschenform unwidersprechlich die Schwerste. Eben darum hat sich ohne Zweifel bisher noch Niemand daran wagen wollen. Fragst du nach einem Muster, das bei dem Menschenbildungsgeschäffte als Vorbild dienen kann; du wirst Keins finden: denn, der gute Mensch soll keine Kopie, kein Abguß werden. Uebe deine Kräfte und wende auf deine Uebungen die Gesetze der Vernunft an: so wird aus dieser Arbeit gewiß ein würdiges Original hervorgehen.

101.

Für den Menschen, der unter Menschen lebt, ist's immer eine schwere Aufgabe, zu bestimmen, wie weit er seinen eigenen Neigungen — und wie weit er den Wünschen und Vorschriften anderer Menschen genug thun soll? — Wenn meine Neigungen mit meinen anerkannten Pflichten streiten; dann ist wenigstens das Urtheil dem Vernünftigen nicht schwer, wenn auch die Vollziehung des Urtheils dem sinnlichen Menschen schwer fallen sollte. Aber, wenn meine Neigungen mit den Neigungen anderer Menschen zusammen stoßen; solcher Menschen zumahl, deren Vorschriften wir nicht ungeahndet übertreten dürfen; oder solcher Menschen, deren Wünsche zu erfüllen wir wieder durch andere Neigungen getrieben werden: ja, dann trifft uns die Verlegenheit, aus zweien Uebeln Eins wählen zu sollen, ohne doch recht zu wissen, welches das Größere oder das Kleinere sey; dann gerathen die Begierden, uns selbst und Andern genug zu thun, oftmahls in einen harten Kampf; dann verwickeln wir uns in das traurige Labyrinth der Unentschlossenheit, wo wir manchmal wünschten, daß Jemand uns stie-

se und nöthigte eine Parthei zu ergreifen, um nur den etwanigen Fehlgrif nicht uns selbst Schuld geben zu dürfen. Aber, wo ist der Mann, der uns die Kunst lehret, Freiheit und Geselligkeit, Eigensinn und Gemeinsinn, Selbstliebe und Dienstwilligkeit immer mit einander zu vereinigen? der uns Mittel angiebt uns selbst zu befriedigen, ohne Andere unzufrieden mit uns zu machen? Wir suchen vergebens darnach in den Büchern der Staatsklugen: sie geben uns Regeln, die nirgends anwendbar sind: sie verweisen uns auf die Folgen und geben uns auf zu berechnen, von welcher Seite die Bessern und von welcher die Schlimmern zu erwarten seyn. Aber, um diese Rechenkunst lernen und ausüben zu können, muß dem Menschen erst die Gabe die Zukunft voraus zu sehen ertheilt werden. Zwar reden sie uns Viel von Gesetzen der Wahrscheinlichkeit vor, und meinen, es sey ihrer Klugheit zuzuschreiben, wenn sie einmal glücklich spekulirt haben; aber, es geht mit dem Scheine der Wahrheit, wie mit allen Scheinen: er täuscht: oder vielmehr, die Menschen täuschen sich selbst, wenn sie meinen den Wahrheitsschein so gut wie die Wahrheit selbst nach Gesetzen beurtheilen zu können. Eher

werden die Sterblichen das Wetter auf viele Jahre voraus berechnen: eher wird der Spieler die gewinnende Numer voraus bestimmen lernen, als es uns möglich seyn wird, Erfolge mit Zuverlässigkeit zu berechnen, in welche menschliche Willkühr Einfluß hat. Wenn also das göttliche Vernunftgesetz in uns nicht den Zweifel hebt: ausser uns werden wir wol schwerlich Rath finden. Hier ist also der Fall, wo die Klugheit vor der Sittlichkeit zu Schanden wird; wo wir die Unentbehrlichkeit fester Grundsätze erfahren. Durch diese allein müssen unsere Handlungen bestimmt werden: denn, nur sie lehren uns die Parthei ergreifen, über die wir uns in Ewigkeit keine Vorwürfe zu machen haben.

102.

Man pflegt bisweilen zu sagen: der Mensch sey eine Welt im Kleinen: und es mag wol wahr seyn, wenn wir unter der Welt die Menschheit verstehen: denn, wir finden Nichts in der menschlichen Natur, was nicht jeder Ein-

zelne auch in sich selbst finden könnte: und die Geschichte des einzelnen Menschen hat so viel Aehnliches mit der Geschichte des menschlichen Geschlechts, daß man, wie auch Einige gethan haben, um die Letztere zu überschauen, die Epochen gar füglich von der Erstern entlehnen kann. Wir schreien z. B. über den Krieg, wodurch das menschliche Geschlecht gegen sich selbst wüthet; wodurch Menschen einander um Güter, Ruhe und Leben bringen; aber, das sind ja doch Nichts anders als Folgen, deren Grund wir alle selbst in uns tragen. Wir dürfen nur auf unsere eigenen Neigungen Acht haben, wie sie einander unaufhörlich den Krieg machen; wie sie das Blut erhitzen; wie sie uns oft um Gesundheit und Ruhe, um die schönsten Güter unsers Lebens bringen; wie sie in unserem Eingeweide toben und immer alsdenn am ärgsten toben, wenn wir den heillosen Versuch machen, Eine durch die Andere zu bestreiten. Freilich bilden wir uns nicht ein, daß das unsere Neigungen seyn, die mit einander streiten; sondern, wir wähnen, es seyn andere Leute, die sich unsern Neigungen widersetzen; aber, das ist baarer Irrthum. Auch hier suchen wir, wie in vielen andern Fällen, den Grund der Erschei-

nungen auſſer uns, den wir nur in uns ſelbſt finden können. So lange wir überhaupt im Dienſte der ſinnlichen Neigungen leben, ſehen wir andere Leute nur als Mittel an, die wir zu Befriedigung unſerer eigenen Wünſche zu brauchen denken. Wir klagen alſo unſere Mitmenſchen an und beſchuldigen ſie, daß ſie uns ihre Dienſte verſagen, uns entgegen ſtreben: aber, beim Lichte beſehen, liegen wir mit uns ſelbſt im Streite. Bald kämpft die Wolluſt mit dem Geize; bald die Eitelkeit mit der niederträchtigſten Gewinnſucht. Heute verbinden ſich zwei Begierden zu gegenſeitiger Befriedigung und morgen verklagen ſie einander vor dem Richterſtuhle des Gewiſſens, welches aber auch kein gültiges Urtheil ſprechen darf, weil es ſich ſelbſt vor dem Geſetze ſchämen muß. Auch wär's vergebens, da eine Ausgleichung treffen, eine Verſöhnung ſtiften, oder eine Unterſuchung über Recht und Unrecht anſtellen zu wollen: denn, fürwahr, es geht den widerſprechenden Neigungen, wie allen Zänkern: Keine von den ſtreitenden Partheien hat Recht: Sie verlangen Beide zu viel. Alſo hier iſt der Fall, wo wir durchaus nicht fragen müſſen: Welches iſt der größere Vortheil oder der kleinere Schade? denn,

wer soll uns darauf mit Zuverlässigkeit antworten? Nicht, was ist nützlich? heißt die Frage: sondern: Was ist recht? Eher wird in der Welt nicht Friede, als, bis Jeder seine Pflicht thut: und eher wird in uns selbst nicht Friede, als, bis wir, ohne auf Neigungen zu hören, standhaft unsere Pflicht thun.

103.

Da die Menschen überhaupt die Mittel zu Erreichung ihrer Bestimmung, ganz wider die Absicht Gottes, mehr ausser sich, als in sich zu suchen gewohnt sind; so glauben sie auch meistentheils, daß gesammelte Güter die sicherste Grundlage ihrer Erdenglückseligkeit seyn; daß Vorrath vor Mangel sichere; daß Reichthum die unfehlbaren Mittel zu Erreichung aller menschlichen Lebenszwecke gewähre; daß sie mit dem Besitze dessen, was Geldeswerth hat, zugleich den Besitz eines unzerstöhrbaren Wohl-

ſtandes erlangen; denn, auch diejenigen, die von der Eitelkeit der äußern Güter viel Schönes ſagen, die uns im Amtseifer ſehr klar beweiſen, daß Reichthum nicht glücklich mache, verleugnen thätig dieſe Weisheit, ſo bald als es darauf ankommt, ob ſie das, was ihre Theorie für entbehrlich erklärt, haben oder nicht haben ſollen. Man nennet dieſen Beſitz Vermögen und derjenige heißt ein vermögender Mann, der viel Geld in ſeinem Beſchluſſe oder viel Grundſtücke in ſeiner Gewalt hat. Aber, guter Gott! mit welchem Rechte können wir das Vermögen nennen, was nicht nur nie unſer perſönliches Eigenthum werden kann, ſondern, womit allein wir auch zu Beförderung unſeres wahren Menſchenzwecks gar Nichts ausrichten können? Von allen den Natur- und Kunſtprodukten, die wir beſitzen, ſcheint nur das auf eine kurze Zeit uns eigen zu werden, was wir wirklich genießen, was unſer Körper in ſich nimmt: und, wie wenig iſt das! Alles übrige bleibt auſſer uns: die Wirkungen, die es hervorbringen ſoll, hängen nicht von uns ab: der Feinde, die uns um dieſes vermeinte Eigenthum bringen können und zu bringen ſtreben, ſind eine unzählbare Menge, und, wenn wir ſterben, ſo hat dieſes ganze Ei-

genthum ein Ende. Wie kann nun das unser Vermögen heißen, dessen Gewinn und Verlust ganz zufällig ist, dessen Besitz uns in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit ganz ohnmächtig läßt? Gebt uns doch einmal den Mann, der das größte Vermögen dieser Art im Staate, aber weiter auch Nichts, besitzt: und wir wollen ihn fragen: Vermagst du mit allen deinen Gütern dir in der Krankheit für eine einzige Nacht ruhigen Schlaf zu schaffen? vermagst du damit die Schande abzuwenden, die dir Unwissenheit und Dummheit in den Augen der vernünftigen Welt zuziehen? vermagst du dich wol durch dein Geld gegen die bittere Reue zu schützen, die die unausbleibliche Folge vernachläßigter Pflichten ist? — Stumm wird er da stehen: Ihm wird auch so gar das Vermögen uns zu antworten fehlen! — Nein! nur der besitzt Vermögen, der weise genug ist, um die Güter der Natur recht zu brauchen. An der Nothdurft des Körpers kann es einem Menschen von gebildeter Vernunft nie fehlen. Gott hat so Viel gegeben, daß Alles, was auf Erden lebt, gesättiget werden kann: und, wer wären die Großen, wenn sie das Gute, das Gott giebt, seinen Kindern verkümmern könnten! Ob das

Uebrige, was ich zu Erhaltung meines Lebens nicht brauche, mein, oder eines Andern Eigenthum heißt; was liegt daran? Der Vernünftige kann durch fremdes Gut so wohl wirken, als durch sein Eigenes. Also nach dieser Art des Vermögens lasset uns streben. Wir sind nicht hier, um zu haben, sondern, um thätig zu seyn. Das wollen wir denn lernen: heute und alle Tage!

104.

Wo einmal Vorurtheile zu Grundsätzen erhoben sind; da geht Alles schief, was der Ordnung gemäß gerade gehen sollte. In Absicht auf Verstand und Erkenntniß denken und handeln die Menschen gerade so, wie in Absicht auf Habe und Gut. Gesammelte Vorräthe, meinen sie, seyen der Schatz, aus welchem derjenige, der ihn besitzt, so überflüßig Weisheit schöpfen könne, daß er ganzen Gemeinen und

Staaten davon ausspenden kann, bis sie genug haben. Darum nötigen sie den jungen Menschen zu lernen, so bald er nur lallen kann; darum stopfen sie ihm in das Gedächtniß, so viel als die Zeit nur erlaubt hinein zu bringen; darum glauben sie ein Kleinod gefunden zu haben, wenn sie entdecken, was Dieser gesagt und Jener nicht gesagt hat; darum halten sie den für den geschicktesten, brauchbarsten, größten Mann, der die meisten Sprüche herzubeten weiß; darum fragen sie, um den Verstandeswerth eines Menschen zu schätzen, nur: Wieviel er gelernt hat; darum meinen sie auch, um einen Menschen zu bilden, sey es der sicherste Weg, daß sie einem oder etlichen Lehrern ihre Wissenschaft abkaufen: und, was sie von diesem Kaufgute nicht im Gedächtnisse behalten können, das verwahren sie in geschriebenen Heften: oder, sie sammeln Bücher und meinen, das, was diese Bücher enthalten, sey nun so gut ihr Eigenthum, als das Papier, worauf es gedruckt ist. Der Hang des rohen Menschen zum müßigen Leben findet dabei wol seine Rechnung: denn, freilich ist Annehmen, was uns mitgetheilt wird, leichter, als selbst bauen: und, was man Andern ab-

abkauft, hat man im Grunde wohlfeiler, als, was man durch eigenen Fleiß producirt. Ja, diese Vorräthe sind ganz gut und nützlich; aber nur für den, der sie zu brauchen, — der ihnen die Form zu geben weiß, in der sie zu Erreichung jedes vernünftigen Zwecks geschickt sind: und dieses Vermögen oder die Fertigkeit, gegebene Wissenschaft oder das Gelernte zu brauchen, ist der wichtigere Theil unserer Bildung, ist mehr werth, als alle Schätze menschlicher Meinungskenntniß, die in den großen Büchern enthalten sind. Ohne dieses Vermögen ist jene gesammelte Weisheit ein todtes, unnützes Kapital, so gut als das Geld des Geizhalses, der es im Kasten verschließt; oder als der Diamant für die Henne, die ihn aus dem Unrathe scharrete. Mit diesem Vermögen ist uns ein großer Theil jener Lernmaterie entbehrlich: denn, neue Zehentheile davon können wir besser selbst finden, als wir es von Andern kaufen, und auch hier heißt es: Wir leben nicht, um zu haben, sondern, um thätig zu seyn. An Denkstoff kann es dem vernünftigen Menschen, so lange er noch von der Natur und von Menschen umgeben ist, nie fehlen; aber an Denkkraft fehlt es, leider! nur zu Vielen. Ach, wir wollen doch ernstlich

dahin arbeiten, daß wir zu diesen Vielen nicht auch gehören; wollen jeden Gegenstand, der uns vorkommt, mag's doch Naturwesen oder menschliche Meinung seyn, als Material annehmen, das uns gegeben ist, um daran unser Denkvermögen zu üben.

105.

Daß Recht und Gerechtigkeit in der Gesellschaft gelte; daß Keiner dem Andern Leid thue; daß das gemeine Beßte befördert werde; daß Ruhe und Friede und Ordnung und Wohlstand in den Familien, wie in den Staaten herrsche; daß Leben, Eigenthum und Ehre gegen feindselige Angriffe gesichert seyn; daß Tugend und gute Sitten sich immer weiter ausbreiten und geschätzt werden; das ist der allgemeine Wunsch der Sterblichen; das wird für die erste und nothwendigste Bedingung aller möglichen Glückseligkeit ausgegeben. Und, um nun das Recht geltend und die Gerechtigkeit herrschend und die guten Sitten allgemein zu machen: was thun

die Menschen? Sie geben uns Befehle, worin unsere Unterthanen-Obliegenheiten uns haarklein aufgezählet werden; sie schreiben uns pünktlich vor, was wir thun und nicht thun, sagen und nicht sagen, glauben und nicht glauben, endlich, so Gott will, wol gar, was wir denken und nicht denken sollen. Sie bestellen über uns Aufseher und über diese Aufseher wieder Oberaufseher, welche beobachten sollen, ob auch alle diese Vorschriften befolgt werden; sie drohen uns Strafen, wenn wir die Gesetze übertreten und versprechen uns Belohnungen, wenn wir ihren Meinungen gemäß handeln: und wenn ihre Reizungs- und Schreckmittel nicht mehr wirken wollen; dann segnen und fluchen sie uns im Namen der Gottheit. — Und erreichen sie denn durch diese Mittel ihren Zweck? Die Menschen, die durch Befehle beherrscht, durch Aufseher belauscht, durch Versprechungen und Drohungen getrieben, durch die Predigten der Propheten erweckt werden: handeln sie gerecht? — gerechter, als, die ohne Befehlshaber, Aufseher, Zuchtmeister und Prediger leben? — Nichts weniger, als das! Je mehr Gesetze, desto häufigere Verbrechen: je schärfere Aufseher, desto mehr Betrug: je mehr Beloh-

nungen und Strafen; desto mehr Heuchelei und Frechheit: je mehr himmlische Gesandten, desto mehr Zweifel und Unglaube! — Das macht, daß sich die Gerechtigkeit die Ordnung und die Tugend nicht einimpfen, nicht von außen in die Seele hinein bringen lassen, wie die Speisen in den Magen, sondern im Gemüthe selbst entstehen müssen; weil sie durchaus Produkte des vernünftig freien Willens sind, welcher durch alle die genannten Regierungsmittel mehr erstickt als entwickelt, häufiger verwahrloset, als gebildet wird. Ist vernünftig freier Wille vorhanden; so können wir jener willkührlichen Befehle und ihrer Exekutoren entbehren; fehlt dieser; so kann ihn weder die Gewalt unserer Gebiether, noch die Verschlagenheit der Aufseher, noch der Ernst der Gerichtsstellen, noch die Salbung der Prediger ersetzen: und diese politischen Künste insgesammt, so klüglich sie auch angewandt werden mögen; wer da wissen will, was sie geholfen haben; der frage nur die Geschichte der Staaten und der Kirche. Guter Wille ist die Wurzel, aus welcher allein der Stammbaum menschlicher Tugenden mit allen edeln Früchten erwächst. Dieser ist das Reich Gottes, in welchem Gerechtigkeit herrschet:

nach diesem lasset uns trachten; so wird uns das Uebrige alles zufallen.

106.

Aber, wie kommt's, daß dieses Reich Gottes noch so fern — oder, daß dieser sittlich gute Wille so selten unter den Menschen ist? — Daher kommt's, weil ihn der menschliche Unverstand abermahls von außen her erwartet und nicht in sich selbst zu entwickeln sucht; weil die Menschen sich selbst überreden, daß ihr Wille von Natur grundbös sey, und die Mittel zu dessen Besserung bald im Himmel, bald in der Hölle, nur nicht in sich selbst suchen. Hier hofft Einer den guten Willen durch ein Gnadengeschenk Gottes — dort ein Anderer durch die Arbeiten seines Seelsorgers zu erlangen: Bald wähnen sie ihn von den heiligen Vorfahren erben, bald für Geld einander abkaufen zu können: Einige meinen, der böse Wille müsse durch Gewalt gebrochen; Andere — er müsse durch Kunst gebogen und gezogen werden. — Aber,

auch daher kommt's, weil sich Eltern, Erzieher, Lehrer, Obrigkeiten und andere kluge Leute alle nur ersinnliche Mühe geben, diesen guten Willen nirgends aufkommen zu lassen. Denn, den Menschen, deren höchster Gott Glückseligkeit heißt; die nur Genuß suchen und Alles, was sie thun, um des Genusses willen thun; diesen ist mit gutem Willen gar Nichts gedient. Vom guten Willen, meinen sie, wird man weder satt noch froh. Einer will durch seine gutwillige Denkungsart arm geworden seyn; ein Anderer behauptet, daß man durch zu viel guten Willen leicht seiner Ehre zu nahe treten könne. Das Gute wollen, weil's gut ist, ohne Vortheil davon zu haben, nennen sie Einfalt: und, wer guten Willen verlangt, ohne gut zu bezahlen, den schelten sie ungerecht. Ja, wie gering der Werth sey, den sie in das Edelste aller Talente setzen, sieht man schon daraus, daß sie die Gutwilligkeit zum Prädikate der Narren gemacht haben. Wahr ist's allerdings: Wenn der gute Wille unter den Menschen herrschend würde; so könnten die autorisirten Meinungen, die heiligen alten Herkommen und die erhabenen Leidenschaften freilich nicht länger im Besitze der Herrschaft bleiben:

und wie sollte da der Despotismus und die Unterdrückung bestehen? Wo könnte die Habsucht ihre Rechnung finden? Wer würde ferner vor dem Flitterstaate der Majestät und vor dem Pontifikate mit allen seinen Schellen noch einige Achtung haben? — Alle, die durch blinden Glauben und durch blinden Gehorsam ihr Interesse zu befördern suchen, fürchten Nichts so sehr, als den guten Willen. Aber, Gott sey dafür gedankt! sie können ihn durchaus nicht hindern. Mein Wille ist frei! Ob er gut oder bös seyn soll; das steht weder bei Gott noch bei Menschen, sondern allein bei mir. Hätte Gott gewollt, daß die Menschen durch Sklavensinn zu ihrer Bestimmung gelangen sollten; so hätte er ihnen keine Vernunft gegeben. So aber ist jeder Mensch Selbstschöpfer seiner Tugenden und seiner Laster: Andere können ihn weder verderben noch bekehren: denn, das Gesetz liegt in ihm und, ob er's befolgen, oder übertreten will, das hängt allein von ihm ab. Also, was er selbst seyn will, das ist er. Hier gilt weder Weißagung noch Wunder, sondern eigener Fleiß und rastlose Thätigkeit. In dem Maße, als wir diese zweckmäßig anwenden, werden wir gute und gerechte Menschen seyn.

107.

Ob wol Menschen jemahls die Versäumniß ihrer Pflichten entschuldigen können? — Ob wol die sehr gewöhnliche Ausrede: „An mir lag's nicht, wenn ich nicht that, was ich sollte:" jemahls einigen Grund haben kann? — Vor Menschen wol, die immer um so viel bereitwilliger zur Nachsicht seyn müssen, je mehr sie deren selbst bedürfen; aber, vor der Vernunft? — Wahrhaftig, nein! da gilt keine Entschuldigung, sie klinge, wie sie wolle. Unter Allem aber, was die Menschen unter dem Titel: Entschüldigung vorbringen, ist Nichts vernunftwidriger; Nichts kommt der Gotteslästerung näher, als, wenn sie ihr Unvermögen vorwenden; wenn sie sagen: Ich wollte wol gern pflichtmäßig handeln, aber ich kann nicht: Mein Wille ist wol gut; aber die Kräfte reichen nicht zu. — Wie? Gott sollte mehr von dir verlangen, als du leisten kannst? sollte dir Pflichten auflegen und dir das Vermögen sie zu erfüllen versagen? — Elender Gedanke! Ja, wenn von dir verlangt würde, daß du Todte wieder ins Leben rufen — daß du Berge aus einem Welttheile in den Andern versetzen — daß du alle

Arme reich machen — daß du die Thorheit von der Erde verbannen solltest: Aber, das wird nicht von dir verlangt: das wird nie deine Pflicht seyn. Du sollst nicht die Natur verbessern, sonbern der Natur gemäß leben; bei deinen Nebenmenschen nicht so sehr die Vermehrung ihrer Güter, als die Vermehrung des Guten zu befördern suchen, nicht die Erde von Thoren, sondern dein Herz von Thorheit reinigen: Du sollst nicht die Welt reformiren, oder deine Meinungen zu Gesetzen erheben; sondern, du sollst nach allen Kräften, die du hast, streben dem Gesetze gemäß zu handeln. Du sollst nicht leisten, was deine Kräfte übersteigt, sondern, so viel deine Kräfte vermögen: nicht Mehr; aber auch nicht Weniger. Im Grunde wollen auch die Menschen mit der Entschuldigung durch Unvermögen nicht eben behaupeen, daß es ihnen an Kräften mangele: denn, in hundert andern Fällen würden sie sich durch den Verdacht der Kraftlosigkeit sehr beleidigt finden; sondern, richtig übersetzt, heißt diese Entschuldigung so: Ich behalte keine Kräfte zum pflichtmäßigen Handeln übrig, weil ich sie alle, so viel ich ihrer habe, zu pflichtwidrigen Handlungen brauche:

der schwere Dienst, den ich meinen Begierden leisten muß, erschöpft die ganze Summe meines Vermögens, und, wenn nun das Gesetz mit seinen Forderungen kommt; so findet es mich entkräftet. Aber, im sittlichen Sinne ist's wahr, was das alte Sprüchwort sagt: Was man will, das kann man. Denn, die Natur des menschlichen Gemüths ist so eingerichtet, daß es ihm, dem Menschen, unmöglich ist, das zu wollen, was er nicht kann. Um die Wahrheit dieses Satzes einzusehen und uns durch eingebildetes Unvermögen nicht selbst zu täuschen, wollen wir uns nur Mühe geben, sinnliche Neigungen von vernünftigen Entschließungen, überhingehende Bewegungen von gegründeten Vorsätzen, flüchtige Wünsche von standhaftem Wollen zu unterscheiden: dann wird es uns einleuchten, daß der Mensch gerade so Viel thun kann, als er will.

108.

Wenn wir von uns selbst sagen: Wir wollten wol gern unsere Pflicht thun; aber, wir können nicht; so ist das ein grundloser, eiteler Vorwand. Wenn wir aber von unsern Nebenmenschen sagen: Sie könnten wol, aber, sie wollen nicht! so ist das ein ungerechtes Urtheil. Wer nicht will, der kann auch nicht: denn, eben darum will er nicht, weil er nicht kann. Das giebt Jedermann zu, der die menschliche Natur kennt. Alles, was in unserer Seele geschieht, geht von Vorstellungen aus: sie sind das erste Produkt unserer Gemüthskräfte: auf ihnen beruht durchaus unsere Lust und Unlust, unser Begehren und Verwerfen, unser Lieben und Hassen, unser Wollen und Nichtwollen, unser Thun und Lassen. Geht der Wille fehl; so liegt die Schuld gewiß in fehlerhaften Vorstellungen und gerade in dem Maße, als unsere Vorstellungen berichtiget werden, wird unser Wille gerechter. Wer da sagt: die Sonne könnte wol die Schachte der Bergleute erleuchten; aber, sie will nur nicht; der redet, wie der Unverstand. Wie nun, wenn du sprichst: Der Ketzer könnte

wol das, was er für wahr erkannt hat, für falsch halten; aber, er will nur nicht! ist das etwa verständiger geurtheilt? Beides wird durch Gesetze der Natur unmöglich gemacht: und es steht nicht in der Gewalt des Sterblichen, diese abzuändern. Wie der Mensch empfindet, so denkt er; und, wie er denkt, so begehrt er; und, wie er begehrt, so handelt er. Das wissen wir ja. Können wir nun den einen Böswicht nennen, der nicht essen will, weil er satt ist; oder nicht schlafen will, weil er munter ist? Ach, es ist ein sehr unnatürlicher Wahn, wenn manche Leute sich einbilden, man könne die Vermögen des menschlichen Gemüths von einander absondern; könne nach Gefallen, oder nach eigennützigen Absichten das Eine ausbilden und das Andere liegen lassen, so wie man etwa den einen Ast des Baums veredeln und die Uebrigen wild lassen kann. Ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen, und ein Mensch von ungebildetem Erkenntnißvermögen kann unmöglich guten Willen haben. Es ist also vergebens den Willen anzuklagen, wenn der Grund im Unvermögen des Verstandes liegt, vergebens, die Tugend einimpfen zu wollen, ohne den Verstand aufzuklären:

vergebens Andern zuzumuthen, daß sie unsern Willen annehmen sollen, ohne daß sie unsere Erkenntniß haben. Vergebens ist es, daß wir auf Brodt vom Himmel und auf Heiligung oder Besserung durch ein Wunder warten. Jenes muß aus der Erde wachsen, und diese muß aus dem Verstande kommen: aber, Beides erfordert menschliche Thätigkeit. Es kann seyn, daß Gott seinen Freunden manche Güter im Schlafe ertheilt; aber, Verstand und gute Sitten gehören sicherlich nicht darunter. Lasset uns an Erweiterung unserer Erkenntniß arbeiten: dieß Eine ist Noth! denn, in dem Maße, als wir erkennen, was wahr ist, werden wir auch wollen, was recht ist.

109.

Wem ist denn daran gelegen, daß ich meine Pflicht thue? Etwa meinen Nebenmenschen und Mitbürgern? Freilich leben sie lieber in Gesell-

schaft eines Gerechten als eines Ungerechten: freilich sind sie nicht gesonnen sich Frevel und Stöhrung ihrer Ruhe von mir gefallen zu lassen: aber, sie haben Mittel in Händen, sich meiner Gewaltthätigkeiten zu erwehren, oder auch, sich meiner Person zu entledigen, wenn ich's mit meinen Thorheiten zu grob mache. Oder, liegt meinen Vorgesetzten, Eltern, Lehrern, Obrigkeiten daran, daß ich thue, was mir befohlen ist? Sind diese mir etwa Dank dafür schuldig, wenn ich den Gesetzen genug thue? — Nichts weniger als das! Freilich wird ihnen ihr Beruf leichter, wenn ich ihnen Gehör gebe, als, wenn ich mich widersetze: freilich können sie selbst die Glückseligkeit des Tugendhaften besser befördern, als die des Pflichtvergessenen; aber, sie bleiben immer, wer sie sind; mag ich doch meine Pflichten erfüllen oder nicht: und allenfalls sind diese auch schon zufrieden, müssen sogar zufrieden seyn, wenn ich nur mit Worten und Gebehrden die Melodie meiner Pflichten spiele. — Oder, ist's gar das Interesse Gottes, daß ich seine Gebothe halte? — Gewinnt dieser dabei, wenn ich ihm eifrig diene? Verliert er Etwas dabei, wenn ich seine Gesetze übertrete? Ist er freundlich, wenn ich

thue, was er haben will? Rächt er sich im Grimme, wenn ich ihm nicht so viel Ehre und Opfer gebe, als er verlangt? — Armseliger Wahn! Wahrhaftig, wir lästern Gott, wenn wir uns ihn vorstellen, wie einen eigennützigen Menschen, den's verdrießt, wenn man ihm nicht willfahret, und, dessen Stolz beleidiget wird, wenn man nicht von ihm abhängen will; wenn wir uns einbilden, Gott habe die Menschen erschaffen, um eine zahlreiche Klientschaft zu haben, durch deren Dienste er seine Ruhe befördern — oder, mit deren Aufwartungen er Staat machen könne. — Nun, wenn weder Gott, noch meine Obern, noch meines Gleichen Vortheil von meiner Tugend haben; wer hat ihn denn? Wem zu Gefallen soll ich denn rechtschaffen leben? — Diese Frage ist ja aus dem Munde der Leute genommen, die Alles auf Gewinn beziehen und jede Handlung für unnütz, oder gar für thöricht erklären, wenn sie nicht baaren Vortheil bringt. Man kann ihnen nicht anders antworten, als: Um des Gesetzes willen sollst du recht handeln. Niemand gewinnt bei deiner Tugend und Niemand verliert bei deinem Laster, als deine eigene Würde. Sache der Vernunft ist's, folglich,

wenn du ein vernünftiger Mensch bist, auch deine Sache, daß das Gesetz der Vernunft von dir erfüllet werde. Würden wir von Jugend auf an diese Vorstellungsart gewöhnt; so würden die Trägheit und die Heuchelei und die Halsstarrigkeit, über welche so häufig geklagt wird, größtentheils wegfallen; so würden wir zeitig einsehen, daß wir Erlassung unserer Pflichten und Vergebung unserer Vergehen weder erbitten, noch erheucheln, noch ertrotzen können; daß wir zu Beobachtung der Vernunftgesetze dennoch verbunden bleiben, wir mögen gleich Nebenmenschen, Obrigkeiten und Gott scheuen oder nicht.

110.

Gewiß, der Mensch ist bestimmt in Gesellschaft mit seines Gleichen zu leben. Nur in Verbindung mit andern Menschen kann er gebildet — kann er Mensch werden und den Grad

der

der Glückseligkeit erlangen, dessen dieses Leben fähig ist: aber, er soll doch darum seine Selbstständigkeit nicht aufgeben; soll den Gebrauch der Gesellschaft nicht über das Bedürfniß ausdehnen, soll nicht auf Mitwirkung anderer Menschen rechnen und warten, wo er sich mit seinen eigenen Kräften selbst genug ist. Elend lebt der Mensch, der sich nicht an- noch auskleiden kann, er habe denn Jemanden, der ihn bedient; der so lange Durst leiden muß, bis ein Dienstwilliger kommt, der ihm Wasser holt: und, ist's nicht blos unverschuldete Schwäche; ist's angewöhnte Trägheit, die ihn so abhängig macht; so erscheint er nicht blos unglücklich, sondern auch verächtlich. Wo es auf Druck körperlicher Last ankommt, da wächst die Größe der Kraft und folglich auch die Größe der Wirkung durch Vermehrung der Masse und durch Verbindung Mehrerer zu Einem Zwecke. Wo eine Mittheilung möglich ist ohne Verringerung des Eigenthums, da kann jeder Einzelne so Viel genießen, als alle Verbundene erwerben: da ist also Gesellschaft vortheilhaft. Eine Menge verbundener Menschen lebt sicherer, als ein Einzelner Mensch und doch genießt jeder Einzelne den ganzen Vortheil der Sicherheit, den die Gesellschaft erwarb.

Vier Augen sehen Mehr als Zwei: d. h. sie lernen den Gegenstand von mehrern Seiten kennen und vermöge der Mittheilung kann jeder Einzelne von allen den Kenntnissen Gebrauch machen, die von Tausenden erfunden worden sind. Aber, wo es auf Schnelligkeit der Bewegung, oder auf guten Willen ankommt, da hilft die Gesellschaft Nichts. Zwei Läufer in Verbindung laufen nicht schneller und kommen nicht früher ans Ziel, als, wenn Einer allein läuft. Meine Tugend und guten Sitten gewinnen dadurch, daß neben mir noch Andere tugendhaft sind, eben so wenig an Werthe, als meine Ausschweifungen dadurch, daß ich sie in Gesellschaft begehe, an ihrer Schändlichkeit verlieren. Die Verehrung einer versammelten Menge ist Gott nicht angenehmer, richtet auch nicht mehr aus, als das Gebet eines Einzelnen. Vernünftig ist also die Regel, die wir uns machen und der Vorsatz, den wir fassen, überall, wo Verbindung nützlich ist, uns ihr nicht zu entziehen, aber uns auch durch den Mangel an Theilnehmern und Mitwirkern nicht vom Gebrauche unserer eigenen Kräfte abhalten zu lassen. Die Beobachtung der Menschenpflichten muß eben so wenig auf gute Gesellschaft berechnet seyn, als

die böse Gesellschaft uns zu schlechten Handlungen hinreißen darf: denn, wofür bin ich denn selbstständiger freier Mensch, wenn ich mich mit allem Fleiße zum Schatten der Gesellschaft mache? Gesetzt, ich sey der Einzige, der Etwas gutes will und vollbringt: es ist darum nicht weniger gut! Gesetzt, wir würden bei Ausführung edler Unternehmungen von allen Menschen verlassen: wenn uns nur unser Kopf und guter Wille nicht verläßt; so thut Jeder, wieviel er vermag: Mehr wird ja ohnehin nicht gefordert!

III.

In der physischen Welt bemerken wir einen ununterbrochenen Kreislauf, nach dessen Gesetzen die Materie nach und nach alle die Formen annimmt, deren sie fähig (empfänglich) ist. Der Erdkörper und alle Planeten gehen mit ihrer Rotation von einem gewissen Punkte aus

und kehren nach bestimmter Frist auf denselben Punkt zurück, um den nemlichen Lauf wieder von Vorn anzufangen. Die Wassertropfen, welche heute noch im Meere wallen, schweben morgen als Dünste in der Luft und fallen bald darauf in Form des Regens oder Schnees zurück, um, wenn sie das Land befruchtet haben, sich durch tausend Umwege wieder im Meere zu sammeln. Die Erdtheile zeigen sich nicht nur als Mineralien schon in mancherlei Gestalten; sondern, sie werden auch nach und nach Bestandtheile der Pflanze, des thierischen und Menschenkörpers und gehen durch Ausdünstung oder Verwesung wieder zu ihrer Urstätte. — Hier findet also weder Vermehrung noch Verminderung Statt, sondern nur Veränderung. Aber, in der moralischen Welt? — wie beschränkt wären unsere Hoffnungen, wenn da auch Alles im Zirkel gienge! wenn Alles in einem ewigen Kreise bliebe; wenn der Mensch nicht vermögend wäre, seinen Gesichts- und Wirkungskreis von Zeit zu Zeit zu erweitern! — Nein! hier erblicken wir unaufhaltbare Fortschritte. Hier soll ohne Zweifel nach der Absicht Gottes weder Stillstand noch Rückgang Statt finden; ob es uns gleich bisweilen so scheint, als ob manche

Theile des Menschengeschlechts immer blieben, was sie sind; Andere von einer höhern Stufe der Sittlichkeit auf eine Niedrigere herabstiegen. Vorwärts sollen wir uns strecken: denn, hinter uns ist das Unvollkommene. Einsichtsvoller, geschickter, besser sollen wir alle Tage werden! Wer sich je einbildet, er sey schon gut genug; der erklärt sich selbst für moralisch todt: und dieser Tod ist weit furchtbarer als der physische. Es ist also dem Göttlichen Willen und meiner sittlichen Natur gemäß, wenn ich mir heute vornehme, im Guten täglich fortzuschreiten: und zu meiner großen Freude weiß ich, daß kein Zufall in der Welt vermögend ist, meinen Fortschritt zu hindern. Ich mag sterben oder leben; so gehe ich vorwärts. Sterbe ich, so bürgt mir mein Glaube an Gott und Unsterblichkeit dafür, daß mein Tod nicht ein Rückschritt zur Vernichtung, sondern ein Vorschritt zur Vollkommenheit ist. Lebe ich, so giebt mir das Bewußtseyn meiner Freyheit die Versicherung, daß ich sittlich thätig seyn kann, so bald und so lange ich nur will. Und, wo Thätigkeit ist, da ist auch Fortgang: nur durch Trägheit sinken wir zurück. So will ich meinem Ziele nun Mit Ernst entgegen gehn! Man soll

mich nie unthätig ruhn — Nie rückwärts sinken sehn.

112.

Nichts ist ungewisser, als die Gewißheit. So paradox das klingt, so ist's doch eine bekannte Sache, daß die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß zu den Gegenständen gehört, über welche die Weltweisen schon viele Jahrhunderte streiten und noch immer nicht einverstanden sind. Von Einer Parthei wird sie durchaus behauptet und von der Andern durchaus geleugnet. Was kann nun der Gemäßigte und Unpartheiische dabei anders thun, als annehmen, daß die Sache noch unentschieden, mithin ungewiß sey. — Wir brauchen gar nicht Tiefdenker zu seyn, noch philosophische Bücher zu studiren: wir dürfen nur auf uns selbst Acht haben, um wahrzunehmen, daß der menschliche Verstand Dinge, die er gestern ganz

gewiß zu wissen meinte, heute in Zweifel zieht und morgen vielleicht gar leugnet: daß wir wenigstens aller zehen Jahre unsere Ueberzeugungen ändern und daß jeder denkende Mensch im männlichen Alter wenigstens die Hälfte der so genannten Wahrheiten verwirft, die er als Jüngling für ausgemacht annahm. „Aber, das ist ja ein unseliger Zustand! — wie kann ich da ruhig werden? worauf kann ich meine Hoffnungen bauen? oder, wie kann ich je wissen, ob ich recht thue? wenn ich zeitlebens an der Gewißheit meiner Erkenntniß zweifeln muß?" — Du irrest, Sterblicher! Diese Einrichtung ist sehr gut; ist deiner Natur und Bestimmung völlig angemessen. Es ist nicht dein Beruf gelernte Wahrheiten zu sammeln; sondern, du sollst nach Erkenntniß der Wahrheit selbstthätig streben. Würdest du das, wenn du heute schon versichert seyn könntest, im Besitz ausgemachter Wahrheiten zu seyn? und, wäre wol überall ein Wachsthum an Erkenntniß möglich, wenn unsere Vorstellungen durchaus unverändert blieben? — und das müßten sie doch, wenn sie gewiß wären. Kann man auch ein Gebäude erhöhen oder erweitern, ohne einen Theil des schon Stehenden wegzureißen? — Ach, wer

im männlichen Alter noch immer fest an den Gewißheiten hängt, die ihm, da er ein Knabe war, von seinen Lehrern anvertraut wurden, der hat viele Aehnlichkeit mit dem Menschen, der im vierzigsten Lebensjahre nicht länger ist, als er im Zehenten war. Beide sind Zwerge: Jener am Verstande; Dieser am Körper. Um das Räthsel völlig zu lösen, dürfen wir nur unsere Vorstellungen von den Gegenständen derselben unterscheiden. Die gegenwärtige Gewißheit der Erstern werde ich mir nie abstreiten lassen; aber, daß es durchaus nicht anders seyn könne, als ich mir es jetzt vorstelle: wer wollte das behaupten? Der einzig genugthuende Beweis meiner Gewißheit ist für diesen Augenblick mein eigenes Bewußtseyn; aber jeder kommende Augenblick hat eben das Recht, wie der Gegenwärtige: und, wie leicht kann ich mich da einer andern Vorstellung bewußt seyn! Wären meine Vorstellungen mir ungewiß; so würde ich wankend in meinen Entschließungen und unzuverlässig in meinen Handlungen seyn. Ja, wie könnte ich jetzt mit Muth arbeiten, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß das meine Berufspflicht ist? Weil ich aber eben so gewiß weiß, daß meine Erkenntniß noch alle Tage gewisser werden kann;

so strebe ich nach dieser steigenden Gewißheit. Durch Streben komme ich dem Ziele näher: und das ist Gewinn genug für die Laufbahn dieses Erdenlebens!

113.

Wozu mag doch wol Jeder von uns in der Welt bestimmt seyn? — Das ist eine Aufgabe, deren Lösung manchem jungen Menschen viel Sorge und Bekümmerniß verursacht, obgleich deren auch keine geringe Zahl ist, die die Entscheidung derselben unbesorgt dem Zufalle überlassen. Indessen scheint jene Bekümmerniß ziemlich unnöthig zu seyn: denn, der Mensch hat überhaupt nur zweierlei Bestimmung, eine Natürliche und eine Willkührliche. Die Erste ist sehr gewiß und beruht auf unwandelbaren Gesetzen: und auf die Andere kommt in Wahrheit nicht viel an. Die Natur hat uns Alle ohne Ausnahme bestimmt,

vernünftige Menschen zu werden: das ist mir so gewiß, als ich mich meines Lebens bewußt bin. Das bedarf also gar keiner Untersuchung: denn, es leidet keinen Zweifel: und das Gesetz, wodurch es entschieden ist, bedarf keiner weitern Auslegung, als die der vollständige Begrif von einem vernünftigen Menschen giebt. Die gütige Natur hat mir bewegliche Glieder gegeben, um damit Etwas schaffen zu können; hat mir Sinne gegeben, um zu empfinden, was außer mir und in mir selbst vorgeht; hat mich mit Anlagen zum Denken versehen, um das Empfundene zu Begriffen zu verbinden und vermittelst derselben über Wahr und Falsch, über Gut und Bös, über Recht und Unrecht zu urtheilen. Und, damit das, was durch Zeit und Raum getrennet wird, durch den Verstand wieder vereinigt werden soll; so hat sie mir und meinen Nebenmenschen im Sprachvermögen das edelste Vereinigungsmittel ertheilt und dadurch die Verbindung aller Menschenkräfte zu Beförderung Eines Zwecks möglich gemacht. Diese Geschenke der Natur soll ich nicht besitzen, wie der Geizige sein Geld, sondern, ich soll sie brauchen. Thätig soll ich seyn: Handeln soll ich: denn, Handeln heißt

Leben. Auch das weiß ich durch den Unterricht dieser treuen Lehrerinn: denn, sie hat alle Veränderungen meines Gemüths mit Gefühlen der Lust und Unlust verbunden und dadurch den Trieb zur Thätigkeit begründet, der mich streben heißt nach dem, was Wohl — und fliehen vor dem, was Weh thut. Weil ich aber eben so wenig auf gutes Glück leben, als mich blos durch Lust und Unlust soll leiten lassen; so bin ich in den Stand gesetzt, mir einen Zweck vorzustellen und Gesetze zu erkennen, durch welche mir die Mittel zu Beförderung dieses Zwecks gezeigt werden; auch einzusehen, daß ich, als Bewohner der Erde meine Menschenbestimmung nicht vollständig erreichen werde: und eben dadurch werde ich bewogen, auf ein anderes Leben zu hoffen und an einen Gott zu glauben, der allein die Macht hat, alle meine Bedürfnisse zu befriedigen und mir die Erreichung meines höchsten Zwecks möglich zu machen. — Wo ist der Sterbliche, der sich von dieser allgemeinen Menschenbestimmung ausnehmen kann? Bemühe dich, o Jüngling! diese vor allen Dingen zu erreichen: sie ist die wichtigste und giebt dir dein ganzes Leben hindurch voll auf zu thun. In dem Grade nun, als du diese erreichst,

wird es dir leicht werden, dich auch willkührlich zu bestimmen.

114.

Freilich gehört es auch zur Bestimmung des vernünftigen Menschen, daß er sich beschäfftige, daß er die Thätigkeit seiner Kräfte auf Gegenstände des gesellschaftlichen Lebens anwende: und, da sich die Menschen nach der Verschiedenheit der Geschäffte in mehrere Klassen getheilt haben; so entsteht allerdings die Frage: Welcher von allen diesen Klassen soll ich beytreten? Welches Geschäfft soll ich lernen und treiben? Welche Lebensart soll ich führen? — Ist dir's darum zu thun, o Freund, daß du deine Hauptbestimmung als vernünftiger Mensch erfüllest; so kommt fürwahr auf Stand und Lebensart gar Wenig an. Gut seyn und Nutzen schaffen kannst du in jedem Stande und bei jeder Lebensart. Du magst den Acker bauen, oder bei der Landesregierung arbeiten; magst spinnen und

weben, oder ein Lehramt bekleiden; magst Andern um's Lohn dienen, oder als Kaufmann die Meere durchschiffen: bringst du nur guten Willen zu deinem Geschäffte mit; und das mußt du als vernünftiger Mensch; so wird es gelingen; so wirst du damit Gott, dir selbst und der vernünftigen Welt genug thun. Hierzu kommt nun die Erfahrung und lehrt, daß die Stelle, auf welcher der Mensch in der Gesellschaft stehen soll, er mag nun seine Plane selbst machen, oder sie von Andern machen lassen, mehr durch's Loos, als durch freie Wahl bestimmt wird, weil Naturereignisse und anderer Menschen Willkühr auch Etwas darein zu sprechen haben. Wir können freilich heute einen Stand nach unserer Neigung wählen; aber, es geht sehr natürlich zu, wenn andere Neigungen eintreten, ehe einmal die Ersten befriediget sind. Wir können wol wünschen, mit der Zeit ein gewisses Amt zu bekleiden; aber, wir können doch die Gesellschaft nicht nöthigen, uns gerade das, was wir wünschen, zu geben. Es steht uns allerdings frei bei dem Geschäffte, das wir ergreifen, auf Wohlstand und Glückseligkeit zu rechnen; aber, der wirkliche Besitz dieser Glückseligkeit hängt darum immer noch von vielen Umständen

ab, auf die wir nicht rechnen können. — Ob dieses so gut ist? ob's nicht besser wäre, wenn Jeder das Ziel, das er sich etwa in der Jugend steckt, ungehindert und unfehlbar erreichen könnte? Das zu untersuchen wollen wir einstweilen Andern überlassen. Uns beruhiget schon die Ueberzeugung, daß bei jener Ungewißheit des künftigen bürgerlichen Verhältnisses, weder unsere Menschenwürde noch unsere Glückseligkeit in Gefahr kommt: wenn wir uns sonst als vernünftige Menschen dabei benehmen. Warlich! wenn die Hauptbestimmung von der Nebenbestimmung abhängen sollte; das würde der Weisheit des Weltschöpfers eben so wenig entsprechen, als wenn die Glückseligkeit unseres Lebens dem Erfolge eines jugendlichen Einfalls anklebte. Bei solchen Trostgründen können sich doch wol unsere Mütter die ängstlichen Sorgen für das künftige Glück ihrer Söhne ersparen!

115.

Daß es nicht immer in des Menschen Gewalt steht den Platz zu wählen, auf dem er sein Leben zubringen will; daß er dabei Viel von Umständen und Zufällen abhängt; daß aber seine wahre Menschenbestimmung darunter gar nicht leidet; das soll dem zum Troste gereichen, dem das Loos nicht auf's Lieblichste gefallen ist; nicht aber denen zur Richtschnur, die es noch in ihrer Gewalt haben, sich zu bestimmen: denn, auch hierbei soll der Mensch mit sehenden Augen zu Werke gehen; soll so lange der Vernunft der Erfahrneren Gehör geben, bis seine eigene reif ist, um bei der Berathschlagung über diesen wichtigen Schritt den Vorsitz führen zu können. Zwar hat Nichts stärkern Reiz für das junge Blut, als das Beispiel seiner Jugendgenossen. Spricht der Eine vom wissenschaftlichen Studiren: gleich will der Andere auch in die lateinische Schule gehen. Tritt der Sohn des Nachbars in einen Stand, der den Degen trägt: welche kränkende Schande wär's für Mutter und Sohn, wenn Letzterer neben seinem ehemaligen Spielkameraden im Schurzfelle einher gehen

sollte! Aber, solche Vorgänger sind insgemein blinde Leiter. Ach, Freunde! woll't ihr euch einmal nach Beispielen richten; so könnt ihr dieser Sorge gar überhoben seyn: denn, ihr findet junge Menschen genug, die entweder gar nicht daran denken, daß sie doch einmal in der Welt einen bestimmten Platz haben müssen; oder die wol gar dabei auf den glücklichen Zufall Mehr, als auf vernünftige Maßregeln rechnen. Sie betrachten ihr Leben, wie ein Schiff, das sich ohne Kompaß und Steuerruder den Winden und Wogen überläßt. Geht's gut; kommen sie glücklicher Weise in den Hafen, wohin sie zu kommen wünschten und, wo es ihnen ihrer Vorstellung nach wohl geht; so preisen sie die Güte der Göttlichen Vorsehung, die sie so wunderbar und so weislich, aber doch immer herrlich geführet hat. Geht's aber nicht gut; bleiben sie lebenslang Abentheurer; oder, werden sie an Klippen verschlagen, so, daß ihre Hoffnung scheitert und sie nun nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen; so schämen sie sich freilich, der Göttlichen Vorsehung zuzurechnen, woran eigentlich blos ihr Unverstand Schuld war; aber, sie klagen, ihr unglückliches Schicksal an: ein Ausdruck, bei dem sie eben so wenig denken, als

bei den Handlungen, dadurch sie sich dieses Schicksal zuzogen. Aber, sollten diese wol unsere Muster seyn? — Nein! von dem Rechte, das wir haben, uns willkührlich zu bestimmen, wollen wir wol Gebrauch machen; aber nach Gründen, die wir gewiß mehr in uns selbst, als außer uns finden werden; wollen nicht dem Rohre gleichen, das sich dahin beugen muß, wohin es der Wind treibt; noch den trägen Körpern, welche sich immer dahin bewegen, wohin sie von Andern gestoßen werden; sondern, was wir können, das wollen wir redlich thun: dann wird es uns gar leicht werden, uns darüber zu beruhigen, daß wir nicht Alles können.

116.

Die Menschen glauben sich nicht besser vor ihrem Gott demüthigen, noch die Ansprüche, welche sie auf die Wohlthaten, auf die Hülfe und Nachsicht Gottes machen, fester gründen zu können, als, wenn sie sich selbst der Unwissenheit,

der Unfähigkeit, der Blindheit und Armuth anklagen; wenn sie so viel Schlimmes als möglich von sich selbst sagen, sich arme Sünder nennen, auch des Gerichts und aller zeitlichen und ewigen Strafen für schuldig erklären. Sie glauben ihren Gott gerade in dem Maße zu verherrlichen, in welchem sie sich herabwürdigen; Gott um so viel größere Ehre zu erzeigen, je mehr sie sich selbst Schande anthun. Sie mögen sich wol ihren Gott so vorstellen, wie die Gnädigen Herren der Erde, die dem gewöhnlich am meisten mit ihrer Huld zugethan sind, der sich selbst alles Verdienst abspricht und sein ganzes Schicksal in die großmüthigen Hände seines Gönners legt. Aber, es ist nicht glaublich, daß eine solche Selbstverachtung dem weisen Gott, der dem Menschen vielmehr die Selbstschätzung zur Pflicht gemacht hat, angenehm seyn könne: denn, es liegt darin das offene Geständniß der Saumseligkeit und des Leichtsinnes: Eigenschaften, in welchen sich der Schöpfer unserer Natur unmöglich geehrt finden kann. Er läßt den Menschen leben, damit er zur Erkenntniß der Wahrheit kommen soll: schlimm genug, wenn du bekennen mußt, die Bildung deines Verstandes über der Pflege des Körpers und der Belu-

stigung der Sinne versäumt zu haben. Er hat in die Natur des Menschen die Vermögen gelegt, so viel Gutes zu erwerben, als erforderlich ist, um den Zweck dieses Erdenlebens zu erreichen: schlimm genug, wenn du diese Vermögen unentwickelt gelassen hast und muthwillig arm geblieben bist, da du doch reich werden konntest. Er hat den Menschen bestimmt, täglich klüger und sittlich besser zu werden: sollt's ihn wol erfreuen, wenn du ihm sagst: ich bin roh und unwissend geblieben: und weil mir die Sünde Vergnügen machte, so habe ich sie herrschen lassen? Diese Selbstbeschuldigungen sind entweder wahr oder nicht wahr. Sind sie wahr; so machst du dich durch Wiederholung derselben verächtlich: denn, wer sich immer anklagt und nie bessert, der ist endlich werth verworfen zu werden. Sind sie nicht wahr; so begehest du eine Ungerechtigkeit gegen dich selbst, wenn du mehr Böses von dir sagst, als dein Gewissen dir vorwirft. Keins von Beiden kann dem heiligen Gott wohl gefallen. — Wohlan, Freunde! wir wollen weder vor Gott noch vor Menschen groß von uns sprechen; aber, sich immer selbst tadeln und doch die getadelten Fehler nicht abzulegen streben: fürwahr, das ist noch schänd-

licher, als Selbstlob. Ueberhaupt sind wir ja gar nicht berufen unsere eigenen Verdienste zu würdigen. Lasset uns unermüdet unsere Kräfte anstrengen und pflichtmäßig handeln. Wie viel wir werth seyn, das weiß Gott ohne Zweifel weit besser, als wir es ihm sagen können.

117.

Es mag wol seyn, daß der Mensch einen weit höheren Grad der sittlichen Güte denken, als selbst in diesem Erdenleben erreichen kann. Aber, wer aus der Unmöglichkeit vollkommen zu werden folgern wollte, daß es vergeblich sey nach Vollkommenheit zu streben, der würde eine gotteslästerliche Thorheit begehen. — Freilich kostet das Streben Mühe; oft auch Verleugnung. Das ist der lieben Sinnlichkeit unbequem, und, um sich diese Unbequemlichkeit zu ersparen, bethet man frömmelnde Sprüchlein und dünkt sich gut genug. „Alle Men-

schen sind ja Sünder; darum brauchen ich und du uns der Sünde auch nicht sehr zu schämen. Unser Wissen ist und bleibt ja Stückwerk; mithin ist's doch vergebliche Mühe nach Zusammenhang und Vollständigkeit zu streben. Die Moralisten haben immer Etwas zu tadeln; aber, wer kann sich helfen? ist doch auch der Heiligste nicht ohne Fehler! Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind und sich in die Zeit schicken: wir wer en die Welt doch nicht umschaffen. —" So heißen die gangbaren Entschuldigungen, durch welche sich viele Menschen erlauben ihre sittliche Unthätigkeit zu bemänteln. Andere geben sich zwar das Ansehen, als wenn sie die Aufklärung befördern und dadurch, wie sie sagen, für Menschenwohl und Bürgerglück arbeiten wollten; aber, sie begnügen sich mit einem neuen Anstriche der alten Thorheiten: und, wenn sie gestehen müssen, daß dadurch weder ihre Sitten noch die gesellschaftlichen Anstalten verbessert werden; so trösten sie sich mit dem armseligen Weidspruche der Afterweisen: daß Unvollkommenheit die Bestimmung dieses Erdenlebens sey; und möchten damit lieber die Schuld ihrer Faulheit auf die Rechnung des weisen Gottes schreiben. Aber, das ist nicht recht!—

Wie? weil wir nicht Alles wissen können; darum wollen wir uns selbst in grober Unwissenheit gefallen? Weil wir nicht sittlich vollkommen seyn können; darum wollen wir's für ausgemacht annehmen, daß wir sittenlos handeln müssen? — Weil wir die Welt nicht verbessern werden: bringt das etwa mit sich, daß wir auch keine Mühe anwenden dürfen, uns selbst zu verbessern? — Weil wir das äußerste Ziel nicht zu erreichen hoffen: darum erlauben wir uns keinen Fuß von der Stelle zu setzen? — Weil wir nicht zum Himmel fliegen können; folgt daraus, daß wir lebenslang auf dem Boden kriechen müssen? — Nein, Freunde! lasset uns nicht kriechen! sondern stehen und aufrecht gehen und höher streben, so lange wir Kräfte haben: diese werden wir aber gewiß haben, so lange wir uns den Mangel derselben nicht einbilden. Daß wir von Gott bestimmt sind, nach allen Gattungen menschlicher Vollkommenheit zu streben, und daß ernstliches Streben nie ohne guten Erfolg bleibt; daß der Arme durch Fleiß und gute Haushaltung reich werden kann und der Schwache durch Uebung stark, und der Unwissende durch Aufmerken klug; daß keine Bemühung

merklichern und sicherern Fortgang hat, als die sittliche; das sind Wahrheiten, welche kein Vernünftiger leugnen wird. Handeln wir ihnen gemäß, so gleichen sie den guten Samenkörnern, die uns von wohlthätiger Hand geschenkt wurden; die uns aber, seitdem wir sie sorgfältig warten, alle Jahre mit schöneren Früchten erfreuen.

118.

Zur guten Wirthschaft ist's nicht nur nöthig zu wissen, Was man hat; sondern auch: Wieviel man hat? Also, wer mit seinen Kräften gut haushalten will; der muß nicht nur wissen: Was er vermag; sondern auch Wieviel er vermag: denn, wie soll sich ein Mensch der Mäßigkeit befleißigen, wenn er das rechte, wahre Maß seiner Kräfte nicht kennt? — und gleichwol ist es eben diese Tugend der Mäßigkeit, welche unsere physische und moralische Thätigkeit in Zucht und Ordnung halten soll. Wer sich

zuviel zutraut, begeht einen eben so gefährlichen Rechnungsfehler, als, wer überall mißtrauisch gegen sich selbst ist. Denken wir uns einen Menschen, der sich getraut ohne Hülfe und Erleichterungsmittel die schwersten Lasten zu tragen, ohne Wegweiser die ganze Welt zu durchreisen, ohne Lehrer alle Künste und Wissenschaften zu lernen, ohne Zuziehung fremder Augen das ganze Reich der Wahrheit überschauen zu können und ohne Prüfung Alles, was nicht ihn selbst zum Urheber hat, verwerfen zu dürfen; wird der nicht sich selbst und Andere betrügen? Die Gesellschaft wird den Vermessenen eben so wenig brauchen, als er die Gesellschaft braucht. Weder die Natur, noch die Vernunft außer ihm, wird ihm je genug thun, weil er sich durchaus nur selbst genug thut. Ihm geschähe nicht besser, als, daß er aus der Welt gienge: denn, er ist sich selbst eine Welt. Aber, sein Selbstdünkel wird gewiß genug gedemüthiget werden, wenn er Ueberlegenheit findet, wo er sie am wenigsten erwartete; wenn er erfährt, daß es Mücken in der Welt giebt, welche im Stande sind Löwen zu überwältigen; wenn er genöthiget wird, da um Hülfe zu bitten, wo er glaubte, Andern Hülfe leisten zu können. Viel-

leicht ist keine Menschenklasse geneigter in diesen Fehler zu fallen, als die kraftvolle Jugend, so lange sie es nur noch mit ihren Erziehern, Gespielen und Lehrern, nicht mit der Welt, zu thun hat. Da bildet sie sich leicht ein, es sey in der ganzen Welt so, wie im väterlichen Hause oder in der Schule. Sie schätzt ihre Kräfte nach dem lebhaften Selbstgefühle, und die Stärke der ganzen übrigen Welt nach dem schwachen Widerstande, den sie bisher gefunden hat. Weil der Jüngling durch eine Tagreise nicht sehr ermüdet wird, so überredet er sich leicht, daß seine Kräfte auch auf der Wallfahrt des ganzen Lebens jeder Ermüdung Trotz biethen werden: und, weil er mit seinen Uebungsgeschäfften, so lästig sie ihm auch bisweilen zu seyn dünken, leicht fertig wird, so wähnt er, das Verhältniß zwischen Last und Kraft werde immer und überall dasselbe seyn. Freilich: die bestimmten Größen lernt er erst in der Folge durch Erfahrung kennen. Das ist nun die Eine Linie, die wir uns hüten wollen zu überschreiten. Die menschliche Natur ist allerdings einer großen Vollkommenheit fähig; aber, der Weg ist weit bis zum Ziele; der Hindernisse, die ihn erschweren, sind Viel und die ganze Menschenbestim-

mung ist auf wechselseitige Hülfe berechnet. Finden wir nun einen Gefährten, der uns freundlich die Hand biethet; so wollen wir ihn nicht mit stolzer Selbstgenügsamkeit zurückweisen; denn, es kommen gewiß noch einmal Zeiten, wo wir sein bedürfen.

119.

Wenn man zu Wenig thut, so wird die Rechnung eben so gewiß unrichtig, als, wenn man zu Viel thut. Ist Uebermuth ein schädlicher Fehler; so ist's Kleinmuth nicht weniger. Wer sich zu Viel zutraut, der macht in der Folge niederschlagende Erfahrungen: wer aber durchaus mißtrauisch gegen sich selbst ist, der kann auch nicht einmal durch Erfahrung klüger werden: denn, er versucht Nichts. Es giebt Menschen, selbst Jünglinge, welche sich nicht getrauen, ein Pfund zu heben, weil sie es für einen Zentner ansehen; welche vor jeder kleinen

Mühe und Anstrengung zurückschaudern, weil sie voraus zu wissen glauben, daß sie sie nicht aushalten werden; denen man Nichts zumuthen darf, weil man immer die Antwort erhält: das kann ich nicht! das ist mir zu schwer! Die jedes Geschäfft, dabei man sich regen muß, ausschlagen, aus Besorgniß, daß sie unter der Last desselben erliegen möchten; welche überall Nichts mit Muth unternehmen, weil ihnen, wie sie vorgeben, das Gefühl ihrer Schwäche vor der Fortsetzung bange macht. Das sieht zuweilen aus, wie Bescheidenheit, oder Demuth; aber, lasse sich Niemand irre führen. Wenn die Schuld nicht etwa in einer Krankheit der Nerven liegt; so steckt gewöhnlich Faulheit dahinter. Wer viel kann, denken diese Kleinmüthigen, der muß Viel thun. Sie aber haben einen großen Hang Wenig zu thun: und dem glauben sie sich mit vollem Fug überlassen zu können, wenn sie einen Mangel an Kräften vorgeben. Das ist also die Zweite Uebertreibung, wodurch wir uns von unserer Bestimmung entfernen. Freilich ist die menschliche Natur eingeschränkt; aber, wer sich diese Schranken noch enger einbildet, als sie sind, der vergeht sich an seiner Natur fast eben so sehr, als, wer

sich das Leben nimmt, weil er für die Zukunft Mangel an Unterhalt befürchtet. — Um also berechnen zu können, Wieviel wir unternehmen dürfen, wollen wir uns erstlich bemühen, die jedesmalige Größe unseres moralischen Vermögens zu kennen: das ist dem vernünftigen Menschen so nöthig, als dem Kaufmann, die Größe seines Kapitals zu wissen. Dann aber wollen wir auch die Rechnung nicht gar zu ängstlich machen: denn, zu geschweigen, daß unsere Kräfte durch die ernstliche Anwendung zunehmen; so können wir uns auch bei grossen Unternehmungen über die Unmöglichkeit der Ausführung oft damit trösten, daß wir schon durch den ernstlicheu Willen unserer Pflicht genug thun.

120.

Der Wunsch, daß es in der Welt besser werden möge, ist ziemlich allgemein: nur, daß je-

der Wünschende sich eine andere Vorstellung von dieser Weltbesserung macht, je nachdem sein Blick in die Welt weit oder eingeschränkt ist. Einer wünscht, daß mehr Geld und genießbare Dinge in der Welt werden; oder, weil er doch sich selbst für den Mittelpunkt des Weltsystems hält, daß wenigstens sein Antheil an den Gütern der Welt größer werde. Ein Anderer, den die große Welt interessirt, wünscht, daß die Regierungen und die Staatsverfassungen seinem Ideale näher kommen. Ein Dritter, dessen Weltbegrif sich nur wenige Spannen von seinem Standpunkte entfernt, wünscht, daß die Lebensmittel wohlfeiler und das Gesinde bald fleißiger und williger werden möge. Eben durch dieses große Interesse ist die Frage der Weltweisen: Ob es in der Welt von Zeit zu Zeit besser werde? in unsern Tagen zu Einem der gefälligsten philosophischen Modeartikel geworden: und, o! wie willkommen würden sie dem ganzen Menschengeschlechte seyn, wenn sie der allgemeinen Sehnsucht mit einer fröhlichen Bothschaft entgegen kommen und Jedem nach seinen Begriffen die Versicherung geben könnten, daß es nun wirklich in der Welt besser werde. Allein, jener Wunsch ist, wie die meisten Wün-

sche der Menschen; übel verstanden und diese Frage ist Lustspiel für die Einbildungskraft. Sie mag gleich mit Ja, oder mit Nein beantwortet werden, so ist die Antwort niederschlagend. Denn, wird's nicht besser mit unserem Zustande; bleibt die Welt Ein Mal wie das Andere; dreht sich Alles im ewigen Zirkel herum, so, daß das, was eine Zeit lang gestiegen ist, regelmäßig wieder zurückfällt; so ist's ja vergebens, daß wir uns bemühen, irgend Etwas besser zu machen, als unsere Vorfahren: und wer soll da Muth haben, für des allgemeine Beßte zu arbeiten, da wir voraus wissen, daß eine Periode kommt, in welcher dieses Bessere wieder dem Schlimmern weichen muß? — Wird's aber wirklich von Zeit zu Zeit in der Welt besser; so betrübt es mich, daß mein Leben in Eins der schlimmern Zeitalter gefallen ist. Wenn ich denn all das Uebel, worüber die Welt jetzt, mit Recht oder mit Unrecht, seufzet, von der Jugend an, bis ins Alter erduldet und an Abschaffung desselben mit meinen gutdenkenden Zeitgenossen redlich gearbeitet habe; alsdenn muß ich fort und den Genuß der Früchte, die ich habe bauen helfen, einem andern Geschlechte überlassen. So betrachtet, scheint mir die Spekulation ziemlich

unnütz zu seyn. Wem wirklich daran gelegen ist, daß des Guten in der Welt von Zeit zu Zeit Mehr werde; der frage nicht: Wird die Welt besser? sondern: Werde ich besser? — Je mehr der Menschen sind, die diese Regel beobachten; desto besser wird's in der Welt!

121.

Die Frage: Ob's in der Welt wirklich von Zeit zu Zeit besser wird? scheint den Jüngling noch mehr zu interessiren, als den Alten: denn, je weiter der Weg ist, den wir noch vor uns haben, desto länger können wir hoffen das Bessere zu genießen. Sollen wir indessen das menschliche Leben nicht schlechterdings wie ein Gaukelspiel betrachten, welches dem Zuschauer um so Viel besser behagt, je länger es ihn in der Täuschung erhält; so ist's auch der Mühe werth den Grund jener Hoffnung zeitig zu untersuchen, damit wir so bald als möglich aufhören dem

Schatten nachzulaufen. Bezieht sich die berüchtigte Frage auf das Physisch-Gute; wollen wir wissen, ob die Kräfte der Natur überhaupt wirksamer, die Mischung der Elemente unsern Wünschen willfähriger, der Ertrag der Felder und Weinberge ergiebiger, und die Produktion in allen Gattungen reichlicher ausfallen werde; so kann man mit Zuverlässigkeit antworten: Es wird weder besser noch schlimmer: denn, des Stoffs, den die Natur verarbeitet, wird weder Mehr noch Weniger: die Kräfte gehören zum Wesen der Dinge, bleiben also dieselben, und die Gesetze, nach welchen sie wirken, sind nothwendig und unveränderlich; mithin haben wir weder größere Massen, noch neue Formen zu erwarten. Bezieht sich aber jene Frage auf das Sittlich-Gute; wünschen wir zu erfahren, ob die Menschen von Zeit zu Zeit mehr Achtung für sich selbst haben, mehr Liebe für einander fühlen, in ihren Handlungen mehr dem Vernunftgesetze folgen, mehr nach innerer Würde, als nach dem Genuß äußerer Güter streben werden; so kann darauf kein Sterblicher weder Ja, noch Nein antworten: denn die Sittlichkeit besteht nicht in Tönen und Gebehrden, sondern in den Bewegungsgründen: und diese kündigen

sich

sich zwar dem innern Bewußtseyn an; aber, sie fallen nicht in den äußern Sinn. Folglich kann ich zwar mit Zuverläßigkeit wissen, ob Ich besser werde; aber, ob mein Nebenmensch besser wird, das kann ich nicht beurtheilen: denn, ich kann ihm ja nicht in das Herz sehen: und aus eben dem Grunde wird uns immer das Maß fehlen, wonach das Steigen und Fallen der Sittlichkeit im Allgemeinen bestimmt werden könnte. Zwar nehmen wir es uns gern heraus über das gute oder schlechte Herz anderer Menschen zu richten: denn wir glauben von den Worten auf die Vorstellungen und von den Handlungen auf die Gesinnungen schließen zu können. Aber, alle diese äußern Zeichen sind täuschend und unsicher: denn, die Tiefen des menschlichen Herzens sind unergründlich. Die schönsten Sprüche sind längst durch Mißbrauch entheiligt und die edelsten Handlungen werden von verkehrten Menschen verkehrt gedeutet. Also lasset uns nur nicht lange bei dieser spekulativen Frage verweilen, sondern auf die praktische Lehre zurück kommen: Thue recht: scheue Niemanden! Anstatt die Besserung von der Zukunft zu erwarten und in Gegenständen außer uns zu

suchen, wollen wir sie je eher je lieber in uns selbst anfangen.

122.

Nichts scheint preiswürdiger als der Verbesserungseifer! und, wen ergreift er leichter als den Jüngling von voller Kraft und edlem Muthe, wenn er mit jedem Schritte, der ihn tiefer in die Welt führt, neue Mißbräuche wahrnimmt; dessen Gefühle sich empören, wenn er sieht, wie das Recht verkauft und das Unrecht belohnt — wie jeder gelungene Gewaltstreich gepriesen und die Unschuld der Sitten gehöhnt wird; wie die unersättliche Genußgierde Alles verschlingt, während daß Vernunft und Tugend in Fesseln schmachten; der fast in Versuchung kommt sich der Gesellschaft, in welcher er lebt, zu schämen und nun vor Verlangen brennt, die Ungeheuer zu bekämpfen, deren Hauch die Luft verpestet und deren Fußtapfen von Gifte trie-

fen. — Schön ist's allerdings Wahrheit und Recht zu erkennen und ehrenwerth sind die seltenen Menschen, welche sich anstrengen, um Beides geltend zu machen, so weit sie nur können. Aber, willst du Rath vom Erfahrnen annehmen, junges Blut, so geh in deinem Verbesserungsgeschäffte nicht rasch zu Werke: sonst ist das Unternehmen für dich gefährlich und für die Welt vergeblich. Bilde dir nicht ein, daß die Beförderung des Guten auf dich gewartet habe und daß die Menschen Jeden mit offenen Armen empfangen werden, der ihnen sagt, daß sie Thoren sind und sie nun zur Erkenntniß und zur Pflicht leiten will. Ach! sie können Nichts weniger vertragen, als den Aufruf zum Besserwerden. Der Genuß dessen, was Einer dem Andern aus den Händen reißt, bringt ihnen so viel Wonne, daß sie Jeden, der sie darin stöhrt, einmüthig anfeinden und daß du, anstatt Dank und Lob für deine Verbesserungsanschläge einzuernden, von Glück zu sagen hast, wenn du nicht frühzeitig ein Opfer ihrer verfolgenden Wuth wirst. Ueberdieß ist es Vorurtheil, wenn man meint, daß die Weltverbesserung durch direkte und absichtliche Einwirkung Eines Menschen auf den Andern befördert werden könne.

Wem im Ernste daran liegt, daß es in der Welt besser werde, der bemühe sich nur aus allen Kräften selbst besser zu werden. Mehr kann er nicht thun. Damit thut er aber auch in Wahrheit nicht Wenig: denn, zu geschweigen, daß er dadurch die Summe des Moralisch-Guten in sich selbst wirklich vermehrt; so ist auch das Beispiel, das er giebt, das einzige ihm mögliche Mittel, die Vermehrung des Sittlich-Guten in Andern zu befördern. — Wir Menschen haben nun einmal nicht das Vermögen auf's Ganze zu wirken: die sich Mächte nennen, so wenig, als die wie Knechte behandelt werden. Unser Wissen ist Stückwerk; unsere Kräfte sind sehr eingeschränkt; unsere Lebenszeit ist kurz und unser Wirkungskreis enge. Besorge also nur Jeder den ihm angewiesenen Theil: das Ganze wird denn wol der Allmächtige besorgen.

123.

Welches ist denn eigentlich das Band, das die sogenannten Freundschaften der Menschen knüpft? — Ei! was sonst, als Gewinn? Der sinnliche Mensch ist ein eigennütziges Thier: sein Zweck ist Haben und Genießen: und jeder andere Mensch ist ihm in dem Grade lieb oder gleichgültig, als er ihn für brauchbares Mittel zu Erreichung jenes Zwecks hält. Nimm diesen Gesichtspunkt an: und du wirst dir daraus alle die gewöhnlichen Erscheinungen bei den menschlichen Freundschften leicht erklären können. In der Jugend knüpfen sich die freundschaftlichen Verbindungen am leichtesten und halten am festesten: weil die jugendlichen Neigungen flüchtig und überhingehend sind; weil die Mittel sie zu befriedigen sich im Ueberflusse darbiethen, daher der gemeinschaftliche Genuß Mehrerer leicht Statt findet; weil also Jeder seine eigenen Absichten erreichen kann, indem er sich von seinem Freunde als Mittel gebrauchen läßt. — Die meisten Freundschaften werden eben so schnell getrennt, als sie sich schließen: weil diese Verbindungen den Verträgen der Kaufleute gleichen,

deren Jeglicher beim Handel zu gewinnen hofft: Sobald Einer sieht, daß der Andere bei diesem Tauschhandel im Vortheile steht, oder, daß er die Mühe, die er jetzt unter sich und seinen Freund theilt, mit mehrerem Vortheile auf sich allein wenden kann; so wird der Vertrag aufgehoben. — Der Wohlhabende, besonders der Gastfreie hat dem Scheine nach mehr Freunde, als der Arme: denn, Jener ist eben nicht Mittel, hat aber doch Mittel, wodurch die Absichten Mehrerer befriedigt werden können; bezögen sich auch diese Absichten und Wünsche blos auf den Genuß mancher guten Mahlzeit: dagegen der Arme höchstens mit Kopfe oder Leibeskräften Dienste leisten kann, welche zu benutzen es keiner freundschaftlichen Verbindung bedarf; sondern, dafür man ihn kümmerlich bezahlt und laufen läßt. — Wenn der Mensch in der Noth ist, so hat er gar keine Freunde: denn, eben weil er selbst Noth leidet, kann er nicht Andern helfen und dienen; folglich ist er Niemanden brauchbar: und wer wird einen Menschen schätzen, den man zu Nichts brauchen kann? — Die meisten Menschen verlangen von ihren Freunden thätige Dienste und erwiedern sie mit leeren Worten. Das ist auch nicht zu verwun-

dern: denn Worte kosten sie Nichts. So bald sie deine Hoffnung auf gleiche Dienste erfüllen sollen, geben sie dich auf und suchen sich einen andern Freund, den sie auch wieder eine Weile durch solche Hoffnungen hinhalten können: denn, warum sollten sie theuer kaufen, was sie wohlfeil haben können? Mit Einem Worte: Wahre Freundschaften sind die größte Seltenheit: und das kann nicht anders seyn, so lange Bevortheilung das einzige Interesse der Freundschaft ist: denn, wie kann eine Verbindung wahr seyn, die sich auf Unwahrheit gründet? Der Wahlspruch der menschlichen Freundschaften heißt: Jeder Mensch ist mir soviel werth, als er mir einbringt. — Jünglinge! rechnet nicht auf die Beständigkeit eurer Freunde, so lange ihr nur wechselseitige Beförderung des Genusses zur Absicht habt. Findet ihr aber ein Gemüth, das sich gleich stark mit euch für Recht und Pflicht interessirt; dann erst könnet ihr glauben, daß euch ein Freund bescheret sey.

124.

Jeder Mensch, der in einer bürgerlichen Gesellschaft lebt, soll ein Geschäfft treiben, wodurch er zum öffentlichen Wohlstande beiträgt und zugleich seinen eigenen bürgerlichen und häuslichen Wohlstand befördert. Welcher Jüngling nun sich auf dieses Geschäfft dadurch vorzubereiten glaubt, daß er einen gewissen Vorrath Kenntnisse einträgt, sich gewisse Fertigkeiten und Handgriffe eigen macht, die er bei seinem werbenden Berufsgeschäffte anzuwenden denkt; der betrachtet sein ganzes Bildungs- oder Vorbereitungsgeschäfft wie das Sammeln eines Kapitals, das er auf Leibrenten geben, und von dessen Ertrag er sich nähren will; wendet also darauf die sonst ganz richtige Haushaltungsregel an, daß man sich mit unnützem Geräthe nicht belasten soll; daß Güter, die sich wenig oder gar nicht verinteressiren, auch nicht kaufenswerth sind: und dieser Regel zu Folge ist er ängstlich dafür besorgt, daß er ja nicht eine Kenntniß, nicht eine Fertigkeit oder Geschicklichkeit mehr erlange, als sein künftiges Gewerbe schlechterdings erfordert. In solchem

Wahne wird er denn oft genug durch Eltern und erwachsene Freunde bestärkt, deren Einer zu ihm sagt, daß die Kenntniß der Natur ein sehr unnützes Studium sey, und daß er in seinem ganzen Leben keinen Groschen damit verdient habe; der Andere den künftigen Rechtsbeflissenen warnt, die Zeit ja nicht etwa mit Erlernung der Griechischen Sprache zu verderben, weil man sich als Advokat oder Gerichtshalter vollkommen wohl befinden könne, ohne einen Griechischen Buchstaben zu kennen: — ein Dritter den künftigen Bürger und Handwerksmann versichert, daß sein Brauurbar darum nicht einträglicher seyn und daß man ihm seine Produkte darum nicht theurer bezahlen werde, wenn er gleich noch so viel Geschichte oder Sittenlehre gelernt habe. Allein, dieser ökonomisch-merkantilische Gesichtspunkt ist hier sehr übel angebracht: denn, zu geschweigen, daß die Gewinnung des täglichen Brodts ja nicht höchster Zweck unsers Lebens — daß beim jugendlichen Fleiße die Bildung zur Menschheit Hauptsache und die Vorbereitung auf den bürgerlichen Beruf nur Nebensache ist; so kann auch kein Jüngling seinen künftigen Geschäfftskreis voraus wissen, er trete, in wel-

chen Stand er wolle. Mag er sich immerhin aus Neigung oder gewinnsüchtiger Spekulation für ein Geschäfft bestimmen; wer kann wissen, ob ihn nicht das Schicksal zu einem Andern bestimmt hat. Wir haben Beispiele genug, daß junge Leute, die den gelehrten Stand wählten, in der Folge ein Handwerk treiben oder Kriegsdienste thun mußten, und daß Andere, die durch Handlung und Gewerbe ihr Glück zu machen gedachten, am Ende als Schulmeister ihr Brodt zu gewinnen suchten. Was nützte nun jene Rechnung? — Alsdenn hört man freilich oft genug die vergebliche Klage: „Ach! wenn ich das in meiner Jugend gewußt oder geglaubt hätte; so würde ich die Gelegenheit das, was ich jetzt so nothwendig brauche, zu lernen, nicht versäumt haben.“ — Eine solche Betrachtung wird fruchtbar genug für uns seyn, wenn wir daraus lernen, daß diese Art seine künftigen Bedürfnisse und ihre Befriedigung zu berechnen, sehr trüglich ist; und daß wir uns nach einem andern Bestimmungsgrunde für die Richtung unseres Jugendfleißes umsehen müssen, wenn wir nicht mit der Zeit in die traurige Nothwendigkeit wollen versetzt seyn, unser Jugendleben zu bereuen.

125.

Wenn manche Leute das jugendliche Alter, als den Frühling des Lebens vorstellen, während dessen man, gleich der fleißigen Ameiße, eintragen und sammeln müsse, damit man hernach im kommenden Alter zu zehren habe; so meinen sie es wol damit recht gut. Aber, diese gute Meinung ist gefährlichen Mißdeutungen ausgesetzt: denn, sehr oft gebiert sie in dem Kopfe des Jünglings das Vorurtheil, daß seine künftige Brauchbarkeit, oder, wie man es so gern nennt, das Glück seines Lebens, und wol gar sein ganzer Menschenwerth auf gesammelten Vorräthen beruhe; oder, daß der Mensch in der Welt lebe, um zu zehren und Alles gethan sey, wenn nur für die Zehrung gesorgt ist. Durch dieses Vorurtheil verleitet, tragen sie ein, so Viel sie können, lernen auswendig, schreiben Hefte, um in ihrem Gedächtnisse, oder in ihren Bücherschränken einen guten Schatz zu haben, von dem sie mit der Zeit für gute Bezahlung wieder ausspenden können; bei welchem Sammlungsgeschäffte ihnen freigebige Lehrer durch Mittheilung ihrer gelehrten Vorräthe gern Vorschub

thun. — Wie aber? wenn nun unglücklicher Weise der angeschaffte Reichthum auf das Geschäfft, zu dem sie in der Folge durch Zufall bestimmt werden, sich gar nicht anwenden läßt? — Nun ja! alsdenn wimmern sie darüber, daß alle Mühe und Zeit, die sie auf jene Lernerei und Schreiberei verwandt hatten, so gut, wie verloren ist: und Wer? und Was kann sie darüber trösten? — Ei! warum rathet man ihnen nicht lieber auch in der Jugend alle das Geld zu sammeln, mit welchem sie einst als Männer ihre Haushaltung bestreiten wollen? — „Aber, der Mensch muß ja doch Kenntnisse besitzen, wenn er Aemter verwalten — muß ja doch Fertigkeiten haben, wenn er Geschäffte treiben will. Hat er sie nun nicht in der Jugend erworben, gesammelt, verwahrt: wenn soll er denn dieses Versäumniß nachholen?" — Man wird die Aufgabe schwerlich genugthuend lösen können, wenn man nicht vor allen Dingen die Menschenbildung von der Geschäfftsbildung unterscheidet. Jene muß vorangegangen seyn, wenn diese von Statten gehen soll: und diese wird um so viel leichter und schneller gelingen, je vollständiger jene bewerkstelliget ist. Jene erfordert, daß wir unsere Kräfte entwickeln und Geschicklich-

keiten und Fertigkeiten erlangen, die sich auf jeden gegebenen Stoff leicht anwenden lassen: und die sogenannten Wissenschaften, welche wir treiben, sind blos als Material zu betrachten, an dessen Formirung wir unsere Geisteskräfte üben. Diese bringt mit sich, daß wir die bereits erlangten Fertigkeiten auf gegebene Gegenstände, auf Produktion bestimmter Formen anwenden. Hieraus wird's einleuchtend, daß es verkehrt sey, wenn der Jüngling Geschäfftsmann, oder gar Gelehrter werden will, ehe er Mensch geworden ist; wenn er Arbeitsstoff einsammeln will, ehe er sich die Kraft zu arbeiten eigen gemacht hat, ehe er also im Stande ist, die Güte und Brauchbarkeit des Gesammelten zu beurtheilen. Ach, wenn wir nur erst die rechten Quellen der Erkenntniß wissen, die Kunst mit Wahl zu sammeln gelernt und die Werkzeuge in guten Stand gesetzt haben: das Anschaffen des nöthigen Materials ist alsdenn eine wahre Kleinigkeit.

126.

Daß jeder Mensch, der auf der Erde lebt, vollständiges Recht hat Mensch zu werden und zu seyn; daß er Kraft dieses Rechts auf alle die Mittel, die zu Erreichung jenes Zwecks nöthig sind, gegründete Ansprüche macht; daß er Keinen dieser Ansprüche, wenn er auch wollte, aufgeben oder abtreten darf; das Alles sind unter Leuten, deren Verstand nicht ganz finster ist, ausgemachte Sachen. Um Mensch zu werden, muß ich das Leben zu erhalten suchen. Dieß kann ohne den Gebrauch und Genuß der natürlichen Erhaltungsmittel nicht geschehen: daraus folgt nun Nichts regelmäßiger, als, daß ich auch auf einen Theil der Naturgaben und des Sinnen-Vergnügens mit Recht Anspruch mache. Aber, wie groß dieser Theil sey; Wieviel ich mit Recht fordern könne; das gehört fast überall noch unter die streitigen Punkte. Die kosmopolitischen Freidenker haben zwar gemeint, daß die natürlichen Menschenrechte eine vollkommene Gleichheit der Vertheilung mit sich brächte; dgß Einer genau so viel haben müßte als der Andere, und daß in der jetzt bestehenden

Ungleichheit der Güter der Grund zu einer Menge herrschender Ungerechtigkeiten läge. Allein, wenn wir auch nicht fragen: ob eine solche Gleichheit auszumitteln, ohne zugleich alles Eigenthum aufzuheben, überall möglich sey? so ist ja offenbar, daß Ein Mensch selbst von Natur Mehr bedarf als der Andere: und nun läßt sich nicht wol absehen, wie diese Ungleichheit der Bedürfnisse mit der völligen Gleichheit der Besitzungen in Uebereinstimmung gebracht werden könnte. Gäbe die Natur nicht Mehr, als, genau berechnet, nöthig wäre, um eines Jeden dringendste Nothdurft zu befriedigen; so würde sich freilich bei einer so kargen Haushaltung jene Gleichheit als ein nothwendiges Naturgesetz ankündigen. Allein, die Hände der Natur sind so mild und ihre Vorrathshäuser so voll, daß gewiß noch zwei Mal so viel Menschen, als jetzt auf der Erde leben, davon vergnügt werden könnten und noch übrig behalten würden. Wollten wir nun bei diesem Ueberflusse noch auf die strengste Gleichheit dringen; so würden wir ja handeln, wie die Kinder, die von ihren Eltern reichlich Brodt bekommen haben, aber dennoch bei der Vertheilung desselben die Schnellwage gebrauchen, damit ja Keins einen Bissen mehr

als das Andere bekommen soll. Auch würden ganz gewiß die ergiebigen Quellen, die uns nähren, noch viel weiter reichen, wenn die Menschen in Friede und mit vereinigten Kräften der Natur alles das abzugewinnen sich bemühten, was sie den Fleißigen gern giebt. Jetzt aber, da sie den größten Theil ihrer Kräfte aufwenden, um einander das Gewonnene oder das freiwillig Gegebene aus den Händen zu reißen, scheinet es der unersättlichen Habsucht freilich hier und da zu fehlen. Nein! ohne Zweifel hatte der himmlische Vater, da er seinen Tisch deckte, auf bescheidene Gäste gerechnet: und wir — würden uns wenigstens der Undankbarkeit schuldig machen, wenn wir überall auf strengem Rechte bei der Forderung dessen bestünden, was uns doch eigentlich nur aus milder Güte gegeben wird.

127.

Mit Berechnung der gleichen Portionen bei Vertheilung der Erdengüter möchte der menschliche Verstand wol schwerlich zu Stande kommen. Sollen nun also die Ansprüche nicht Streit gebähren; so müssen wir der Vernunft folgen, welche uns befiehlt, von diesen Erdengütern so Wenig als möglich zu begehren. Wenn wir Nahrung und Kleider haben; — versteht sich, nicht nach dem Maße des Luxus, sondern nach dem Gesetze der Natur, so wollen wir uns begnügen. Gesetzt, der Vernünftige wüßte in manchen Verhältnissen zu andern Menschen sehr genau, wieviel ihm eigentlich zukomme; so würde er dennoch nicht die äußerste Gränze seines Rechts behaupten, sondern immer einige Schritte zurückbleiben. Durch diese Bescheidenheit würde er nicht nur den Streitsüchtigen aus dem Wege gehen; sondern, er würde sich auch liebenswürdig machen, ja am Ende gar Nichts dabei verlieren, sondern aus freiem Wohlwollen Mehr erhalten, als er durch die gewaltsamste Anmaßung je ertrotzen könnte: denn, es ist ja bekannt, daß man dem

Genügsamen und Bescheidenen weit williger giebt und mehr zugesteht, als dem, der Alles von Rechts wegen fordert. Wahrhaftig! ohne diese Bescheidenheit und Nachgiebigkeit kann selbst derjenige nicht vergnügt werden, der blos um des Genusses willen da zu seyn wähnt: denn, es giebt so unzählig viele Fälle im menschlichen Leben, wo der Rechtsstreit uuendlich Mehr kostet, als der Gegenstand des Streites werth ist. Freilich ist's wahr, daß ich so viel Recht habe, zuerst über den Steg zu gehen, als der Andere, der zu gleicher Zeit von der entgegengesetzten Seite herüberkommt. Wenn nun aber der Steg so schmal ist, daß wir einander nicht ausweichen können und gleichwol Keiner auf den Andern warten will; was folgt daraus? — Nichts anders, als, daß der Stärkere den Schwächern ins Wasser stößt. „Und das mit dem größten Rechte!" spricht Jener, „denn, wofür wär' ich sonst stärker?" — Und, das mit dem größten Unrechte, spricht die Vernunft: denn, wofür habt ihr denn das Vermögen Gesetze zu erkennen, wenn ihr Alles auf Kräfte berechnen wollet? wenn alles Recht auf dem Zufalle beruhen soll, welcher gemacht hat, daß Einer dem Andern an Leibeskräften überle-

gen ist? — Und, bei der Schwierigkeit die feine Gränzlinie des persönlichen Rechts zu bestimmen; wie leicht ist sie überschritten? Dann wird aus der Gerechtigkeit Anmaßung: dann dehnen wir unsere Ansprüche so weit aus, als es uns nur die selbstsüchtige Meinung, die wir von unserem Werthe haben, anrathet: der sicherste Weg uns allen Vernünftigen unleidlich zu machen! Lieber, Freunde, wollen wir ganz Wenig begehren, um desto eher vergnügt zu werden; lieber nicht eher nehmen, als bis uns gegeben wird; lieber freiwillig zurücktreten, ehe man uns zurückstößt; lieber nicht absprechend urtheilen, es sey denn, daß wir entschiedenen Beruf dazu haben. Das heißt bescheiden seyn. Habe der Jüngling noch so edle Talente, noch so ausgebreitete Kenntnisse, noch so auszeichnende Fertigkeiten: durch die Tugend der Bescheidenheit allein behaupten sie sich in ihrem vollen Werthe.

128.

Wenn die Menschen gern großthun, oder einen Vorzug vor Andern ihres gleichen behaupten wollen, so bauen sie diesen Anspruch gemeiniglich, entweder auf das, was sie haben, oder auf das, was sie können. Die Güter sind insgemein das Erste, was sie uns als Belege ihres Werths vorzeigen. Einer hat edle Ahnen und berühmte Vorfahren; ein Anderer hat große Häuser, prächtige Gärten, kostbares Geräth, gelehrte Bücher; ein Dritter hat reiche Vorräthe an schönen, nützlichen, seltenen Natur- oder Kunstprodukten und kramt sie Jedem gern aus, von dem er dafür gepriesen zu werden hoffen kann: ein Vierter hat kostbare Kleider und zeigt sich damit da am liebsten, wo die Menge am größten ist, unter der er sich auszeichnet. Noch andere haben wohlgebaute Körper mit feiner Haut überzogen, haben schöne oder gelehrte Kinder, haben viele Verehrer und Klienten. Und wie? sind das nicht alles gute Sachen? — Gut genug in ihrer Art, Freund, aber sie sind kein Theil deiner Person, folglich auch kein Beweis deines Werths. Sie sind zufällig und

vergänglich und, wenn du sie nun verlierst? Wo ist alsdenn dein Vorzug? — Etwas mehr Eigenthumsrecht hat der Mensch an seinen Geschicklichkeiten und Kunstfertigkeiten: und die im Besitz derselben sind, unterlassen auch nicht leicht ihren gültigern Anspruch auf unterscheidende Schätzung bei aller Gelegenheit geltend zu machen. Hier findet ihr den Kraftmann, der euch mit allen Gesten des Riegers oder Fechters erzählt, mit wie viel Mann er es da und dort aufgenommen — und, wie nachdrücklich er sie die Stärke seiner Faust habe fühlen lassen; daß ihr am Ende befürchtet, er möchte euch selbst mit einer Ausforderung beehren. Dort stoßt ihr auf den Künstler, der sich durch Saitenspiel oder mimische Geschicklichkeit in euren Augen einen Werth zu geben, oder es zu erhalten sucht, daß ihr über den neusten Produkten seines Griffels oder Meisels, die er euch zeigt, die armselige Ansicht seines Zimmers vergesset: und ihr werden ihn sicherlich zum Freunde haben, wenn ihr ihn mit der Versicherung verlaßt, daß er eure Erwartung weit übertroffen habe. Anderswo trefft ihr wieder den Schriftsteller an, der euch nicht besser zu bewirthen weiß, als mit Vorlesung seiner Schriften: ist er bescheiden; um

euer Urtheil darüber zu vernehmen: ist er eitel; um Beifall oder Bewunderung dafür einzuernden: in jedem Falle um sich von seiner glänzendsten Seite zu zeigen. Endlich fehlt's auch nicht an Großthuern, die in Ermangelung anderer Künste, uns erzählen, wie viel Flaschen sie ausgeleert; wieviel Hasen sie gehetzt haben und wieviel Meilen sie in Einem Tage gefahren oder geritten seyn, und uns für Kopfhänger oder einfältige Menschen halten, wenn wir nicht wenigstens in Erstaunen darüber gerathen. Wir geben willig zu, daß die Menschen, die Etwas nützliches können, schätzbarer sind, als, die überall Nichts können: ja, selbst mit den Anwandlungen der Eitelkeit dürfen wir es nicht sehr genau nehmen, eingedenk, daß wir's mit sinnlichen Menschen zu thun haben. Aber freilich vergessen die eiteln Seelen, daß der wahre Adel der Menschen weder in dem, was sie haben, noch in dem, was sie können, sondern in dem, was sie sind, bestehe und daß Jeder den Werth seiner Güter und seiner Künste in dem Maße verkleinert, als er groß damit thut. Ohne sie darum zu verachten, wollen wir bedenken, daß die Sittlichkeit das größte Gut und die Beherrschung seiner Neigungen die größte Kunst ist:

und sollten wir uns hierin je eines Vorzugs vor manchen andern Menschen bewußt seyn; so wollen wir ihn dadurch geltend machen, daß wir nie groß damit thun.

129.

Wer alle Morgen ängstlich fragen muß: Was werde ich heute essen? was werde ich trinken? womit werde ich mich kleiden? wie werde ich die Raubthiere sättigen, die ich füttern muß, wenn sie nicht mich und die Meinigen fressen sollen? dem muß freilich die aufgehende Sonne jedesmal ein Bothe neues Kummers seyn. Aber, das dürfen wir nicht: darum ist unser Gemüth am Morgen so heiter, wie unser Auge. Durch den Segen des allgütigen Gottes hat die Erde auch heuer so Viel getragen, als nöthig seyn wird, um Alles, was lebet, zu ernähren und froh zu machen. Das fruchtbare Wetter läßt uns hoffen, daß die Früchte, die uns nähren

sollen, zur Reife kommen werden. Der Landmann freuet sich auf die bald kommende Ernde: und daß unter den Vorräthen, die da eingesammelt werden, auch Brodt für uns seyn wird, das verspricht uns die Güte der Menschen, die wir als unsere Versorger und Wohlthäter ehren. Ja, fürwahr! die Freiheit von Nahrungssorgen ist ein Vortheil der Jugendjahre, den wir mit Bewußtseyn und Dankbarkeit genießen wollen, so lange er uns gegönnet ist: denn, wir wissen voraus, daß wir uns dessen bald oder spät werden begeben müssen. Aber, warum müssen wir das? Könnten wir nicht immer — könnten nicht unsere Nebenmenschen unter allen Himmelsstrichen mit sorgenfreyen Herzen die Sonne aufgehen sehen? — Ach freilich könnten sie! denn, daß der größte Theil der Menschen um die Mittel ihr kurzes Leben zu erhalten bekümmert seyn — daß sie aus ängstlicher Sorge für die Nahrung und Nothdurft des Leibes ihre Bildung zur Menschheit versäumen sollten; das lag nie im Plane Gottes. Wer das nicht glauben will, der sehe doch die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde an. Sie sorgen nicht: und doch werden sie — Jedes zu seiner Zeit,

mit Freuden gesättiget und mit Anmuth gekleidet. Sollte denn der Weltschöpfer die Menschen geringer geachtet haben, als Thiere und Pflanzen? Nein, gewiß! die Erde producirt genug; auch da, wo Menschen glauben, es sey zu wenig! Aber freilich, wenn Eine gierige Hand so Viel an sich reißt, als tausend fleißige Hände erarbeiten; wenn der Reiche in Einem Tage so Viel verschwelgt, als hundert Arme brauchen würden, um ein ganzes Jahr lang die Nothdurft zu befriedigen; wenn Anlagen, Saaten und Vorräthe muthwillig verwüstet werden, wenn Menschen, um ihren Brüdern zu schaden, mit allen drei Reichen der Natur Krieg führen; wenn sie Alle, die ihr Schwerdt nicht erreichen kann, durch Mangel und Hunger zu tödten suchen; wenn einige Ueberlegene den Theil des Menschengeschlechts auszurotten trachten, nach dessen Gütern sie lüstet; da könnte der Erdkörper nie groß genug seyn, um den unergründlichen Schlund der Habsucht auszufüllen! Wird die Zeit nie kommen, da sich die Kinder der Erde friedlich in die Geschenke ihrer Mutter theilen? Trostloser Gedanke! Vielleicht können wir selbst zu Annäherung dieser Zeit beitragen, wenn wir unsern gegenwärtigen Ruhestand ernstlich zu

Bildung unseres Geistes benutzen. Das ist nicht nur Pflicht für uns: denn, das Wachsthum an Erkenntniß und, vermittelst derselben, an Tugend ist höchster Zweck unseres Lebens, zu dessen Beförderung der Körper und alle äußere Güter blos als Mittel dienen; sondern, es ist auch Nutzen für uns: denn, je fleißiger wir jetzt sind, desto zuversichtlicher können wir hoffen, daß wir auch in der Zukunft von Nahrungssorgen nicht werden gedrückt werden, weil es Gottes Ordnung so mit sich bringt, daß, wer arbeiten gelernt hat, sich auch von seiner Arbeit nähre. Mit frohem Muthe treten wir also alle Morgen die Geschäffte unseres Berufs an, zufrieden mit dem, was wir haben und getrost durch die Hoffnung, daß, wer treu in seinen Pflichten ist, auch an den Bedürfnissen des zeitlichen Lebens nicht werde Mangel leiden.

130.

In der heißen Jahreszeit sind die Morgenstunden ohne Zweifel die Angenehmsten des Tages. Der Thau hat die Erde mit ihren Gewächsen erfrischt: die Luft ist noch kühl: Alles ist munter, und, was Leben hat, erfreuet sich der genossenen Erquickung. Mit jeder Stunde wird es nun heißer. Die Mittagssonne drückt Pflanze und Thier bis zum Hinsinken: große Schwärme stechender und nagender Insekten vermehren die Plage und je schwächer und kränker der Körper ist; desto näher kommt er der Gefahr einer völligen Entkräftung. Am Abende wird's zwar auch wieder kühl; aber auch mit jeder Viertelstunde dunkeler vor unsern Augen: die Nacht bedeckt die Erde und der abgemattete Körper sehnet sich nach der Ruhe. Diese Abwechselung ist das wahre Ebenbild des menschlichen Lebens. Die Jugendjahre gleichen den Morgenstunden. Sie sind die angenehmsten, in welchen Munterkeit und Freiheit von Sorgen den Menschen zur größten Thätigkeit belebt. Der Jüngling steht im vollen Genusse der Wonne, die ihm von allen Seiten zuströhmt, für

die auch jeder Nerve empfänglich ist, und gleich dem ephemerischen Geschöpfe, das erst mit Sonnenaufgange zu leben anfieng, hat er noch keine Vorstellung von der Veränderung der Zeiten. Je weiter der Mensch auf dem Lebenswege kommt, desto mehr werden seiner Verhältnisse; desto schwerer die Geschäffte, desto häufiger die Sorgen. Anstatt, daß er vorhin mühelos aus den Händen der Natur und freundlicher Versorger nahm, was er brauchte, muß er nun im Schweiße seines Angesichts das tägliche Brodt erwerben, und das Gewimmel von Menschen, durch das er sich drängen muß, gestattet ihm nicht leicht eine Raststunde. Je weniger er nun als Jüngling seine Kräfte geschont und durch Uebung erhöhet hat; je kopf- und nervenloser er in die Welt tritt; desto größer ist für ihn die Gefahr unter den aufgebürdeten Lasten zu erliegen. Diese werden ihm nun wol im höhern Alter, als am Abende des Lebens zum Theil wieder abgenommen; aber dafür vergeht ihm auch nun mancher Tag ohne Freude und seine Aussichten werden immer enger und enger begränzt. Er fühlt von Tage zu Tage zunehmende Abspannung; der Genuß des Erworbenen hat für ihn wenig Reiz mehr: selbst das

Andenken an das Vergnügen der vorigen Zeiten verliert sich allmählich und er hat auf der Erde Nichts weiter zu hoffen, als, daß ihn der Tod zur Ruhe bringe. — Wir befinden uns jetzt noch in den wonnereichen Morgenstunden des Lebens. An dem Hange, sie unter Gesang und Spiel hinfließen zu lassen, fehlt es unserer Sinnlichkeit wol nicht. Aber, Erfahrene sagen uns, was bevorsteht: und eben die liebreiche Stimme, die jeden Jüngling aufmuntert sich seiner Jugend zu freuen, vermahnet uns auch, die Stunden, da wir noch frei athmen, dazu anzuwenden, daß wir unsere regen Kräfte sorgfältig üben, uns dadurch in den Stand setzen, des männlichen Alters Last und Hitze standhaft zu ertragen und im Alter, wenn wir's erreichen, mit der großen Beruhigung, wohl gelebt zu haben, dem Ende entgegen sehen.

131.

Ich stelle mir vor, daß der Charakter der Menschheit aus vier wesentlichen Bestandtheilen zusammengesetzt sey, durch deren Besitz jeder Mensch, stünd' er auch auf der niedrigsten Stufe der Kultur, einen beträchtlichen Vorzug vor dem schönsten und edelsten Thiere behaupten kann und soll. Diese nenne ich: Menschensprache, Menschengefühl, Menschenverstand und Menschenwürde. Die Sprache des Menschen ist gleichsam das Wappen, worinn alle seine großen Vorzüge und Ansprüche ausgedrückt sind: und wenn der Bewohner eines andern Planeten auf unsern Erdball käme; so müßte ihm gleich bei der ersten Uebersicht der Naturreiche die Bemerkung entgegen kommen, daß die Gattung, die mit dem Vermögen zu reden begabt ist, unter Allen die edelste und zu den erhabensten Zwecken bestimmt sey. Geradezu wird das Niemand leugnen. Gleichwol wird dieses Talent insgemein so wenig geschätzt und ausgebildet, daß man es bei dem größten Theile der Menschen zu den vergrabenen Pfunden rechnen möchte. Einen Menschen, dem die Sprache fehlt, bedauert man zwar; aber, wenn er

nur sonst zu leben hat und, wie man sagt, keine Noth leidet, so hält er sich selbst — so halten ihn Andere für nicht viel unglücklicher, als jeden Andern, dem etwa ein Glied, oder auch nur das gewünschte Geld fehlt. Freilich, wenn die Sprache weiter Nichts ist, als das, wofür sie die meisten Menschen halten, nemlich das Mittel, einander unsere thierischen Bedürfnisse und Begierden mitzutheilen, unsern Unwillen oder unsere Befehle zu erklären; so ist ihr Entbehrniß nicht von großem Belang. Geschrei und Gebehrden sind ja wol auch Zeichen unserer körperlichen Bedürfnisse: und, wenn diese nur befriediget sind: dann achten sich ja die meisten Menschen schon glückselig. So glückselig leben die Thiere auch, ohne Sprache. Und eben diese vermeinte Entbehrlichkeit ist auch wol die Ursache, warum das Vermögen zu sprechen von denen, die im Besitze desselben sind, wenig geachtet und noch weniger ausgebildet wird. In irgend einem geographischen Buche erinnere ich mich gelesen zu haben: die Sprache der Hottentotten klänge fast, wie das Gekauder eines welschen Hahns. Ach, man braucht wahrhaftig nicht erst in's Kaffern Land zu reisen, um ähnliche Vergleichungen machen zu können. Auch

die ausgearbeitetsten Sprachen werden in dem Munde roher Menschen dermaßen verunstaltet, daß, wer an eine bessere Mundart gewöhnt ist, Mühe hat den wenigen Sinn, der etwa darin liegt, zu errathen. Solche Menschenfiguren sind der Stimme nicht werth, die ihnen die Natur verliehen hat. Denn, zu geschweigen, daß eine reine und wohlklingende Aussprache, ein richtiger und bestimmter Ausdruck, an sich schon schöne Talente sind: Vorzüge, die jeder Mensch sehr wohlfeil haben kann: so ist auch die Sprache das nie täuschende Barometer der Bildung überhaupt, bei Nationen so wohl als bei einzelnen Menschen. Wer sich erlaubt fehlerhaft und gesetzwidrig zu reden und zu schreiben, der erlaubt sich ganz sicherlich auch fehlerhaft zu denken und gesetzwidrig zu handeln: dagegen der Jüngling durch eine gebildete Sprache in den Augen des Menschenkenners Mehr gewinnt, als durch funfzehen Empfehlungen vornehmer Gönner. Erinnerung genug für uns, um diesen Theil unserer Fähigkeiten nicht zu vernachlässigen, sondern an Berichtigung der Zeichen fleißig zu arbeiten, damit wir desto eher an das Bezeichnete kommen.

132.

Das Vermögen zu fühlen, oder die natürliche Anlage zu Lust und Unlust hat der Mensch auch mit den Thieren gemein und bei Beiden liegt in diesen Gefühlen der Grund aller sinnlichen Triebe; aber, die Menschen- und Thiergefühle gleichen zweien Wurzeln, aus deren Einer ein Dornenstrauch, aus der Andern ein herrlicher Fruchtbaum wachsen kann. Beide sind in ihrer Art gut; aber, sollte der Letztere nicht einer sorgfältigen Pflege und Abwartung würdig seyn, als der Erste? — Dennoch bemerken wir, daß bis jetzt an das Gefühlvermögen noch weniger Bildungsfleiß, als an die übrigen Anlagen der Menschennatur gewandt worden ist; daß man den Hang der jungen Gemüther, sich zu freuen und zu ärgern, selten beobachtet — noch seltener zu lenken versucht hat: sey es nun, daß man glaubte, die Natur könne und müsse damit ganz allein fertig werden; oder, daß man es nicht der Mühe werth achtete dem einträglichern Lerngeschäffte so viel Zeit und Aufmerksamkeit zu entziehen, als nöthig ist, um die Gefühle zu verfeinern. Gleichwohl möchte

man sagen, daß die Veredelung dieses Vermögens sich zur ganzen übrigen Menschenkultur so verhalte, wie die Verbesserung des Bodens zur Behandlung der Pflanzen, die darin wachsen. Wenn wir nun bedenken, welchen wichtigen Einfluß die Gefühle auf die Wünsche, Gesinnungen und Urtheile der Menschen haben; wie häufig bei der großen Menge die Fälle sind, in welchen das Gefühl die Stelle aller Gründe vertreten muß: bedenken, welcher gewaltige Unterschied zwischen zweien Menschen ist, deren Einem das Bewußtseyn eines begangenen Fehlers eben so weh thut, als dem Andern eine derbe Tracht Schläge; deren Einen die Schönheiten der Natur mit Wonnegefühl erfüllen, dagegen den Andern nur der Hanswurst mit unflätigen Possen vergnügen kann, daß es für die Richtung meiner Denk- und Handlungsweise schlechterdings nicht gleichgültig seyn kann, ob mich die Thräne der leidenden Unschuld rührt; oder, ob ich nur dann traurig werde, wenn ich sehe, daß es meinem Freunde (Feinde) wohl geht; ob Regelmäßigkeit und edle Thaten mein Wohlgefallen nach sich ziehen; oder, ob nur Karrikatur und Thorheit für mich Gegenstand der Lust seyn; — bedenken endlich, daß nur der Mann von Gefühl

für Recht und Pflicht erwärmt werden kann, daß hingegen die kalten, gefühllosen Seelen, denen Alles einerlei ist, insgemein für Wahrheit und Tugend erstorben sind; so werden wir bald einsehen, wie Viel darauf ankomme, daß eine Lebenskraft nicht unentwickelt noch ungeübt bleibe, deren Wirkungen in der Sittlichkeit sowohl, als in der Glückseligkeit des Menschen so sichtbar sind. Lasset uns doch ja diesen Wink benutzen und uns im Genusse nicht den Thieren gleich stellen; sondern die Wurzel zu veredeln suchen, aus der zwei edle, für die Menschheit sehr fruchtbare Pflanzen hervorwachsen sollen: Sie heißen Wahrheitssinn und Pflichtgefühl.

133.

Nichts ist dem Menschen weniger gleichgültig, als die Meinung Anderer von seinem Verstande und die Vorstellung, die er selbst davon hat, scheint der reizbarste Punkt seines ganzen Wesens zu seyn. Lieber mögen sie arm, gering, gebrechlich und elend, als Menschen ohne Verstand heißen. Eher werden sie dir's vergeben, wenn du laut von ihren Fehlern und Vergehungen sprichst und sie der Sittenlosigkeit und Irreligion beschuldigst, als, wenn du ihnen Mangel an Klugheit und Urtheilskraft vorwirfst. Ja, in Wahrheit! Mancher läßt sich lieber einen Bösewicht — denn, auch dieser Charakter setzt ja einigen Verstand voraus, — als einen dummen und unverständigen Menschen schelten. Aber, es geht dem Menschenverstande, wie andern menschlichen Vorzügen: den meisten Sterblichen liegt Mehr am Titel als an der Würde. Verständig zu heißen und für klug gehalten zu werden, wünschen sie eifrig; aber verständig zu werden und zu seyn, geben sie sich insgemein wenig Mühe. Denn, wenn man

die Beschäfftigungen ansieht, durch welche der Verstand entwickelt und gebildet werden soll; so geräth man in Versuchung zu glauben, daß die Beschäfftigten entweder gar Nichts von einem Menschenverstande wissen, oder die natürliche Anlage dazu für ein Unkraut ansehen, welches je eher je lieber mit der Wurzel ausgerottet werden muß, damit es nicht etwa zur Reife komme und Samen trage. Da wird Unterricht gegeben und angehört, da werden Reden in mancherlei Styl und Sprache gelernt; da werden Worte hergesagt und geschrieben; aber, bei dem Allen bleibt der Verstand so unthätig, wie das Zifferblat an der Uhr: nur das Ohr, das Gedächtniß, der Mund und die Hand werden beschäfftiget. Wern also die werdenden Menschen nicht etwa den Verstand zugleich mit den Nahrungsmitteln einschlucken; so weiß man nicht, mit welchem Rechte sie in der Folge darauf Anspruch machen können. Begreiflich ist's indessen wohl, daß Menschen, die sich geringe und niedrige Zwecke vorsetzen, auch mit den Mitteln zu Beförderung derselben in einem geringen Grade der Vollkommenheit zufrieden seyn. Wieviel sind der Menschen, die einen andern Lebenszweck kennen und wollen, als die

Erwerbung äußerer Güter? Dazu wird freilich ein Geschäfft erfordet. Wenn sie aber das Material desselben durch Anschauung und die Art, ihm die verlangte Form zu geben, durch mechanische Nachahmung kennen lernen und sich soviel Urtheilskraft anschaffen, als nöthig ist, um Gewinn und Verlust in groben Verhältnissen zu unterscheiden; so sind sie sich klug genug und wer ihnen nun noch den Verstand absprechen wollte, der würde übel ankommen. — Wie klein würde der Vorzug des Menschen vor dem Thiere seyn, wenn der Erkenntniß und Wirksamkeit unseres Verstandes nicht ein weiteres Feld eröffnet wäre. Lasset uns eilen, um darauf so weit als möglich zu kommen: denn, je größer das Stück ist, das wir während dieses Lebens bearbeiten, desto näher kommen wir dem Ideale der ausgebildeten Menschheit.

134.

Auch von Würde hört man in der menschlichen Gesellschaft Viel sprechen und man bezeichnet mit diesem Namen einen Vorzug, nach welchem diejenigen am meisten geizen, die sich für die Edelsten halten. Es giebt so viele Arten und Grade der Würde, daß keine Sprache Worte genug hat, um sie alle zu bezeichnen. Und, wer sich im Besitz derselben gefällt, dem gönnen wir sie: wo sie Einfluß auf Beförderung des Sittlichguten hat, da schätzen wir sie: wir suchen sie sogar, wenn sie der Thätigkeit unserer edlern Kräfte einen Wirkungskreis eröffnet. Nur können wir nicht unbemerkt lassen, daß sie allzumahl unter die zufälligen Güter gehören. Ob wir sie haben sollen; das hängt theils vom Eigensinne des Glücks, theils von der Willkühr der Großen ab. Auf unsern persönlichen

Werth haben sie nicht den geringsten Einfluß: wir werden durch Ertheilung derselben nicht um ein Haar besser, als wir vorher waren. Durch die Machtsprüche ungnädiger Herren können sie uns so gar wieder genommen werden: und, wenn wir aus der Welt gehen, müssen wir sie da lassen; daher es in der andern Welt wol gleichviel seyn wird, ob wir sie bekleidet haben oder nicht. — — Ganz anders verhält es sich mit der sittlichen Menschenwürde, mit der edlen Fertigkeit, frei vom Zwange der Begierden und Leidenschaften, durchaus nach Gesetzen der Vernunft zu handeln. Sie wird Niemandem durch ein bezahltes Diplom ertheilt; sondern jeder Mensch kann und wird ihrer in dem Grade theilhaftig werden, als er ernstlich darnach strebt. Sie verändert sich nicht mit den Umständen; sondern sie ist bleibend, wie das Wesen des Menschen. Bei ihr ist nicht die Frage: Wieviel sie Jeder will gel-

ten lassen; sondern, sie behauptet sich durchaus, gesetzt auch, daß kein Mensch sie anerkennete. Kein Zufall kann sie dir rauben, auch der Tod nicht: sondern ganz gewiß wird sie dir im künftigen Leben deinen Rang bestimmen. Sollte man wol meinen, daß nach dieser Vergleichung der verständige Mensch noch einen Augenblick im Zweifel stehen könnte: Welche von Beiden erhabener sey? — O Freunde! wie selig sind wir, wenn wir uns bewußt sind, daß der Weg uns offen stehe zur höchsten Stufe im Reiche der Schöpfung, so weit wir es kennen. Wie muthig können wir die Arbeiten übernehmen, durch die wir uns auf jene Höhe schwingen! Wie leicht können wir uns im Gefühl dieser Würde über das Entbehrniß vieler zufälligen Güter trösten! Lassen wir dem sinnlichen Haufen die glänzenden Schilder, mit denen er sich behängt, um

unter seines Gleichen zu prangen. Zu bedauern ist er, wenn er Nichts besseres kennt. Mag doch auch Er mitleidig auf uns herab blicken! Dabei verlieren wir Nichts: denn, wir wissen, was wir haben. Unter dem Baldachine gehen und auf dem Throne sitzen, Heere anführen und Nationen beherrschen, mag wol in den Augen mancher Leute Viel seyn; aber, Mensch seyn, ist Mehr!

Nach-

Nachstehende Schriften sind bei dem Verlegern dieses und in allen Buchhandlungen zu haben.

Anweisung, kurze, zur Deutschen Orthographie, nebst einem orthographischen Wörterbuche. 8. 1797. 20 gr.

Bauer, Carl Gottfr., über die Mittel dem Geschlechtstriebe eine unschädliche Richtung zu geben, eine gekrönte Preisschrift, mit einer Vorrede und Anmerkungen von C. G. Salzmann. 8. 791. 1 rthlr. 8 gr.

Bechsteins, J. M., kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes für Schulen und den häuslichen Unterricht. 1r und 2r Band, in 4 Abtheilungen mit Kupfern. gr. 8. 792-97. 7 rthlr.

Bilderbuch, historisches, für die Jugend, enthaltend Vaterlandsgeschichte. 1r und 2r Band, mit vielen Kupfern. 8. 797. sauber gebunden. 5 rthlr.

Dasselbe unter dem Titel: Geschichte der Teutschen. 1r und 2r Band, ohne Kupfer. 8. 797. 1 rthlr. 12 gr.

Bolingbroke, des Lords, Briefe über das Studium und den Nutzen der Geschichte, aus dem Engl., übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. F. R. Vetterlein. 2 Theile. 8. 794. 1 rthlr.

Briefe, philosophische, über das Princip und die ersten Grundsätze der sittlich religiösen Erziehung. gr. 8 794. 1 rthlr. 10 gr.

Bussens, Fr. Gottl., erste Geometrie für Kinder, mit Kupfern. 2te Aufl. nebst der Körpermessung und Visirkunst, m. Kupf. 8. 1789. 790. 11 gr.

les Conversations d' Emilie. 8. 774. 1 rthlr.

Demeunier, J. B., Abhandlung über die Französische Aussprache. 8. 791. 6 gr.

Fabrizius, M. F. D., Religionsunterricht für Kinder, I. und II. Th. 1ste und 2te Abth. 8. 792-95. 1 rthlr. 16 gr. (Der 3te Th. ist noch unter der Presse.)

Geschichte der Römer, zur Erklärung ihrer klassischen Schriftsteller, mit einer Karte, 1r und 2r Theil, (von P. F. A. Nitsch) 8. 787-90. 2 rthlr. 4 gr.

Handbuch zur Kenntniß des griechischen Alterthums, in geographischer, mythologischer, historischer, genealogischer, litterarischer Rücksicht zum Gebrauch für die Jugend beym Lesen der Alten bearbeitet. Mit 2 Karten. 8. 789. 1 rthlr. 12 gr.

Hennicke, M. Joh. Aug. Phil., synchronistische Tabellen über Schröckhs Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte zum Gebrauch der niedern Klassen in den Schulen. 4. 797. 10 gr.

Lesebuch, mythologisches, für die Jugend, 18 und 26 Bändchen, mit 22 Kupfern von J. W. Meil. 8. 785. 786. 3 rthlr.

Leskens, D. Nathan. Gottfr., Anfangsgründe der Naturgeschichte, 1r Theil. Allgemeine Natur- und Thiergeschichte, mit 12 schwarzen Kupfern. 2te Aufl. gr. 8. 784. 2 rthl.

— mit illuminirten Kupfern. 4 rthlr.

Locke, John, über die Erziehung der Jugend unter den höhern Volksklassen, aus dem Engl. übersetzt und mit Zusätzen und Anmerkungen versehen, von Carl Siegm. Ouvrier. 8. 787. 1 rthlr. 4 gr.

Mädchenfreund, der, 18 und 26 Bändchen. 8. 789. 791. 18 gr.

Marx, A. F., Erinnerungen eines Lehrers an seine Zöglinge, am Tage ihrer Confirmation. 8. 791. 7 gr.

Ramanns, S. J., katechetische Erklärung und Unterhaltung über die Sonn- und Festtags-Evangelien. 18 = 56 Bändchen. 8. 793 = 95. 2 rthlr.

— — katechetische Erklärung und Unterhaltung über die Sonn- und Festtags-Episteln. 18 = 38 Bändchen. 8. 795 = 97. 2 rthlr. 4 gr.

Richters, J. C. H., Leitfaden bey dem naturhistorischen Unterrichte nach Bechsteins gemeinnütziger Naturgeschichte des In- und Auslandes. 8. 795. 6 gr.

Rügers, S. G., Zeichenmeister, oder Lehrbuch der Zeichenkunst für die Jugend und alle Stände, 1r Band mit 15 Kupfern. gr. 8. 794. 1 rthlr. 4 gr.

Salzmanns, Chr. Gotth., über die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beyzubringen. 2te Aufl. gr. 8. 787. 12 gr.

— — Reisen der Salzmannischen Zöglinge, 6 Theile. 8. 784 = 793. 3 rthlr. 16 gr.

— — Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde. 8 Bändchen. 8. 778 = 787. 2 rthlr. 13 gr.

— — Constants curiose Lebensgeschichte, ein Buch für das Volk, mit Bildern, 3 Theile. 8. 791.93. 1 tbl. 2 gr.

Salzmanns moralisches Elementarb., nebst einer Anleitung zum nützlichen Gebrauch desselben, 2 Theile. 8. 785 und 787. 1 thlr. 8 gr.

— — Kupfer zu diesem Elementarbuche nach den Zeichnungen Hrn. Dan. Chodowiecki's, von Hrn. Nußbiegel, Hrn. Penzel und Hrn. Crusiusen. gestochen, 3 Hefte. 8. 784 - 88. Tab. I. bis LXVIII. 8 thl. 8 gr.

— — noch etwas über die Erziehung, nebst einem Nachtrag: Ankündigung einer Erziehungsanstalt. 8. 784. 12 gr.

— — vorzüglichste Gespräche aus dem Thüringer Boten. 8. 791. 8 gr.

— — Sebastian Kluge, ein Volksbuch. 8. 790. 8 gr.

— — Nachrichten für Kinder aus Schnepfenthal, mit eingedruckten Vignetten. 8. 787. 18 gr.

— — über die heimlichen Sünden der Jugend, nebst Anhang. 8. 787. 16 gr.

Schollmeyer, J. G., Katechismus der sittlichen Vernunft, oder kurze und Kindern verständliche Erklärung der sittlichen und religiösen Grundbegriffe, durchgängig mit Beyspielen erläutert. 8. 796. 6 gr.

Schummels, Joh. Gottl., Kinderspiele und Gespräche, 3 Theile. 8. 777. 78. 2 rthlr. 4 gr.

Schrader, M. Gottfr. Leop., Handbuch für Söhne und Töchter zum Gebrauch bey ihrer Confirmation, Abendmahlsfeyer, und in den Jünglings- und Jungfrauenjahren. 8. 796. 9 gr.

— — Elementarisches Lesebuch für Kinder, die schon im A B C-Buche Lesen gelernt haben. 1s und 2s Bändch. 8. 797. 16 gr.

Schulze, J. H. A., Lehrbuch der Religion nach den Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums. 2te verbesserte Auflage. gr. 8. 795. 14 gr.

Thieme, M. K. T., Gutmann oder der sächsische Kinderfreund, ein Lesebuch für Bürger- und Landschulen 2 Theile, 2te Auflage. 8. 797. 16 gr.

— — erste Nahrung für den gesunden Menschenverstan· 3te verbesserte Aufl. 8. 794. 6 gr.

Trapps, E. C., Gesangb. für die Jugend. 8. 782. 8 gr.

Velthusens, J. C., Religionsunterricht nach Anleitung der heiligen Schrift, 3te verb. Auflage. 8. 790. 8 gr.

— — biblisches Handbuch für selbstprüfende Leser, 2te vermehrte und verbesserte Aufl. 8. 791. 12 gr.

— — Fragebuch für Eltern, Lehrer und angehende Prediger, oder Anleitung zu Fragen, Gesprächen und Erläuterungen über den Religionsunterricht mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Fähigkeiten und des Alters der Jugend, 2te vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 791. 10 gr.

Villaume, Geschichte des Menschen. 2te verbesserte Aufl. 8. 788. 20 gr.

Wagenseils, C. J., Lebensgeschichte D. Mart. Luthers, für den Bürger, 2te Ausg. 8. 786. 6 gr.

Wanderungen, kleine, auch größere Reisen der weiblichen Zöglinge zu Schnepfenthal, um Natur, Kunst und den Menschen genauer kennen zu lernen, 1stes Bändchen. 8. 788. 8 gr.

Weiße, C. F., 24 Schauspiele für Kinder aus dem Kinderfreunde besonders abgedruckt, 3 Bände. 8. 792. 2 rthlr. 8 gr.

Weiße, C. F., Kinderfreund, auf weißes Druckppr. mit Kupfern, in 12 Bänden, wovon jeder Band 2 Theile der ersten Auflage von 24 Theilen enthält. 8. 780-82. 4 rthl. 12 gr.

— — Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes, oder Fortsetzung des Kinderfreundes, 12 Theile auf Schrbpp. mit Kupfern. 8. 784-792. Jeder Theil 20 gr. 10 rthlr.

— — Ebendasselbe auf Druckp. Jeder Theil 12 gr. 6 rthlr.

Werners, J. E., Religion der Unmündigen in biblischen Katechisationen. gr. 8. 793. 4 gr.

Marmontel Contes moraux et Bélisaire, 4 Tom. avec fig. 8. 791. 3 rthlr.

— — le même livre sans fig. 8. 1 rthlr. 4 gr.

— — Bélisaire avec fig. 8. 791. 12 gr.

— — le même livre sans fig. 8. 8 gr.

Reichardi, Henr. Godofr., Initia doctrinae christianae, in usum studiosae juventutis. Editio altera denuo revisa et correcta, 8. 794. 7 gr.

— — Initia disciplinae christianae in usum studiosae juventutis, 8. 784. 10 gr.

Salzmann, C. G., Livre élémentaire de morale avec une introduction pour s' en servir utilemeut, ouvrage traduit de l'allemand, 2 Tomes 8. 785. 89. 2 rthlr.

Schoummel, Jean Théophile, recueil des plus jolis contes tirés des mille et une nuit, à l'usage des ecoles. 2 Tomes. 8. 780. 18 gr.

Druckfehler.

Man setze

In der Vorrede:

S. 1 Z. 4. muß f. mnß.

Im Inhaltsverzeichniße:

No. 28. Sinn f. Sinne.

In den Aufmunterungen:

S. 5 Z. 22. großem f. großen.

— 8 — 12. konnte f. könnte.

— 9 — 23. nach Kräfte ein!

— 10 — 15. Etwas f. etwas.

— 13 — 22. Lebensgefährten f. Lebengefährten.

— 18 — 16. Niemandem f. Niemanden.

S. 18 Z. 20. Den Arbeitstunden f. der Arbeitstunde.

— 20 — 19. Rohheit f. Voheit.

— 21 — 22. Den Speisen f. der Speisen.

— 22 — 25. Sklaven f. Sclaven.

— 33 — 3. unserer f. unsere.

— 46 — 16. sorgen f. Sorgen.

— 52 — 11. veredeln f. veredelen.

— 53 — 22. Lebenskraft f. Lebenkraft.

— 63 — 17. Der f. Dar.

— 67 — 25. Nichts f. nichts.

— 76 — 8. Freßsucht f. Fressucht.

— 81 — 12. Meister f. Meisten.

— — — 16. hin f. hier.

— 86 — 22. einst f. erst.

— 88 — 26. verwelkt f. verwelckt.

— 98 — 13. nach Gebrauch ein ,

— 100 — 15. gereizt f. gereitzt.

— 104 — 26. nach prüfen ein ,

— 112 — 15. zerrißen f. zerreißen.

— 115 — 18. Oder f. Aber.

— 125 — 3. heiligem f. heiligen.

— 128 — 10. gefaßt f. gefast.

— 137 — 6. Vernünftige f. Vernünftige.

— 141 — 4. Gold f. Geld.

S. 149

S. 149 Z. 18. gereizten f. gereißten.
— 153 — 16. nach Erfolg ein ;
— 155 — 14. Uebermaß f. Uebermas.
— 162 — 22. Nichts f. nichts.
— 172 — 24. Beförderung f. Beſörderung.
— 177 — 7. nach befördern auſtatt des; ein,
— 197 — 11. nach zunehmendes ein ,
— 200 — 16. Bedürfniße f. Bedürniße.
— 207 — 3. Werkzeug f. Werzeug.
— 215 — 15. Vernunft f. Vernunf.
— 221 — 3. ohn' f. ohne.
— — — 13. wir f. wie.
— 223 — 15 und 16. die f. die die.
— 236 — 2. ein . anſtatt des :
— 237 — 9. nach Plackerei ein ,
— 244 — 23. nach angenehme ein ,
— 253 — 15. Nichts f. nichts.
— 254 — 9. ein ? anſtatt des !
— 255 — 14. die ſie f. ſie.
— — — 4. koſtet f. koſte.
— 257 — 5. Reu f. Reue.
— 272 — 2. nöthigen f. nötigen.
— 273 — 18. neun f. neue.
— 276 — 4. nach Gerechtigkeit ein ,
— 281 — 5. ſondern f. ſonbern.

S. 281 Z. 19. behaupten f. behaupeen.
— 300 — 7. anwende f. anwede.
— 308 — 18. betet f. bethet.
— 326 — 21. Niemandem f. Niemanden.
— — — 22. ischätzen f. schäz : zen.
— 330 — 11. gewinnen f. gewianen.
— 331 — 4. Ameise f. Ameiße.
— 334 — 23. daß f. dgß.
— 336 — 4. nach Kräften ein ,
— 341 — 9. Ringers f. Riegers.
— 348 — 20. nach Lebens ein ,
— 351 — 25. zwischen Kaffern und Land das ;
— 353 — 11. sorgfältigern f. sorgfältigen.
— 356 — — die Seitenzahl 356 f. 365.